



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



3 2044 010 152 437

49582.9

Bd. Oct. 1889.

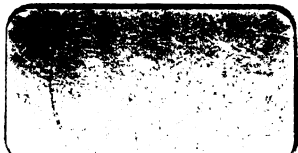


Harvard College Library

FROM

Ferdinand Amersin.

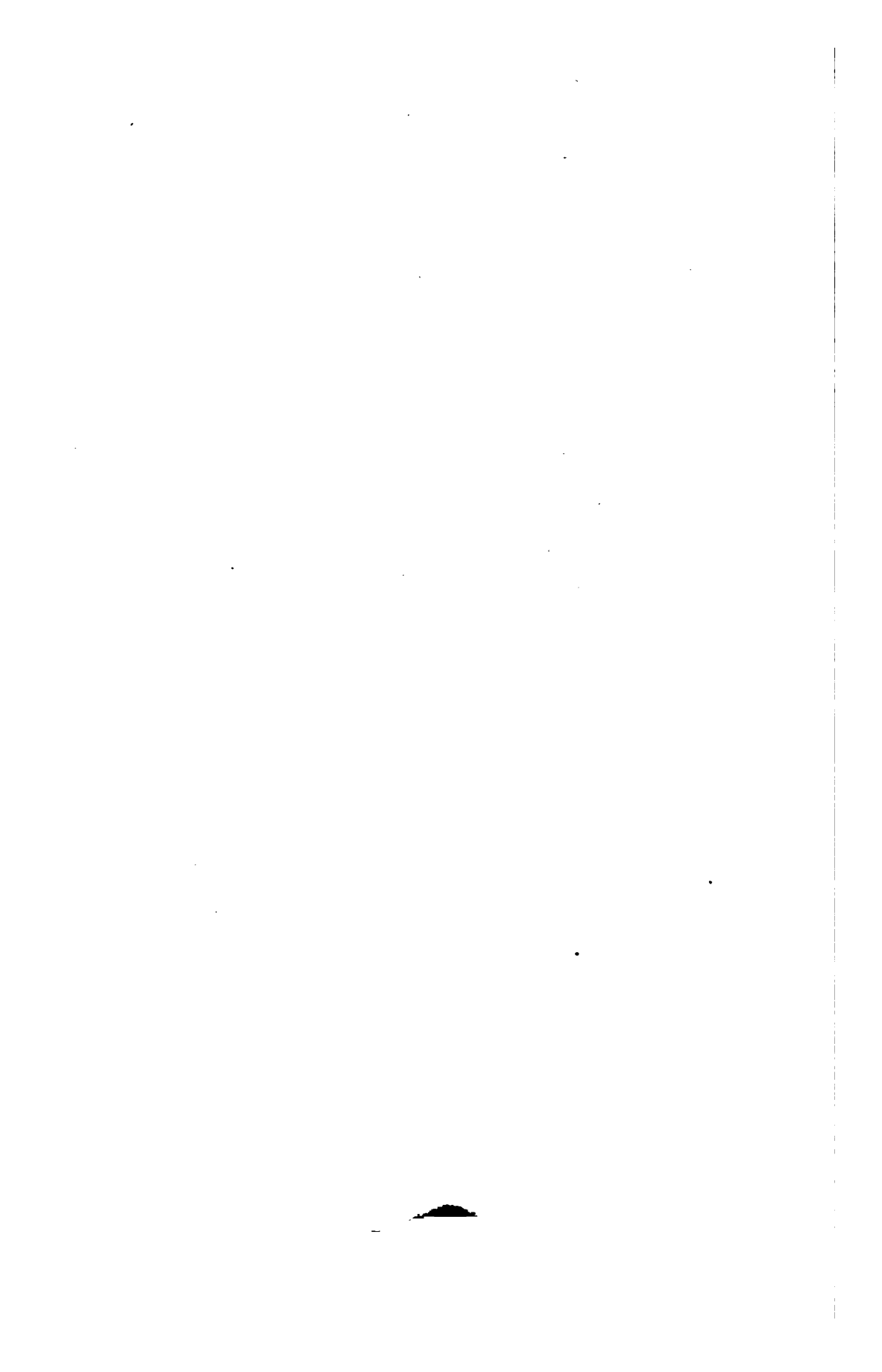
16 July, 1888.











49582.9

Das Land
der Freiheit.

Ein Zukunftsbild

in schlichter Erzählungsform.

Verfasst

von

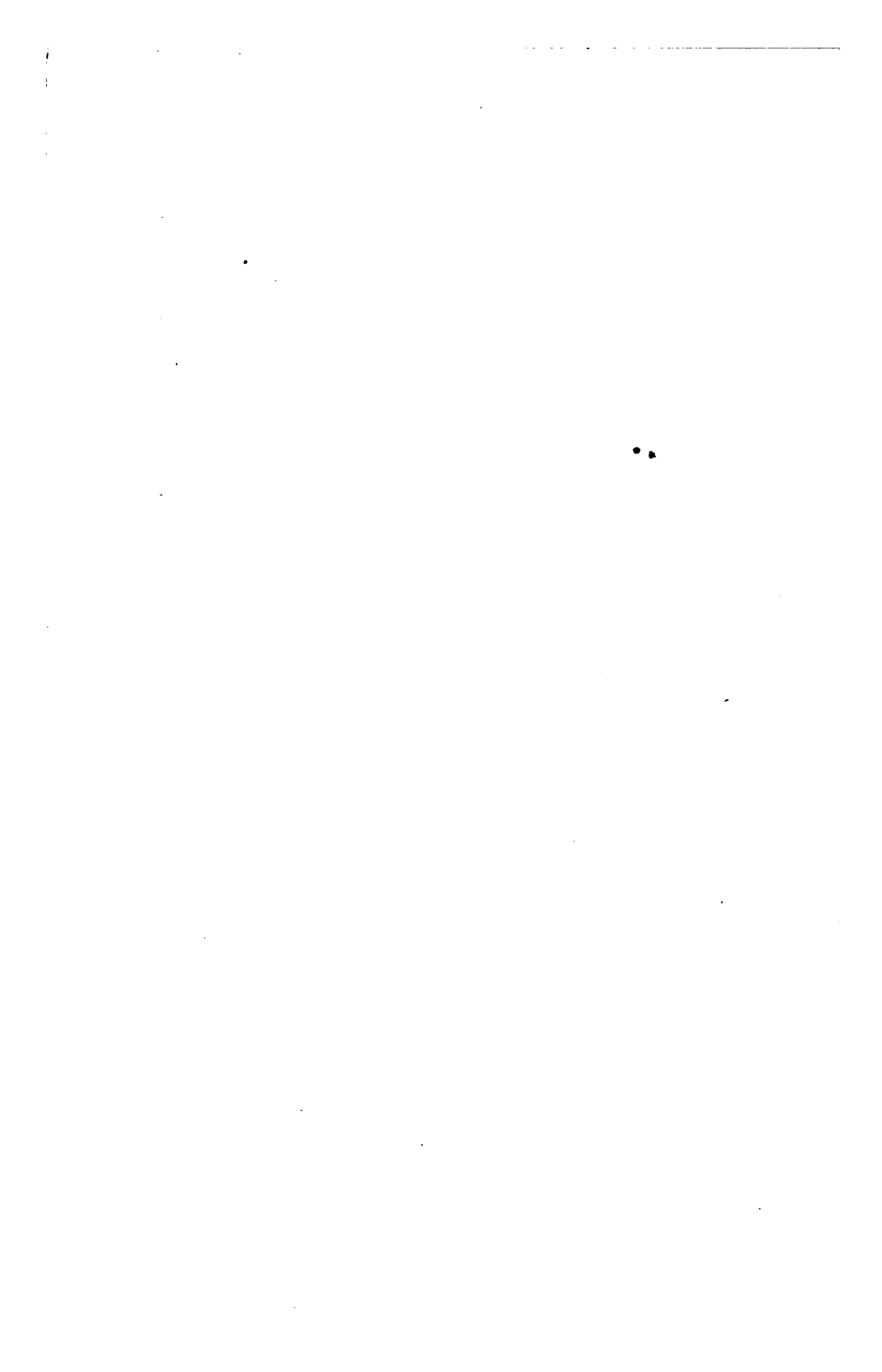
Ferdinand Amersin.

Graz, 1874.

Commissions-Verlag „Leykam-Josefthal“.

Im 1^{ten} Liefungsjah
an Harvard-Universität
in Cambridge U.S.

zum Verfassen
Lehrbuches Ameris
Trient 2/2 83



①

Weisheit und Tugend

des

reinen Menschenthums.

In den Formen der Lehre und der Dichtung

gemeinverständlich dargestellt

durch


Ferdinand Amersin.

Zweiter Band:

Das Land der Freiheit.

Graz, 1874.

Commissions-Verlag „Leykam-Josefsthäl“.



Das Land
der Freiheit.

447-3.

Ein Zukunftsbild

in schlichter Erzählungsform.

Verfasst

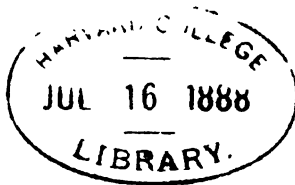
von

Ferdinand Amersin.

Graz, 1874.

Commissions-Verlag „Leykam-Josefsthal“.

49582.9



*The Author
through Hon. R. W. Thayer.*

„Du sahst Vergangenheit und Gegenwart;
Es war ein trüber Anblick! Lerne Geist
Jetzt die Geheimnisse der Zukunft. —
. Die Zukunft
Enthüllt jetzt ihre Schätze; lass den Anblick
Dein wankend Hoffen kräft'gen und erneu'n!“

Shelley, Königin Mab.

„Was ahnungsvoll durchbebt
Alle Völker und Zeiten, was holden Klanges schwebt
Auf allen Dichterzungen, das muss in Zeit und Raum
Doch einmal blüh'n und leben, unmöglich ist's ein leerer Traum!“

Rob. Hamerling.

„Das entschiedene, zu Fleisch und Blut gewordene Bewusstsein,
dass das Menschliche das Göttliche, das Endliche, das Unendliche, ist
die Quelle einer neuen Poesie und Kunst, die an Energie, Tiefe und
Feuer alle bisherige übertreffen wird.“

Ludw. Feuerbach.

Einleitung.

Die Lebens- und Weltanschauung der Freigeister macht immer grössere Fortschritte. Sie verbreitet sich sogar schon unter den einfachsten, kaum einer Schulbildung theilhaften Leuten, die, sofern sie nur offenen Kopfes sind und etwa noch durch das Beispiel Anderer angeregt werden, oft gar merkwürdig freie Lebensansichten äussern.

„Seht nur“: — sagen sie — „sobald unsere jungen Leute studirt haben, so glauben sie an keinen Gott und gehen in keine Kirche mehr. Die Gescheidteren von ihnen werden Alle zu Freigeistern. Somit scheint die Religion nur gemacht, um uns niedrige Leute zu trösten über's Elend, das wir ausstehen müssen und uns zu foppen mit der Hoffnung auf einen Himmel, den noch Niemand gesehen hat. — Aber es ist nichts damit. Nach dem Leben ist's aus und wir Menschen sterben geradeso wie alles übrige Lebende. Todt sind wir ausgelöschte Lichter. Nichts weiter. Die Hölle und den Himmel bereitet sich Jeder im Leben selbst. Alles Uebrige ist Lug und Trug. — Achtet man aufs wirkliche Leben, so glauben die Himmels- und Höllenprediger im Grunde selbst nicht, was sie predigen; sonst könnten sie nicht selbst ihre eigenen Rathschläge und Vorschriften missachten und übertreten.“ Solche und ähnliche Worte habe ich oft von den bezeichneten Leuten aussprechen gehört.

Das ist ein grosses Zeichen der Zeit. Es bereitet sich in Glauben, Lebensanschauung und Sitte ein Umschwung vor, so grossartig wie noch nie vorher.

Viele Derjenigen, die dem alten Glauben abtrünnig geworden sind und der neuen und freien Lebens- und Weltanschauung (dem sogenannten Realismus und Materialismus) sich zugewendet haben, sind aber dadurch um nichts glücklicher und zufriedener gemacht, sondern vielmehr oft bis zur Genussunfähigkeit, zum Weltekel und

zur Verzweiflung geführt worden und dies gibt den Vertheidigern, des Altherkömmlichen gerechten Anlass, über die Unstatthaftigkeit dieser neuen Weltanschauung zu klagen. Es entsteht die grosse Frage: Wie sollen wir uns dem neuen Wesen gegenüber verhalten? Alles Für und Wider erwägend . . . sollen wir dasselbe annehmen oder abweisen? —

Eines ist sicher. Der **Wissenschaft** darf nichts daranliegen, ob, was sie bei ihrem redlichen Streben nach Wahrheit sich erringt, im Uebrigen uns nützlich oder angenehm sein mag. Umsomehr fragt aber das **Leben** darnach. Der Mensch, der glücklich und zufrieden leben will — und das will doch Jeder — muss anstehen, eine „Wahrheit“ zur Richtschnur seines Lebens zu nehmen, die ihn anscheinlich nur unglücklich macht. Dabei will ihm auch nicht einleuchten, dass die Wahrheit — echte und reine Wahrheit — unglücklich machen könne.

So kommt man zu folgender Gegenüberstellung. Entweder ist dennoch der alte Glaube und die alte Weltanschauung das Richtige, weil sie zu beglücken im Stande waren . . . oder aber der neue Glaube (oder **Unglaube**, wie man will) und die neue Weltanschauung sind zwar der Wahrheit entsprechend, aber es fehlt ihnen die völlige Durchbildung, der fertige Ausbau. Und dies Letztere dürfte schier das Rechte sein. Genug Geister haben sich bis nun damit abgegeben, das aus früheren, dunkleren Zeiten überkommene Morsche und Veraltete aus unserer Geistesbildung wegzuräumen, niederzureissen und auszurotten. Wir sind dabei angelangt, dass uns kein „Urvater Haushath“ mehr „ehrwürdig vor Alter“ ist. Wir haben den klaren, reinen Grund des Naturglaubens und der Freigeisterei erlangt. Wenige im Verhältnis haben sich mit der zweiten Hälfte der grossen Geistesarbeit abgegeben, nämlich damit, auf dem reingemachten Grund nun auch etwas Neues, Wichtiges und Bestandhabendes aufzuführen und dadurch unserer neuen und freien Weltanschauung, der noch schwankenden und streitenden, endlich das feste Gefüge einer neuen, aller Welt Trost gebenden und Leben und Tod miteinander versöhnenden **Religion** zu geben.

Daraus ergibt sich aufs Deutlichste die Aufgabe unserer gegenwärtigen Zeit: das Zusammenfassen, das Ordnen des Errungenen und endlich, als das Wichtigste, das **Neuaufbauen**. Es muss, sowie jede Religion auf erhaben-Schönes, Himmlisches, überzeugend Tröstendes

III

hinweist, dieser tröstende Punkt auch in der neuen und freien Lebens- und Weltanschauung ausgefunden werden.)

Um nicht lange herumzureden, so sage ich's gleich: dieser tröstende Punkt ist mir **der Gedanke an die Zukunft**. Ich denke: Ist wirklich Fortschritt im Gang der Welt, so muss das Ideal, die Vollendung, die Freiheit oder der Himmel — kurz **das höchste Schöne** — **allein in der Zukunft** zu suchen sein. ✓

Einmal abgekommen von der Annahme eines schaffenden Gottes und hingeführt zu der reinen Werde- und Fortschrittslehre, der immer mehr allgemein einleuchtenden wird man beim weiteren Ausbau dieser freieren Gedankenwelt gar bald dahin gelangen, das erhebende und tröstende Bild der bevorstehenden Vollendung oder des Himmels, das man zusamt der alten Religion einstweilen aufgegeben hatte, nunmehr in dem Zukunftsgedanken freudig wiederzufinden. —

Wenn wir den Gang der Menschheitsgeschichte mit einem zusammenfassenden Ueberblick verfolgen, so bemerken wir recht wol, welch' bedeutendes Feld **die allmälige Ausbreitung der Bildung über Alle** — das Endziel alles edleren Menschenstrebens — durch langsame aber unaufhaltbare Fortschritte bereits errungen hat. Dinge, die früher kaum für möglich gehalten wurden, hat man später erreicht und, sind auch mitunter Rückschritte oder Rückfälle vorgekommen — „ähnlich den zeitweiligen Rückwärtskrümmungen der Flüsse“ — so sind dieselben immer bald von noch grösseren Fortschritten überwunden worden. Dass wirklich Fortschritt in dem Gang der Welt besteht, bedarf also nur für Wenige eines besonderen Beweises. Wir können vielmehr mit Gewissheit darauf bauen, dass die Stufe der Geistesbildung, welche das Menschengeschlecht im Ganzen jeweilig erlangt hat, nie wieder ganz wird verloren gehen, sondern dass wir damit immer weiter und höher kommen müssen. Wir können mit voller Zuversicht in der Zukunft die glückliche Zeit erschauen, wann keine rücksichtslosen **Tirannen** mehr unter gleichberechtigten Menschen die **eiserne Gewaltherrschaft** aufrichten können, die Zeit, wann es nicht mehr möglich sein wird, **friedliebende Menschen zu Kampf und Mord** gegeneinander auszusenden, die Zeit, in der nicht wieder durch die jahrhundertelang angestauten Missgriffe einiger starrsinnigen **Gewaltherrscher** endlich die Geduld der übertölpelten Völker reisst

und sich darauf in Abschaffung der verhassten Formen gräulich überstürzt, die Zeit endlich, in der Jeder die aufrichtig und ehrlich mitgetheilte Meinung seines Mitmenschen duldsam wird gelten lassen, ohne ihn deshalb zu quälen und zu verfolgen.

Die Zuversicht, dass alles schöne Hoffen einmal erfüllt werden wird und dass ein gewisser Theil davon auch schon während unseres Lebens und durch unsere eigene eifrige Mitwirkung sich verwirklichen kann, muss dem Freigeist Trost und Lebensmuth geben. Man versuche nur einmal, den grossen Gedanken der Zukunft ganz auszu-denken: **Was wir nur vernünftigerweise Vollendetes und Schönes, Grosses und Erhabenes denken können, die Zukunft muss es bringen;** denn wenn auch der Fortschritt im Grossen und Ganzen noch so langsam stattfindet, so stehen der Verwirklichung auch der höchsten Anforderungen — ähnlich wie dem Erforscher der Vergangenheit bei der Erklärung sonst ungreiflicher Vorgänge — die grössten, ja gleichsam unendliche Zeiträume zu Gebote.

Aus alledem erhellt auch die natürliche Bestimmung des Menschen.

Was ist unser höchstes Gut, nach dem wir allesammt streben? — Es ist die Freiheit (persönliche wie allgemeine). Und was ist die Freiheit? Was bedeutet das grosse so oft missverstandene Wort? —

Freiheit*) ist zugleich die innere Fähigkeit und die äussere Gelegenheit zur Erlangung alles dessen,

*) Mancher, der im Titel dieser Schrift das Wort Freiheit liest, wird glauben, dass damit hauptsächlich und vielleicht ausschliesslich die politische Freiheit oder freie Regierung gemeint sei. Dem ist nicht so. Die politische Freiheit ist nur ein Theil derjenigen Freiheit, die hier gemeint ist, obwol freilich der letzte, der abschliessende Theil derselben. Ausser dieser, der politischen Freiheit, gibt es aber bekanntermassen noch viele andere, welche zusammengenommen erst die rechte, die wahre oder volle Freiheit ausmachen.

Das Wort Freiheit hat also eine sehr weite Bedeutung. Vor allem umschliesst es die zwei Begriffe der innern und der äussern Freiheit, welche auch ihrerseits gar viel in sich fassen.

Zur inneren Freiheit gehört beispielsweise Folgendes:

1. Gesundheit,
2. Geistesbildung,
3. Willensstärke und
4. Geschmack;

alles dies inbegriffen unter der freien (d. i. naturgemässen) Erziehung.

was uns Noth thut und was uns gefällt oder, was dasselbe, die grösstmögliche **Wirksamkeit** oder **Macht** auf die umgebende Aussenwelt oder auch **die möglichst ungestörte Gelegenheit zu unserer naturgemässen Entwicklung.**

Gleichwie, wenn wir einen schönen vollausgebildeten Kristall aus einer Salzlösung herstellen wollen, wir alle von der Natur geforderten Bedingungen erfüllen und alle Störungen hintanhalten müssen, so muss es mit dem Menschen geschehen. Bei seiner Entstehung, Geburt, Erziehung, dem Unterricht, den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen müssen alle Bedingungen zusammenreffen, dass er sich genau so entwickeln könne, wie es seiner besonderen Natur gemäss ist. Dann könnte man sagen: **der Mensch hat seine Freiheit gehabt.** Da ein solches Verhältnis zur Zeit noch nicht besteht oder höchst selten einmal vorkommt, so muss es wohl unsere und der künftigen Zeiten Aufgabe sein, **die Freiheit oder das Reinmenschliche — jenes ungestört naturgemässe Leben — für uns Alle zu erstreben.**

Die im genauesten Sinne **volle Freiheit**, die als solche schon mit der **Allmacht** gleichbedeutend wäre, werden weder wir, noch irgend ein Mensch der Zukunft, je erreichen; aber das uns zufällig zu Theil gewordene Maass der Freiheit durch eigenes Zuthun zu vergrössern, steht uns zu Gebote, ja darin besteht unsere eigentliche und innerste Lebensaufgabe, jedes einzelnen Menschen nicht nur, sondern der ganzen Menschheit.

Der Zukunftsgedanke verbindet sich also unmittelbar mit dem Gedanken der Freiheit oder was dasselbe, **die Zukunft muss unfehlbar die goldene Zeit der geordneten Freiheit mit sich bringen.**

Zur äusseren Freiheit (gar nicht gerechnet die gemeine, körperliche oder persönliche Freiheit, d. h. das nicht Gefesselt- oder Eingesperrtsein) gehört Folgendes:

1. Die Meinungs- und Redefreiheit,
2. Freie (naturgemässe) Gesellschafts-Einrichtungen und
3. Die freie Regierung.

Innere und äussere Freiheit zusammengenommen bilden erst den eigentlichen und vollen Begriff der Freiheit, nämlich den der **Entwicklungs-Möglichkeit** oder des Abseins von **Entwicklungs-Hindernissen** in Betreff des menschlichen Lebens.

In diesem Sinne ist auch hier in dem Buche überall das Wort Freiheit gemeint.

Alles dies angenommen, wäre es nicht der höchste und grossartigste Vorwurf für die Dichtkunst, dieses bessere Zeitalter, das wir nicht erleben können, uns durch die Allmacht der Fantasie so nahezubringen, dass wir wenigstens im Geiste darin lebten? Würde das nicht der Anlass sein, unsere gemeinsame Bildungsaufgabe auch nach manchem Misslingen muthig und freudig immer wieder von Neuem in Angriff zu nehmen, falls wir so im dichterisch ausgeführten Bilde das schöne Endziel klar erschauen könnten? —

In einem Werke des geistvollen Max Waldau — betitelt: „Nach der Natur: Lebende Bilder aus der Zeit“ — findet sich eine Stelle, die so merkwürdig genau auf meine Absichten hinweist, dass ich sie hiehersetzen will:

(Weigelsberg sagt zum Maler Stein:) „Erfassen Sie die Aufgabe der Kunst in unserer Zeit, malen Sie die Zukunft, malen Sie den Triumphzug der Menschheit. Lassen Sie die Vergangenheit den Würmern, das **Werden** ist der Name der Urkraft, das Gewesen ist für Schulbuben und für Thoren da. Schwingen Sie sich auf, ringen Sie sich frei, malen Sie Gestalten, die den Menschen sagen, was sie werden können, nicht was ihre Ahnen gewesen sind. Wir haben keine Vergangenheit zu bedauern, wenn nur die Zukunft uns gehört. Man wird Sie zuerst verlachen, wie alles Grosse von der Welt zuerst verlacht worden ist; aber man wird sich dennoch an Ihren Schöpfungen bilden, man wird sich an Ihnen empor ranken, und die Freiheit, die im Bilde als **wirklich seiend** den Menschen entgegentritt, wird eine wirkliche werden, wenn sie selbst genug begeistert und durchdrungen sind.“ —

Eben das ist die mir bei meinem „Zukunftsbilde“ gestellte Aufgabe: ein allgemeines Gemälde zu liefern wenigstens des Anfangs jener goldenen Zeit, welche wir in der Zukunft erwarten dürfen. Meine Erzählung gibt so die vorschauende Darstellung jenes gewissen weltgeschichtlichen Vorganges der Gesellschaftsverbesserung, welcher sich nach dem endlichen Ableben unserer jetzigen alternden Gesellschaftsform in nicht gar zu ferner Zukunft einstellen muss. Aehnlich wie der einzelne geistig vollausgebildete Mensch sich mit Bewusstsein einen Plan zurechtmacht für das zu begehende Leben, so versuche ich es, gleichsam den **Lebensplan der ganzen vorwärts strebenden Menschheit** aufzustellen und vorzuzeichnen. Mein Held, ein anderer Messias, — sich abtrennend von der unbehaglichen Welt

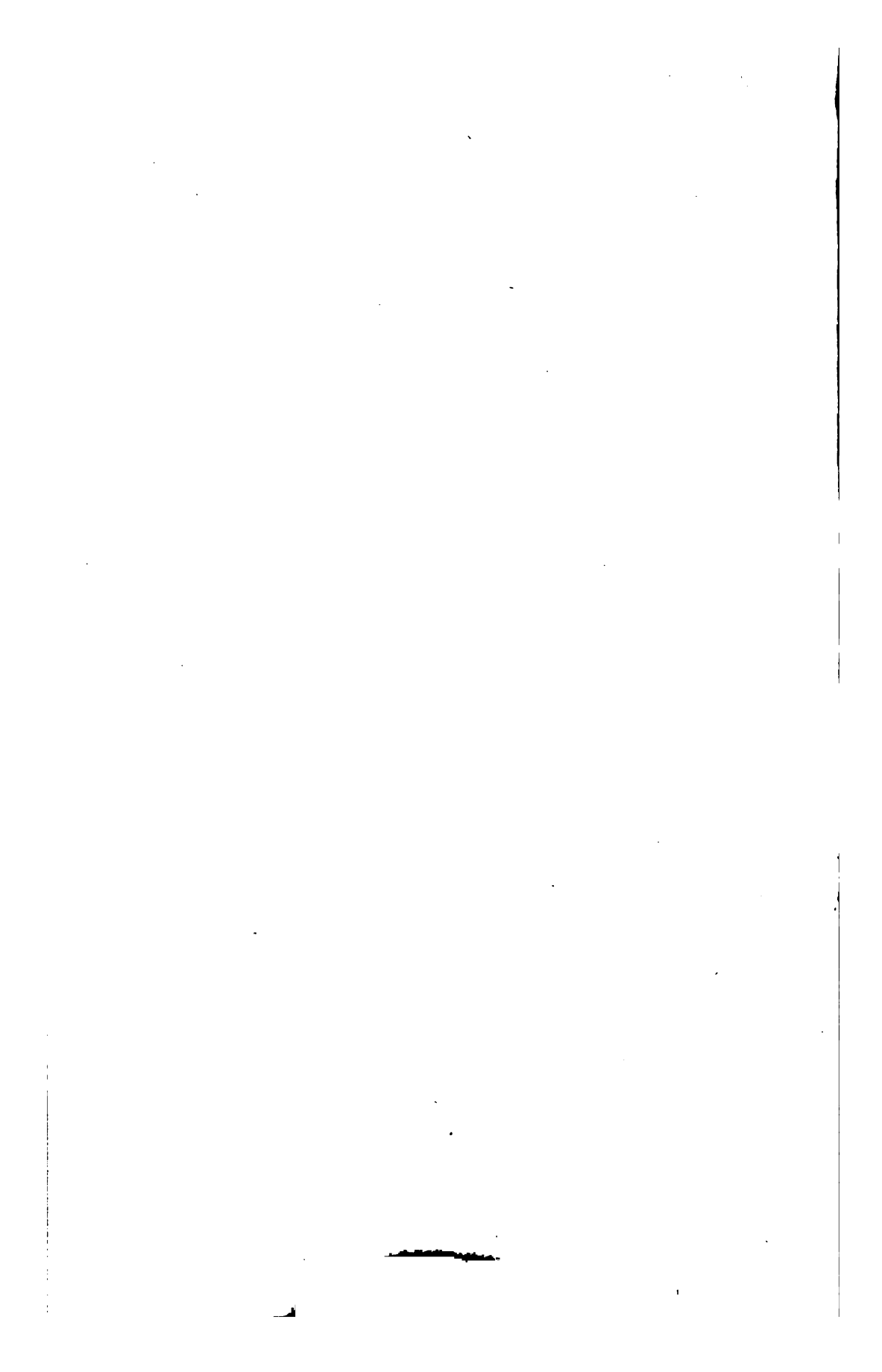
VII

der Wirklichkeit — gründet sich seine eigene Welt, gewissermassen eine neue verjüngte Gesellschaft, und hofft, dass die darin gepflanzten Keime tüchtig genug sein werden, auch den grossen alten Gesellschaftskörper durch ihre Urwüchsigkeit und Naturfrische mit neuer Gesundheit zu begaben, ähnlich wie in der alten Zeit — nur in höchst ungestümer Art — der Geist der Germanen die abgelebte Römerwelt erfrischt hat. So auch zeig ich, wie ein anderer Tacitus, einer ebenfalls vielfach entarteten Gesellschaft das Bild eines gesundheitsstrotzenden, freiheitsbegabten jungen Volkes, das — meiner Fabel gemäss — still und unbeachtet von uns, in seinem abgeschiedenen Landstriche sich indess zur höchsten menschlichen Glückseligkeit vorwärts entwickelt hat.

Nun noch eine kurze Bemerkung.

Es kann und will vorliegendes Werk — eben der Grösse seines Stoffes wegen — für kein fertiges und gerundetes Kunstwerk gelten, sondern vorerst nur als Entwurf und Versuch, Planübersicht oder Stoffsammlung oder (der Erfolg muss es bewähren) als unscheinbarer Kristallisationspunkt für etwa später erscheinende grössere und reifere Arbeiten dieser Gattung.

Dies zur allfälligen Verhütung von zu hoch gespannten Erwartungen.



Erstes Buch.

Der Freiheitgründer.



1.

(Eingang.)

Ein halb Jahrhundert vor uns lebte an einer deutschen Hochschule der weit und breit bekannte Student Heinrich ***** ein ganz eigenthümlicher Mensch, ein Kraftgeist und allumfassender Kopf sondergleichen, wie dort noch nie Einer gewesen, auch nachher Keiner mehr erschienen ist. Derselbe betrieb hier alle nur erdenklichen Wissenschaften und Künste auf einmal — die gelehrten, die nützlichen, wie auch die schönen — und gehörte allen Facultäten zugleich an, sowie er gleichfalls in den Hörsälen der Polytechnik, in der Akademie der bildenden Künste, in der Theaterschule und wer weiss wo sonst noch überall als lernbegieriger Gast, als alles erstrebender und alles umfassender Geist bekannt war.

Nur schade, dass oben, als man am meisten auf ihn merksam geworden, er plötzlich verschwunden war, und kein Mensch dieser Stadt ferner was von ihm gesehen oder gehört hat.

Von diesem verschollenen Heinrich, dem vielbewunderten Studenten, will ich Kunde geben in diesen Blättern, will erzählen von seiner merkwürdigen Entwicklung, von seinem kühnen Denken und Streben und von den unsterblichen Geistesthaten, die er in freiwilliger Verbannung vollbracht; denn — dass muss ich hier bemerken und werde es im Fortgang der Erzählung noch des Weiteren berichten, — ich bin durch glückliche Umstände aufs Genaueste mit Heinrichs merkwürdigen, bisher aber der Welt unbekanntem Lebensschicksalen bekannt geworden und will sie in schlichter Erzählung hier mittheilen.

So, ohne weitere Umschweife beginn' ich.

2.

(Heinrichs Jugend.)

Heinrichs Vater, ein reicher Kaufherr, gab seinen beiden Söhnen eine ganz eigenthümliche Erziehung. Im unliebsamen Andenken an

die eigene Jugend, die ihm durch viel zwangsweises, trockenes Lernen verdorben worden war, befestigte sich bei ihm die Ansicht, man müsse die Knaben frei und gleichsam wild erwachsen lassen in der freien Natur, und dann erst, wann ihr Geist sich von selber zu regen angefangen, ihnen auf möglichst angenehme Weise die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten beibringen.

So wurden die beiden Knaben unter milder Aufsicht in einen grossen Garten versetzt, wo sie sich den ganzen Tag über aufhalten und nach Belieben darin bewegen konnten. In der ganzen Zeit ihrer Jugend wurden sie nie gezwungen zum Lernen aus Büchern, sondern als sich der Wissenstrieb bei ihnen zu regen anfang, geeignete Lehrer bestellt, die ihnen in angenehmer, meist erzählender Weise die Grundlagen des Wissenswürdigsten beizubringen hatten.

Der ältere der Beiden, Friedrich mit Namen, ward seinerzeit auf eigenen Wunsch zu der Beschäftigung des Vaters, nämlich zum Kaufmannsfach herangebildet.

Der jüngere aber — nämlich Heinrich — ganz anderen Sinnes, wollte nur immer mehr lernen, und je mehr Eifer derselbe dafür zeigte, desto grösser war der Eifer des Vaters, um nur alle möglichen Lehrmittel herbeizuschaffen. Der ausserordentliche Geist des Jungen, der schon frühzeitig kennbar hervortrat, hatte also Gelegenheit, in herrlichster Weise zu gedeihen und sich zu entwickeln.

Alles das dauerte so lange, bis Heinrich, seinen Hofmeistern an Körper und Geist über den Kopf gewachsen, Lust bekam, nunmehr auf eigene Faust an eine der vielbesuchten deutschen Hochschulen zu gehen, um die allgemeine Bildung seines Geistes, für die zu Hause schon so viel gethan worden war, in ganz selbständiger Weise hier abzurunden und zu vollenden.

3.

(Die Lehrjahre.)

An dieser Hochschule, wie schon erwähnt, trieb er alle nur erdenklichen Wissenschaften und Künste — die gelehrten, die nützlichen, wie auch die schönen —; denn sein ernstes Streben war eine im vollen Sinne alles-umfassende Bildung.

Im Laufe der Jahre, die er hier zubrachte, kam er durch die ihm verliehene Geisteskraft wirklich so weit in der Förderung seines

Vorhabens, dass es endlich kaum mehr Neues für ihn zu lernen gab, und manche der damaligen Professoren, denen er durch seine selbständig erworbene Bildung überlegen war, ihre Schwierigkeiten hatten, wenn sie sich mit ihm in gelehrte Dispute einliessen. Denn er, als Selbstgelehrter, fasste alles in einem so freien Geiste, bediente sich einer so ungebundenen reinen und klaren Sprache, und schöpfte seine Gedanken so selbstständig aus dem eigenen Kopfe, dass Jene, welche nichts ausfechten konnten, ohne sich auf Gewährsmänner zu berufen und mitunter eine so dunkle „gelehrte“ Sprache redeten, dass sie sich bald selbst untereinander nicht mehr verstanden, ihm nicht Stand halten konnten.

Ein solcher Student, wie Heinrich, war in dieser Stadt, an dieser Hochschule noch nie gesehen worden. Er hatte seine eigene Art. — Erzählt man sich doch heute noch von ihm, wie von einer Art Naturwunder. Er wurde daher auch damals allenthalben mit einer ehrfürchtigen Scheu betrachtet und man liess ihn völlig ungestört sein eigenes Wesen treiben.

Das war ihm gerade recht. Wohl einsehend, dass er mit seinem freien Geiste unter Lehrern und Mitschülern einsam dastehe, verfolgte er auch rastlos und unbeirrt nur seine eigenen Wege, um zu dem ihm gesteckten Ziele zu gelangen. Doch von Zeit zu Zeit, wann ihm die Einsamkeit unbehaglich wurde, mischte er sich unter einfache, geistig aufgeweckte, aber nicht-gelehrte Menschen, um das, was er die Zeit über gedacht und gelernt, in der Form des schlichten Gespräches mit ihnen vorzunehmen. Denn ihm dünkte es eine der besten Proben, ob ein Gegenstand, ein Gedanke, wahren Werth an sich habe, wenn man ihn auf solche schlichte Art jedem beliebigen Menschen von bloß gesundem Verstand anziehend mittheilen könne. Nur, was sich bei dieser Gelegenheit als stichhaltig erwies, das achtete er als eine wirkliche geistige Errungenschaft.

Um Ordnung in seine geistige Arbeit zu bringen, zeichnete er sich, Abschnitt für Abschnitt, das auf diese Weise Behandelte in klarer und reiner deutscher Sprache schriftlich auf — natürlich mittels der zeit- und raumsparenden Engschrift. — Es sollte dies der Grund werden zu einem abgerundeten Sammelwerk aller Wissenschaften und Künste, soweit deren Innehaben überhaupt zu einer gediegenen Geistesbildung gehört.

4.

(Freigeisterei.)

In dieser seiner Arbeit — nach Hinterlegung vieler anderer Fächer — gerieth er endlich auch auf den Gottesglauben, und er machte sich mit Ernst und Ausdauer daran, auch in diesem schwierigsten und höchsten Gebiet mit sich einmal ins Reine zu kommen.

Ueber den gewöhnlichen Kirchen- oder Köhlerglauben als Naturkundiger längst hinweg, behielt er gegenwärtig nur mehr den reinsten, einfachsten Gottesglauben sammt dem damit zusammenhängenden an die Unsterblichkeit der Menschenseele und die Verantwortlichkeit vor Gott; aber schon waren ihm auch hierüber mächtige Zweifel aufgestiegen.

Ausnahmsweise musste er diese Angelegenheit beinahe allein für sich ausmachen, weil er bei der allverbreiteten gläubigen Befangenheit nicht leicht nach gewohnter Weise mit einfachen Menschen darüber sprechen konnte.

Der erste Glaubenssatz, den er vornahm, war der von der Verantwortlichkeit der Menschenseele Gott gegenüber, und gleich dieser erste Satz schien ihm bei näherer Betrachtung nicht recht stichhältig. Er konnte sich — mochte er die Sache drehen und wenden wie er wollte — hierbei Vieles nicht zusammenreimen. Aus Gottes All-Macht folgt doch gewiss des Menschen Ohnmacht oder unsere sogenannte Willens-Unfreiheit. Müssen wir nicht unser Leben gradeso ausleben, wie es von unserm Schöpfer — dem alleinigen Geber der Fähigkeiten und Veranstalter der Gelegenheiten — zuvor eingeleitet worden ist? Wie kann uns also Gott für Thaten zur Rechenschaft ziehen, die unfehlbar aus jenen mitgegebenen Eigenschaften und Gelegenheiten hervorgehen müssen? Oder sollen wir etwa rein aus eigener — von Gott unabhängiger — Macht etwas unternehmen und vollbringen können? Jedoch, wie stünde es da mit Gottes Macht und Voraussicht? Und wie kann man, bei Annahme der göttlichen Voraussicht, einem allgütigen Gott zumuthen, dass er voraussichtlicherweise Unheil und Verderben entstehen lassen könne?

In Folge dieser Betrachtungen fing Heinrich gar zu zweifeln an, ob wol das All überhaupt durch persönlichen Antrieb geschaffen und erhalten werde und ob nicht vielmehr der Antrieb dem puren Zufall,

das Fortdauern aber der von selbst sich einstellenden Regelmässigkeit oder Gesetzmässigkeit zuzuschreiben sei. Hier bei der unpersönlichen Entstehung und Forterhaltung hätte es eben nichts zu sagen, wenn wir Unheil, Elend und alle möglichen Uebel antreffen, welche hingegen bei der Annahme eines persönlichen Schöpfers und Erhalters zu so entsetzlichen Widersinnigkeiten führen.

Schliesslich ward in ihm auch der Glaubenssatz der Unsterblichkeit unserer Seele mächtig erschüttert und erhielt die Fassung: Nur die Gattung oder der Begriff des Menscheingesistes lebt fort, der Einzelgeist aber nicht, als nur wieder geistig d. i. im Andenken von dessen Mit- und Nachwelt.

Kurz, er war auf diese Weise, — wie so viele andere in Bildung und selbständigem Denken Vorgeschrittene — zum vollendet Ungläubigen oder zum **Freigeist** geworden.

5.

(Zweifel und Trost.)

Als jene Untersuchungen vorüber waren und Heinrich die Bemerkung dabei gemacht, auf wie schwachen Füßen also der von unsern dermaligen Erziehern uns beigebrachte Gottes- und Unsterblichkeitsglaube stehe, da ward er von einer düstern Trostlosigkeit erfasst, die ihn lange nicht wieder zu gemüthlicher Ruhe kommen liess.

„Was sind“ — so sagte er zu sich — „wir Menschen also viel Besseres als die Thiere, wenn wir mit dem Tode ganz und gar aufhören zu sein? Mit Leib und mit Seele! — Im Gegentheile, wir sind viel übler daran als sie, die wir mit unserm grübelnden Verstand zur Kenntnis dieser trostlosen Endaussicht gelangen können, während die Thiere unbewusst des Ausganges ihr kurzes Leben harmlos dahinfristen. — Man könnte gegen sein Schicksal rebelliren deshalb. — Aber mit welchem Erfolg? Wer hört dich? Kümmert sich die Natur um dich oder um irgend einen Menschen? Wenn unserer Grössten und Besten Einer unversehens an dem Haus vorübergeht, das auf dem Punkte steht, einzustürzen, hält etwa der Sturz inne, um den Edlen zu schonen? — Nein. — Denn die Natur als Ganzes hat kein Selbstbewusstsein und kein Gefühl; sie ist in unbehilflicher Weise an ihre eisernen Gesetze gebunden. Einen Gott

aber, der sich um uns kümmerte, haben wir auch nicht — wenigstens haben wir bisher noch immer keine über allen Zweifel erhabene Offenbarung von ihm, die wir denn beim Bestehen eines Gottes sicher schon haben müssten, — und so steht der mit dem Fluch des Selbstbewusstseins begabte Mensch für sich allein in der Welt da! Mitten in der rücksichtslos auf ihn einstürzenden grossen Welt allein auf sich selbst angewiesen!

Was soll nach alledem der Mensch mit einer Spanne Leben machen? Wonach soll er streben?

Das begreift sich bald. Er hat weder vor der Natur noch vor einem Gott sich zu verantworten. Gut. Er mag also auf gut Glück mit seinem Leben das machen, was ihm behagt, er mag nach alledem streben, was ihm Genuss und Freude macht und dem aus dem Wege gehen, was ihm missfällt, was ihm Unbehagen oder gar Schmerz bereitet. Und wer das gut versteht, der ist der rechte Mann, der erfüllt vollkommen die Bestimmung, die ihm als Mensch auf Erden geworden.

Wie treffend bestätigt sich diese Anschauung durch das wirkliche Treiben der Menschheit? Jagt nicht alle Welt — ob gläubig tübrigens oder nicht, zugegeben oder nicht — nur nach Nutzen und Genuss? Erstrebt nicht Jeder sein lebelang dasjenige, was ihm vorzüglich wünschenswerth dünkt, ob dieses nun im leiblichen Wohlbefinden, in der Freundschaft, im eigenen Herd und dem Familienleben, im Gottesfrieden und der Seligkeitshoffnung, in Einfachheit und Ruhe, oder im Gegentheile wieder in Pomp und Ruhm, im Herrscherthum, oder auch in Wissen und Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit oder Künstlerschaft bestehen mag?

Wohlan! So will auch ich mich — und mit Bewusstsein — der Nothwendigkeit fügen und will denn als rechter Selbstling ein Leben führen, das nur Genuss zum Zweck hat, mir recht mit Fleiss und Kunst die allerfeinsten, die herrlichsten Lebensgenüsse verschaffend. Ja, ich will meinen Stolz, meinen Ruhm darein setzen, einmal wann's mit meinem Dasein zu Ende geht, sagen zu können: **Ich war nicht vergebens auf dieser Erde; denn mein Leben darauf war — von der Zeit, als ich zur Einsicht kam — nichts als lauter Genuss! —**

6.

(Der Wendepunkt.)

Diese so erlangten Lebensansichten und darnach gefassten Vorsätze begann Heinrich sofort in der Wirklichkeit zu bethätigen. Er stürzte sich mitten in den Strudel der Genüsse, die die Welt ihm darbot und die ihm um so weniger versagt waren, weil er von Haus aus nicht zu darben brauchte. Keineswegs dabei zum planlosen, unvernünftigen Verschwender werdend, machte er sich vielmehr die rechte Kunst oder Geschicklichkeit zu eigen, seine Mittel derart einzutheilen und zu verwenden, dass er alles ihm Behagende unternehmen konnte. Da gab es wenig in der Welt, an dem überhaupt ein wie Heinrich gebildeter Mensch Gefallen und Genuss finden konnte, das er nicht auf die ihm zusagende Weise mitgemacht hätte.

Aber, wie bei ihm vorausszusehen, dauerte das nur eine Zeit lang; dann hielt er inne, um wieder bei sich einzukehren und auf Aenderung zu sinnen. Nicht als ob er nicht Maass und Ziel zu halten verstanden hätte im Geniessen, dazu hatte er genug Lebensklugheit eigen und verstand gleichsam mitten im Taumel der Vergnügungen recht wol mit Vermögen und mit Gesundheit hauszuhalten — nein, keine krankhafte Uebersättigung oder Ueberspannung der Natur verleidete ihm dies Leben. Vielmehr es war sein Geist zu gross und zu hoch, und sein ganzes Wesen zu edel angelegt, um durch blosser Vergnügungen, seien sie noch so verfeinert, auf die Dauer in Anspruch genommen und befriedigt zu werden. Noch etwas Anderes kam dazu. Die Menschen, mit denen er in dieser letzten bewegten Zeit verkehrt hatte, so anziehend sie auch aufs erste Bekanntwerden geschienen hatten, waren ihm bei näherem und längerem Umgange doch geistig zu tief unter ihm stehend vorgekommen, zu wenig edleren Wesens, echter Freundschaft und Herzensliebe fähig. Ihr verkommenes, ungereimtes Wesen, wenn er in launiger Stimmung war, bot ihm sogar vielfachen Stoff zum Lachen. Bei ernsterer Betrachtung der Dinge aber musste er sich endlich mit Unwillen, Scham und Verachtung von dieser mit so viel Hohlheit und Verkehrtheit, Heuchelei, Falschheit und Unstätigkeit versetzten Gesellschaft abwenden, um allein im eigenen Innern Trost und Erholung zu finden.

Was er früher so gern gepflegt, den Umgang mit ganz einfachen Naturkindern, namentlich mit den „Gretchen“ und „Käthchen“ seines

Landes hatte er ebenfalls längst aufgegeben, weil ihm deren beschränkter Anschauungskreis nicht mehr behagte.

So stand es derzeit mit Heinrich. Diesmal wollte es ihm fast nicht gelingen, zur ehemaligen Gemüthsruhe und Lebensfreude zu gelangen; es war ihm völlig öde und verzweiflungsvoll ums Herz.

„Was sollst du armes Menschenkind“ — so sprach er zu sich selbst — „jetzt noch mit dir anfangen? Denn mit dem Genussleben geht's auch nicht. — Meine Lage ist eigentlich die: Ich passe nicht in die gegenwärtige menschliche Gesellschaft. Mich hat das Ungeschick gerade in ein Jahrhundert der Menschheitsentwicklung geworfen, da die Morgenröthe einer schönern, einer naturgemässern Bildung aus der Ferne heraufleuchtet, während die bestehende gealterte und verderbte Bildung mit Zähigkeit noch fortbesteht; in eine unerquickliche „Uebergangszeit“ hat es mich geworfen, und ich Unglückseliger, mit dem Geiste der Zukunft begabt, finde keinen Genossen in der Gegenwart. — In einer früheren Zeit geboren, etwa als die Naturwissenschaften anfangen sich zu regen, als ein neues Alter der Kunst, der Erfindungen anbrach, da wäre noch ein Leben für mich gewesen. Da hätte ich, in irgend ein einzelnes Fach mich vertiefend, gewiss Grosses geleistet. Nun, mit der allumfassenden Bildung der Neuzeit versehen, kann ich das nimmer. Kein einzelnes Fach allein kann mich fesseln, sondern nur die gleichmässige und schönzusammengestimmte Vereinigung aller. Und das alles zur Erreichung eines mir anstehenden höheren Zweckes; denn ich habe wol einsehen gelernt, dass es mit dem blossen Sichvergnügen bei mir nicht geht.

Die Aufstellung dieses höchsten Zweckes für mein Erdenleben, das nun ist die schwierige Stelle, an der ich stecken bleibe. Es heisst bei mir: Entweder der Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, mich anbequemen und innerhalb derselben etwas leisten, oder mich von ihr trennen und mir im Kleinen — etwa in der Familie — meine besondere Welt, meine besondere Gesellschaft, so wie ich sie haben will, selbständig schaffen. Und weder zu dem einen noch zu dem anderen fühle ich den rechten Beruf, weiss ich die rechten Mittel und Wege.

Und das vorgesteckte Ziel dann?!... Bring ich's über mich, mit der Welt auszukommen, so werde ich mir's natürlich zur Aufgabe machen, bildend auf sie zu wirken. — Der Mensch ist einmal das höchste uns bekannte Wesen und verdient also unsere Aufmerk-

samkeit am meisten. — Und doch scheint mir das gedachte Unternehmen für die geringe Ausbeute, die ich erwarten kann, ein zu schwieriges und undankbares. — Bedenk einmal: Durch all' die harten Rinden und Krusten sich hindurchzuarbeiten, die eine naturwidrige, gekünstelte Erziehung, das halbe Hangen am alten Glauben und nebenbei das Liebäugeln mit der Zweifelsucht und Genusssucht, der scheinbare Gehorsam und die geheime aber ohnmächtige Widerständigkeit und alle sonstigen Lieblingssünden der jetzigen Gesellschaft um das reine Menschenherz gelegt haben! — Welchen Widerstand würden nicht diese trägen Massen leisten, wenn's ein Einzelner versuchen wollte, dem so langsam durch Jahrhunderte und Jahrtausende sich hinschleppenden Gang des sittlichen Fortschrittes der Menschen befördernd unter die Arme zu greifen! Für solch' ein herculesmässiges Reinigungs-Unternehmen wäre mein einzelnes Menschenleben zu kurz.

Andererseits, von der Welt der Wirklichkeit mich abtrennend, soll ich mich etwa begnügen, mir ~~hlos in meinem~~ Geiste eine erträumte Welt aufzubauen? Soll ich am blossen Bild einer Welt, einer Gesellschaft, wie ich sie haben möchte, soll ich am Traum vom schönen Leben, das ich führen möchte, genug haben und mich am Ende ganz und gar von der Wirklichkeit ablösen?)

Das geht auch nicht.

Fast kommt mir da in den Sinn, meinen Vater deshalb anzuklagen, dass ich jetzt als ausgebildeter Sonderling nicht in die Welt der Wirklichkeit passe, weil er mir eine so eigenthümliche Erziehung gegeben; aber behüte, dass ich den Guten, den Edlen auch nur in Gedanken antaste. Er mit seiner Art Erziehung hat gewiss nichts verdorben. Er hat ja nichts gethan, als mir die Gelegenheit zubereitet, dass sich mein Geist von früher Jugend auf ganz selbständig, ganz ohne Zwang und ohne Störung entwickeln konnte. Da ich also von Jugend auf in mir selbständig gewesen, so muss wol mein Geist jene Grundrichtung von Natur aus eigen haben, die er jetzt thatsächlich eingeschlagen hat, und jede andere Art Erziehung hätte mich nicht einmal so weit gebracht, als ich eben bin. Tausend Dank also, mein geliebter Vater, dass du mich nicht zu einem gewöhnlichen Dutzendmenschen abgerichtet hast, sondern zu einem in sich eigenthümlichen, mit seiner Bildung so weit als möglich auf eigenen Füßen stehenden Mann herangebildet hast.

Es hat mich aus der Fassung gebracht, dass ich zufolge des Unglaubens, in den ich gerathen, so auf einmal allen höhern Halt über mir, alle Hoffnung auf Unsterblichkeit verloren und nun auf mein eigenes Ich angewiesen bin. Freigeist und Selbsthelfer, muss ich mir den sonst im Jenseits erwarteten Himmel nun schon im Erdenleben zu bereiten suchen. Ans Leben muss ich jetzt gehen, wie der Künstler an sein Meisterwerk, mit Bewusstsein, mit Vorbereitung, mit einem grossen, wohlausgedachten Plan. — Halt! Den Gedanken lass mich nicht verlieren: **Mein Leben muss ich betreiben wie eine schöne Kunst.** — Recht so. Wenn andere Künstler ihren hohen Gedanken durch ihre zu Gebot stehenden Mittel, als Pinsel und Meissel, durch Musik, Dichtung und Schauspiel lebendig darzustellen unternehmen: ich gehe weiter und übertreffe sie Alle: **ich unternehme es, meinen höchsten Gedanken durch die Führung meines eigenen Lebens nicht bloß darzustellen, sondern geradezu zu verwirklichen. Ich will am Ende meiner Tage zu mir sagen können: „Mein Leben war schön!“ und die Dichter meines Landes werden mein Leben so wie es war, ohne weitere Verschönerung, nur einfach zu erzählen haben, um ihre Zuhörer am besten zu befriedigen.** }

Nur auf diese Art — das seh' ich jetzt ein — kann sich der Freigeist von der Trostlosigkeit seines verwegenen Unglaubens befreien, dadurch, dass er sein Leben ganz der schönen Kunst widmet, ja dass er eigentlich sein Leben selbst zum schönen Kunstwerk macht. Er langt dann auf anderem Wege doch schliesslich bei demselben Ziele an wie der Gläubige, nämlich bei der Ausübung der Tugend, welche eben im Grunde gleichbedeutend ist mit „Schön handeln“. Nur thut dieses der Freigeist nicht einem Gotte zu lieb, sondern einfach darum, weil er ein künstlerisches Behagen an diesem „Schönhandeln“ findet.

Diese schöne Lebenskunst“ ist nichts Neues: Alle wahrhaft grossen Menschen haben sie geübt. Ist ihr Leben nicht so schön, dass wir das höchste Gefallen daran haben, es in Erzählungswerken oder auf der Bühne dargestellt wiederzufinden? Der Schiller'sche Held Fiesco, wie gross erhebt er sich über den Maler, indem er dessen Gemälde von Heldenthaten über den Haufen wirft und mit Stolz ihm dabei zuruft: „Was du da nur gemalt, das hab' ich gethan! —

Ein solcher Mann will auch ich sein: was Andere Schönes nur gemalt oder erdichtet haben, das will ich — soweit meine Fähigkeit reicht — erleben! Und nicht einem Gotte, sondern ~~mir selbst~~ zu Gefallen! Hat mich Allmutter Natur auf diese Erde gesetzt, um darauf eine Spanne Zeit zu wandeln und dann wie ein Licht auszulöschen, wenn meine Lebenslampe kein Oel mehr hat, und hat sie mich aber wenigstens derart ausgestattet, dass ich nicht zu verkümmern brauche auf Erden — denn sie hat mir Verstand, Willen und Geschmack verliehen — gut, so will ich denn meine menschliche Bestimmung erfüllen: will was Rechtes aus mir machen und — das Schöne mir zum Leitstern nehmend — das Leben voll geniessen.

Ich habe sie mir mit Fleiss erforscht, meine Mutter, die grosse Natur; ich bin mit ihrer Kenntnis ausgerüstet; ich hab' mir zudem angewöhnt, mit Klugheit, sozusagen mit echter Menschenschlauheit alle meine vernünftigen Zwecke auf Erden durchzusetzen, und ich will nun in mein so gesichertes Leben einen würdigen Inhalt legen: will es zum Schönen gestalten. Gibt's dann wirklich einen Gott, der sich mir nie geoffenbart, und gibt's wirklich ein ewiges Fortleben der Menschenseele, was ich mein lebelang nicht habe begreifen können, so wird mir dieser Gott nicht böse sein: hat er mir doch selbst den Geist gegeben, der gerade so denken und streben musste, wie ich es wirklich gethan. Und liegt nicht der innere und eigentliche Werth eines Menschen weniger in seinem Glauben als vielmehr in seinem Handeln?

Auf diese Art hat meine Freigeisterei, mein auf „Aufsichselbstberuhen“ einen erhebenden Abschluss gefunden. Für meine augenblickliche Verlegenheit gibt es ein leichtes Mittel. Es heisst: Geduld und Besonnenheit. — Schon bin ich durch die neue, mir heute klargewordene Lebensanschauung um vieles beruhigt und erhoben. — So hoff' ich, Plan und Zweck meines weiteren Lebens werde ich bald erkennen und werde mich dann nicht unklug benehmen.

Mit diesem so gewonnenen Troste begnügte er sich einstweilen.

7.

(Der Lebensplan.)

Da gerieth Heinrich in dieser Zeit beim Durchstöbern seiner Bücher auf Schiller's Gedicht „Antritt des neuen Jahrhunderts“

und weil es ihm seit lange nicht mehr vor Augen gekommen war, so las er es jetzt wieder.

Es fesselten ihn besonders folgende Verse:

„Ach umsonst auf allen Ländercharten
Spähst Du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.“

Und weiters:

„In des Herzens heilig stille Räume
Musst Du fliehen vor des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

Noch nie hatte die Stelle eines Buches einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht wie diesmal. Tag und Nacht konnte er die Verse nicht aus dem Sinne bringen. Schiller hatte ihm darin die „Freiheit“ in Zweifel gezogen, und die hielt er für sein Höchstes und Heiligstes, es beruhte von jeher auf dem Begriffe der Freiheit sein ganzes geistiges Wesen.

„Es ist wahr,“ — sagte er zu sich — „es gibt kein bekanntes Fleckchen auf der Erde, wo die wahre Freiheit gepflegt würde und wo die Menschen der Natur allein die Ehre gäben. Also die Menschen sind **thatsächlich nicht frei**, nicht in ihrem Innern, nicht äusserlich; denn wo ist Einer, der nicht durch die abrichtungsartige Erziehung, wie sie üblich, dann durch den unabweisbaren Einfluss seiner unfreien Umgebung und durch den kirchlichen und staatlichen Zwang ein Anderer geworden wäre, als er rein seiner Natur nach hätte werden können? Richtig. Aber **können** wir wol gar nicht frei werden? — Das ist's, was ich nicht glauben kann.

Ich, für meinen Theil, bin, Dank meiner freien Erziehung, wenigstens von Innen aus, frei, wie kaum ein Anderer. Wenn ich mir also aus dem Schosse dieser Gesellschaft eine reine bildsame Grundlage verschaffe — nämlich eine Anzahl noch nicht verderbter Kinder — sie abgesondert von der grossen Gesellschaft, in rein natürlicher Freiheit erziehe, sie wol gar dazu in einen ganz fremden unbewohnten Landstrich oder derlei Insel versetze, so möcht' ich wissen: Kann ich denn dadurch nicht eine neue frische Menschengesellschaft herstellen, von der jeder Einzelne das höchstmögliche Maass der Freiheit geniesst? Kann ich durch solcherlei Unternehmung nicht der Gründer der Freiheit werden? — Ja, sag' ich und baue

darauf, wie der Gläubige auf seine heiligen Bücher: ich kann das. Und wohlan! Ich will mein Leben daransetzen, der Freiheit den „ewig grünen Garten“ zu errichten, wie ihn Schiller gemeint, und welcher derzeit noch nirgends besteht. Meine Mittel: ein Fleckchen Erde, das die Cultur — vielmehr oft Uebercultur — noch nicht beleckt hat und einige gesunde naturfrische Kinder. Mehr brauch' ich nicht, um aus ihnen das erste Geschlecht freier Menschen heranreifen zu sehen.

Glück auf! Der Zweck und Plan meines Lebens ist gefunden. Was ich jetzt gedacht, das sei er!“

Dieser Gedanke ward zum Wendepunkt seines Lebens. Denn von der Stunde an war all' sein Thun und Lassen auf die Ausführung dieser Freiheitsaufgabe gerichtet.

8.

(Die Vorbereitung.)

Fürs Erste verliess er die Stadt, in der er sich bisher aufhalten, und nachdem er zu vorbereitender Belehrung noch eine grosse Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien gemacht, kehrte er in seine Heimat zurück, wo unterdess sein Vater gestorben war. Er war als (ausser seinem Bruder) einziger Nachkomme, Herr eines namhaften Vermögens geworden und das passte gerade zur Ausführung seines Vorhabens. So richtete er sich alsbald im Heimatsorte auf seine Weise häuslich ein und lebte da ein eigenthümliches Leben.

„Ich muss mich nun vor allem mit dem Stoffe zu meinem Kunstwerke, nämlich mit den Kindern bekannt machen,“ sagte er zu sich. Und wo sich in einem Hause eine recht ansehnliche lustige Kinderschaar herumtummelte, da machte er sich zum gerngesehenen Gast. Er setzte sich mitten unter die Kleinen und war ein Kind mit Kindern. Bald hatte er alle ihre Eigenthümlichkeiten weg und wusste sie alsdann so gut zu führen und an sich zu fesseln durch passende kleine Erzählungen, durch unterhaltendes Gespräch, durch Anordnen von Spielen und spielenden Unterricht, dass die Kinder zuletzt keine grössere Freude mehr kannten, als Heinrich in ihrer Mitte zu haben. — Kam es Jemandem befremdend vor, dieser vertrauliche Verkehr des Gelehrten, des Vielgereisten fast ausschliesslich

mit Kindern, so sagte er: „Freund, lass mich nur gewähren; denn so studire ich die Erziehung.“

Ausserdem verkehrte er auch gerne mit den bildungsfähigen Jünglingen und Jungfrauen seines Ortes, denn er pflegte fast allabendlich mit einer auserlesenen Anzahl von ihnen in seinem Gartenhause zwei oder drei Stündchen beisammen zu sein. Da wurde er, weil man bald bemerkt hatte, wie gediegen und angenehm er zu erzählen verstand, — wogegen man im Allgemeinen diese schöne Kunst bei uns fast verlernt hat — regelmässig bestürmt, etwas zu erzählen oder vorzutragen. Er wählte dazu entweder etwas aus seinem eigenen Leben, besonders seinen Reisen, aus der Geschichte oder aus der erzählenden Dichtung. Manchmal auch war sein Vortrag rein belehrend, immer aber angenehm und anziehend, niemals trocken-gelehrt.

Was wollte er denn mit diesen Abendvorträgen in Bezug auf sein Vorhaben? — Nichts anderes, als in allen Arten der Beredsamkeit wieder und wieder sich üben, gemäss seinem Vorsatze, sich in der Sprache eine solche Fertigkeit anzueignen, dass er jeden beliebigen Gegenstand aus den Wissenschaften und Künsten einem jeden einfachen, aber mit gesunden Sinnen begabten Menschen verständlich und anziehend vortragen könne. Solche Vorbereitung war zu seinem grossartigen Vorhaben unbedingt nöthig. Unausgesetzt arbeitete er nebenbei immer auch an der Zustandebringung des schon in der Studentenzeit begonnenen „Sammelwerkes aller Wissenschaften und Künste“, einestheils um sich selbst den Umfang seines und überhaupt des ganzen zu einer gediegenen Bildung erforderlichen Wissens und Könnens klar zu machen, andernteils als umfassende Unterrichts-Grundlage für seine künftigen Zöglinge.

9.

(Bekanntwerden mit Agnes.)

Die Vorträge hatten indess noch einen tiefern Grund. Heinrich dachte oft an das biblische Wort: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.“ Er hatte aber bei seinen hohen Ansprüchen noch nie das Mädchen finden können, das er sich aus vollem Herzen hätte zum Weibe wünschen mögen. So beschloss er, in dieser Hinsicht jetzt einen letzten ernstlichen Versuch zu machen und sagte zu sich:

„Ich will es durch meine Erzählungs- und Vortragsgabe dahinbringen, dass sich sämtliche bildungsfähige männliche und weibliche Jugend bei mir versammelt. Finde ich da meinen Engel nicht darunter, so geb' ich das Werben für immer auf.“ Und siehe da, sein Versuch hatte den schönsten Erfolg. Seine Vorträge, die alles in allem an zwei Jahre hindurch fortgesetzt wurden, bis alle wichtigsten Fächer behandelt waren, kamen bei der ganzen jüngern gebildeteren Bevölkerung dieser Gegend bald in Ruf und Heinrich besass, wie er es gewünscht, einen wahren Blumengarten der schönsten und gebildetsten erwachsenen Mädchen unter seiner Zuhörerschaft.

Schon während der ersten Zeit seiner Vorträge hatte Heinrich unter den Zuhörern ein Mädchen bemerkt, dessen Aeusseres ihn gleich seit dem ersten Erblicken sehr für ihn einnahm. Sie war hochgewachsen und körperlich gut gebildet, dunkel von Haar und Auge, ihr Blick ward nicht — wie bei den jungfernhaft zimperlich Erzogenen — oft verschämt und schüchtern niedergeschlagen, sondern war offen und frei, ihre Kleidertracht, verpönend die Nachäfferei geschmacklos-willkürlicher Mode, bewies vielmehr den eigenen einfach natürlichen Geschmack, gleichwie sie sich, verzichtend auf die entgegengebrachten Männerdienstfertigkeiten, meist lieber allein zu helfen pflegte, kurz es war das seltene Mädchen mit jedem Ausdruck eines selbständig gebildeten, klaren und kühnen Geistes begabt. Heinrich liess sich mit ihr öfters insbesondere in Gespräche ein und machte die ihn freudig überraschende Erfahrung, dass er es hier mit einem anscheinend ihm ebenbürtigen Geiste zu thun habe, so aufgeklärt und so feingebildet fand er sie und entdeckte mit jedem Male mehr Vortreffliches an ihr. Er zog Nachrichten über sie ein und erfuhr, dass sie bei einer in der Nähe wohnenden gräflichen Familie Lehrerin und Erzieherin sei; sie heisse Agnes ***** und habe sich, obwol von Haus aus ein armes Mädchen, doch durch Fleiss und Geschicklichkeit und zufolge ihres vor keinem Hindernis zurückschreckenden festen Willens, Kenntniss und Bildung verschafft, so dass sie endlich die Stelle einer Erzieherin hier beim Grafen habe annehmen und versehen können. Das nahm unsern Heinrich, den Mann der Freiheit und des festen Willens, vollends für sie ein; er pries sich glücklich, eine solche Perle in seiner Nähe entdeckt und an sich gezogen zu haben, während er sich gewöhnlich nicht viel aus dem schönen Geschlechte zu machen pflegte.

Auch Agnes ihrerseits erkannte gleich, dass sie es mit keinem gewöhnlichen Manne zu thun habe und besuchte, wenn es irgend anging, seinen Vortrag.

War es Heinrich, als er Agnes noch nicht kannte, zumeist blos um eine Erprobung und Uebung seiner Beredsamkeit zu thun gewesen, die er für seinen Zweck unumgänglich nothwendig hatte, so kam jetzt, als er Agnes kennen und lieben gelernt, vielmehr ein ganz anderer Geist in seinen Vortrag. Kein anderer Zuhörer war da mehr für ihn gegenwärtig; er trug vor, als ob er allein zu Agnes spräche.

10.

(Die Vorträge.)

Diese belehrenden und anziehenden Vorträge wurden etwa auf folgende Art gehalten. Heinrich liess sich immer das betreffende Fach durch Stimmenmehrheit vorschlagen und, nachdem er jeweilig eine allgemeine Einleitung vorangeschickt, begann er seinen klaren und gemeinverständlichen Vortrag.

Bei zwei Gelegenheiten zeigte es sich dabei deutlich, dass er es hauptsächlich abgesehen hatte, um auf Agnes einen angenehmen und bestimmenden Eindruck zu machen; es war nämlich das eine Mal, als der Gegenstand der erzählenden Dichtung an die Reihe gekommen war, und das andere Mal bei einem Gespräch über die Erziehung.

Die Darstellung von den Hauptwerken der erzählenden Dichtung in der einfach aussprechenden Form, wie sie nur Heinrich bieten konnte, war denn wie eigens an Agnes gerichtet und verfehlte nicht ihre Wirkung. — „Welch' ein Gott von Mann ist dieser Heinrich!“ rief sie halb begeistert, halb traurig bei sich aus. „Alle Wissenschaft, alle Kunst des Menschen ist in seinem überreichen Geist vereinigt; man kann ihn nicht nennen Gelehrter oder Forscher, denn er ist auch Künstler, er ist auch Dichter, Redner, Held und Weiser: er ist alles! Dürfte ich doch nur seine Magd, seine Sklavin sein, mein Leben wäre gut angewendet! — Er, der Hohe aber, scheint sich gegen Frauenliebe für immer verschworen zu haben. Er, der erzählend so schöne Bilder von der Liebe zu entwerfen vermag, scheint selbst dabei kalt zu bleiben. Oder täusch' ich mich? — Wäre das doch der allereinzige Mann auf Erden, dem ich mein

ganzes Wesen hin- und anheimgeben, der Einzige, dem ich mich sogar aufdringen möchte!“

Doch ward sie durch alle ihre überschwängliche Bewunderung noch nicht zu der Handlung angeregt, die Heinrich von ihrer Selbständigkeit und von ihrem festen Willen erwartete, nämlich zu der ungewöhnlichen Handlung, dass sie aus eigenem innersten Antrieb, den Zustand ihres Herzens Heinrich zu offenbaren, käme.

Er hielt daher noch immer an sich und fuhr in der bisherigen Weise fort, seine geisterweckenden Vorträge zu halten.

11.

(Wirkung auf Agnes.)

Das andere Mal, wobei es Heinrich so besonders auf Agnes abgesehen hatte, um verstanden zu werden, war bei Gelegenheit eines Gespräches über die Erziehung. Er hatte darüber seine ganz eigenthümlichen Ansichten und wollte erfahren, ob Agnes darin übereinstimme. Heinrich verlangte für die Kinder, sobald sie nur einigermaßen zum Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten gelangt seien, dass man sie der Freiheit übergäbe; denn jeder fernere Zwang sei alsdann unnöthig und sogar schädlich, und mache aus der Erziehung vielmehr eine Abrichtung, der jedes edlere Kind trotzen, das gewöhnliche aber unterliegen wird. Das führte ihn dann zur Erläuterung, was er denn überhaupt unter Freiheit verstehe. Dies heilige Wort aber, im Angesichte der andächtig aufhorchenden Agnes ausgesprochen, bannte den noch bestehenden Zwang, den ihm etwa das Beisein der übrigen Personen auferlegt hatte und eröffnete in mächtig zu Geist und Herzen dringender Rede nun den ganzen Inbegriff seiner eigenthümlichen Meinungen und Strebungen, und fortgerissen von seinem Gegenstande theilte er ihnen zuletzt auch den Abriss seines grossen Lebensplanes mit.

Die Rede war bei keinem der Zuhörer auf unfruchtbares Erdreich gefallen. Den tiefsten Eindruck hatte sie aber auf Agnes gemacht; denn sie allein hatte in ihrem urgesunden kräftigen Geiste selbständig über diese Dinge nachgedacht und bemerkte mit himmlischer Freude, wie genau sie in ihren Grundgedanken mit Heinrich übereinstimmte. Beim Abschiednehmen drängte sie sich die Letzte an Heinrich und, seine Hand ergreifend, sagte sie mit

bewegter Stimme folgende bedeutsame Worte der aufrichtigen Bewunderung:

„O, Sie sind wol auf Erden der allerglücklichste Mann. Sie bauen sich in Ihrem reichen Geiste Ihre schöne Welt allein und selbständig auf, aller schalen Wirklichkeit zum Trotz und ich vertraue ganz sicher darauf, dass Sie uns noch der ersehnte Gründer der Freiheit werden!“

Heinrich sah, dass er geliebt war und wenig fehlte, so hätte er auf dieses hin seinen Vorsatz der Zurückhaltung übertreten. Aber Agnes, nicht Zeit lassend zu einem Gespräch, hatte, den Uebrigen nacheilend, sich nach jenen Worten schnell entfernt.

Heinrichs Vorsatz blieb nun wieder aufrecht, nämlich es dahinzubringen, dass Agnes, das starke Mädchen, allem Herkommen zum Trotz, von selbst das Wort der Liebe zu ihm spräche. Nur dann glaubte er von der Innigkeit und Dauerhaftigkeit ihrer Liebe zu ihm und von dem zukünftigen Glücke eines beiderseitigen Zusammenlebens überzeugt zu sein. Er als Welt- und Menschenkenner wusste gar gut, dass die meisten Mädchen unter dem Vorwand der Liebe, es doch im innersten Grunde der Seele nur mit der Hoffnung auf Versorgung zu thun und auf Erlösung aus dem zwangvollen Mädchenstande abgesehen haben, während sie den äusserlich lockenden Anstrich zu solcher hausbackenen Liebe aus Romanen zusammengelesen und sich angeeignet haben. Bei Agnes freilich war solcherlei Gesinnung nicht zu erwarten. Gut; so musste sie sich ja leicht in der zugemutheten Prüfung bewähren, war sie anders das für einen Heinrich bestimmte Weib.

12.

(Der Liebesbund.)

Die Veranlassung zur Erklärung führte Heinrich nach diesem bald selbst herbei, indem er Anstalten traf, als ob er den Ort auf immer verlassen wollte.

Da hielt Agnes nicht mehr an sich. Sie sagte dem Manne, dem einzigen, zu dem sie wie zu einem rettenden Gotte aufblicken konnte, dem einzigen, den sie für würdig genug hielt, ihr Herzensgeheimnis ihm anzuvertrauen, ohne Scham und Reue zu befürchten; sie sagte vor ihm — was auch daraus entstehen möge — alles heraus, was sie die Zeit über gedacht und gefühlt und dass sie allen Ernstes gewillt sei, wie ein Käthchen von Heilbronn ihm zu folgen von

Ort zu Ort, wenn er sie nicht als Freundin und Theilnehmerin an seiner grossen Freiheitsaufgabe, kurz als seine Gemalin annehmen wolle.

Mit gleicher Aufrichtigkeit, mit gleicher Innigkeit erwiderte nun auch Heinrich. „Du hast recht,“ sagte er. O komm' denn, mein starkes Mädchen, Du Perle Deines Geschlechtes, komm nur zu mir. Was wolltest Du auch bei den denkfaulen und willensschwachen Gewohnheitsmenschen dieser Welt? — D'rum bleibe bei mir, dem Manne der Freiheit, leb' als liebevolle Gemalin mit mir, denn wir Beide gehören nun einmal zusammen. Wir wollen mitsammen von der grossen Welt uns losreissen und im selbstgeschaffenen Paradiese reinschöne glückliche Zeiten erleben.

Wie blühte die liebevolle Agnes, die Langgeprüfte, die eine solche Gegenliebe kaum geahnt, bei diesen warmen, aus dem innersten Herzen gesprochenen Worten Heinrichs auf!

Es waren dies für Beide reine Augenblicke der Seligkeit.

„Aber wusstest du nicht, Agnes,“ fuhr Heinrich liebkosend fort, „und erkanntest du nicht, dass ich dich liebte, seit ich das erste Mal mit dir gesprochen, ja seit ich dich das erste Mal gesehen? — Aber freilich hatte ich mich nicht wörtlich erklärt. Ich musste, solltest du mein Weib werden, zuvor deinen selbständigen Sinn erproben. Das ist glücklich eingetroffen. Du hast die Schwäche deines Geschlechtes besiegt, oder vielmehr die Liebe hat sie dir besiegt; denn nicht wahr, du wolltest mir ja heute, auf welche Art es immer sei und was auch daraus entstehen möge, deine Liebe offenbaren? Nicht?“

Ein offenes, freudiges Ja war ihre Antwort.

Der Bund war nun geschlossen; denn von der Zeit an waren sie so bekannt und vertraut miteinander, als wären sie Liebesleute gewesen seit Monaten. Mit zärtlichem Gekose, viel mehr aber mit vertraulichem Sprechen, Offenbaren, Erzählen, Plänemachen füllten sie die Zeit. Was alles hatten sich nicht diese beiden Liebenden zu sagen!

Bald auch dachte Heinrich daran, was nun — nach gemachtem Liebesbunde — der Welt gegenüber zu thun war. Agnes, zum Beweise ihres alles übersteigenden Vertrauens zu Heinrich, wollte sogar auf die Ceremonie der Heirat verzichten und ewig nur die Geliebte Heinrichs heissen und bleiben, — denn seit ihrer Liebe gab sie auf die Welt gar nichts mehr; — aber Heinrich wollte nicht leiden,

dass die Welt böse von seiner Agnes sprechen könnte und fügte sich der üblichen Ceremonie, die ihm überdies durch einen aufgeklärten Priester bedeutend erleichtert und vereinfacht war.

Sie waren nun Mann und Frau und lebten in Heinrichs Hause ein glückliches Liebesleben.

Als diese Wonnen endlich anfangen, in ruhigere Gelicse zu kommen, dachte Heinrich auch wieder an seine grosse Lebensaufgabe und theilte seiner Agnes mit, dass er jetzt die passende Zeit herangekommen glaube, dieselbe in Angriff zu nehmen und durchzuführen; denn er habe nunmehr während zweier Jahre sich hinreichende Gewandtheit in der Erziehungs- und Unterrichtskunst — welche die Grundlage seines Unternehmens bilden sollte — angeeignet.

„Um ganz sicher zu sein,“ sagte Heinrich zu Agnes, „dass mein Unternehmen nicht fehlschlage, so ziehe ich mit meinen zukünftigen Freiheitsjüngern nicht sogleich nach meiner in Aussicht gehaltenen „unbewohnten Insel“, sondern um meine Geschicklichkeit in der Erziehung vollends zu erproben, will ich so lange hier bleiben, bis meine Jünger schon zu einem gewissen Grad der Reife gediehen sind und durch den störenden Einfluss der einheimischen Gesellschaft unangenehm berührt, von selbst verlangen, dass ich sie nach einer solchen Insel bringe. Dann bin ich erst sicher, dass sie das Leben daselbst — welches sie ja freiwillig erwählt hätten — nicht als eine Verbannung fühlen, und dass sie mir nicht mit unbefriedigter Sehnsucht nach der grossen Welt zurückblicken, sondern dass sie vielmehr den vollen Genuss der Freiheit auf jener dazu auserlesenen Insel haben werden.“

13.

(Das Kindersuchen.)

Er reisete also, um nach so gediegener Vorbereitung endlich Hand ans grosse Werk zu legen, überall im Lande herum und suchte nach gesunden, kräftigen, gescheidten und gemüthlichen Kindern, welche mittellose Eltern oder Waisenanstalten gerne bereit waren, ihm, dem reichen gebildeten Manne zur Erziehung wie eigene Kinder zu überlassen.

Heinrich und Agnes waren längst darüber einverstanden, dass wenig Verdienst daran sei, blos leiblich der Vater oder die Mutter

seiner Kinder zu sein und seine Pflicht hinreichend erfüllt zu glauben, wenn man ihnen nach dem gewöhnlichen Schlendrian eine oberflächliche Bildung verschaffe und ihnen einen Vermögensantheil vererbe; es gelte vielmehr in geistiger Hinsicht Vater und Mutter der Kinder zu sein und der Endzweck der Erziehung sei, selbständige, in alle Lagen sich findende und überhaupt im Leben sich glücklich fühlende Menschen zu bilden. Agnes war daher auch über das gewöhnliche Vorurtheil der Frauen und der Mütter erhaben, dass eigene leibliche Kinder denn doch immer besser seien als fremde angenommene, und war mit Freuden bereit, Heinrichs aller Orten zusammengebrachte Kinder wie eigene zu betrachten und sich deren Erziehung zur Aufgabe zu machen.

Bei den Kindern führte sich Heinrich auf folgende Weise ein. Nachdem er mit den Eltern übereingekommen, dass sie ihm das Kind — ob Knabe oder Mädchen, nicht unter vier und nicht über sechs Jahre alt — überlassen wollten, machte er sich auf liebenswürdige Art mit demselben bekannt, fragte es um alle seine Verhältnisse, Lernen, Spielen, Schulegehen, kurz, um alles ihm Wichtige, erzählte ihm Geschichten und machte sich auf alle mögliche Art bei ihm beliebt. So beschäftigte er sich durch mehrere Tage hindurch allein mit dem Kinde, bis es ihm gelungen war, seine liebe Gesellschaft dem Kinde zu einem Bedürfnis zu machen. Dann machte er Anstalten zur Abreise. War nun das Kind traurig und sprach es offen aus, dass es Heinrich noch länger bei sich zu haben wünsche, — und das war auch bei den sonst Ungezogensten der Fall — so rückte er mit seinem Vorschlage heraus und sprach zu ihm:

„Mein liebes Kind! Du willst mich also noch länger bei dir haben? — Ich sage dir: auch ich möchte gerne noch länger bei dir bleiben und muss leider fort. Aber ich weiss ein Mittel, wie wir zusammenleben könnten und will dir's sagen. Sieh, ich habe in meinem Orte ein Haus, viel grösser und schöner als dieses hier und dabei einen grossen und schönen Garten. Wenn du nun mit mir gehen willst, um in Zukunft ganz bei mir zu leben, so verspreche ich dir, dass du es in meinem Hause so gut haben sollst, dass du dich gewiss nicht mehr hierher zurücksehnst. Du bist dort den ganzen Tag frei, du kannst thun und lassen, was du nur willst, es wird dir nichts verboten, nichts befohlen, du musst nicht in die Schule gehen, brauchst nicht zu lernen, wenn's dir nicht gefällt, du kannst

auf der schönen Wiese springen und singen, kannst dir die bunten Blumen pflücken oder die rothen Aepfel abschütteln, wie du's liebst, oder wann's dir beliebt, so kommst du zu mir und ich erzähle dir die schönsten, wunderbarsten Geschichten, zeige dir schöne Bilder und andere hübsche Sachen, lerne dir lustige Spiele, und meine Freundin Agnes, die schöne Frau, wird dir liebliche Lieder singen. — Auch nicht allein und einsam wirst du dort sein, denn ich bringe im Ganzen an 20 bis 24 Knaben und Mädchen von deinem Alter mit mir nach Hause, ebenso lustige und lebhaftige Kinder wie du selbst, mit denen du spielen und dich unterhalten kannst. Das wird ein herrliches Leben für dich sein! Nicht wahr? — Sollte es dir aber trotzdem nicht bei mir gefallen, so verspreche ich dir und deinen Eltern, die mit allem einverstanden sind, dich alsogleich wieder nach Hause zurückzubringen. Also erkläre dich, ob du mit mir gehen willst und wir eins.“

Es war natürlich Keines, das nicht mit Freuden auf diesen lockenden Vorschlag eingegangen wäre. Er vertröstete sie daher auf sein Wiederkommen und versprach, sie, wann er wieder hier vorbeikommen werde, mit nach Hause zu nehmen.

In gleicher Weise benahm er sich bei den Uebrigen und als er seine beabsichtigte Anzahl beisammen hatte, machte er dieselbe Rundreise wieder zurück und nahm dabei eines der Kinder nach dem andern mit sich, so dass er eines Tages mit seiner ganzen Schaar wohlbehalten bei Agnes anlangte.

14.

(Der Kindergarten.)

Die Kinder wurden freundlich empfangen, und, nachdem sie mit Erfrischungen versehen, sogleich an den Ort geführt, der von nun an zu ihrem Tummelplatz bestimmt war. Dies war der Garten, den Heinrich besass. Derselbe war sehr ausgedehnt, ganz mit hohen Ringmauern eingefasst und mitten darin stand ein schönes Gartenhaus.

Heinrich und Agnes vereint führten die Knaben und Mädchen unter zutraulichen Gesprächen an der Hand hin. Agnes pflegte, wenn sie im Hause oder Garten sich aufhielt, anstatt der sonst üblichen weiblichen Kleidung lieber einen bequemeren männlichen Anzug zu nehmen, der ganz dem Heinrichs ähnlich, nur etwas weiter und falten-

reicher war. Eben den trug sie auch jetzt und bewegte sich so leicht und gefällig darin, dass sie die Kinder jetzt und noch lange nachher, anstatt für eine Frau, für einen schönen Jüngling ansahen.

Agnes fragte einen Knaben, den sie an der Hand führte: „Wie heissest du?“

„Ferdinand.“

„Und gefällt dir dein Name, Ferdinand?“

„O nein. Ich möchte lieber Rudolf heissen, als Ferdinand.“

„Wie? Du trägst einen Namen, der dir nicht einmal gefällt? Heisse nur von nun an Rudolf. Hier kannst du ja Namen führen, welchen du willst.“

„Kann ich das?“ fragte erstaunt der Knabe.

„Freilich. Weisst du nicht, dass du hier frei bist? Alles kannst du, was du willst. Sag's den Andern auch.“

Sie waren nun bei einem Haufen von Kleidern angekommen, die auf dem Rasen lagen und Agnes machte sich daran, dieselben unter die Kleinen zu vertheilen.

„Kommt Kinder!“ rief sie und warf die Kleider auseinander, „kommt, hier sind Kleider für euch, wenn etwa die jetzigen euch nicht mehr gefallen. Jedes mag sich auswählen. Und ihr Mädchen, wenn euch eure Faltenröcke nicht gefallen, so nehmt euch diese viel bequemeren Hosen, eigens für euch bereitet, sammt jenen Oberkleidern dazu. — Alles ist hier frei, drum auch die Kleidung.“

Alles griff zu und die Mädchen alle nahmen die Faltenhosen und Oberkleider, wie sie Agnes trug.

Von da ab wurde jede Aufrechterhaltung des Geschlechtsunterschiedes bei den Kindern unterlassen, vielmehr Knaben und Mädchen völlig gleich behandelt, so dass sie mit der Zeit selbst nicht mehr an den Unterschied dachten.

Man kam in den Garten. In diesem war alles vereinigt, was nur Kindern dieses Alters ein wahres und dauerhaftes Vergnügen schaffen kann: schöne grosse Rasenplätze, ein Obstgarten, ein Stück bebautes Feld, ein klarer Bach und Fischteich mit kleinen Kähen darauf, dann eine Auswahl junger Thiere, die solche Kinder gerne sehen und sich mit ihnen spielen, als schwarze, weisse und gefleckte Lämmchen und Zicklein, eine Brut Hühnchen und Entchen, zierliche lustige Hündchen, Kaninchen und Kätzlein, die sich spielend mit einander balgten, zuletzt allerlei leichtes Handwerksgeräth, eine kleine

mit Kindern, so sagte er: „Freund, lass mich nur gewähren; denn so studire ich die Erziehung.“

Ausserdem verkehrte er auch gerne mit den bildungsfähigen Jünglingen und Jungfrauen seines Ortes, denn er pflegte fast allabendlich mit einer auserlesenen Anzahl von ihnen in seinem Gartenhause zwei oder drei Stündchen beisammen zu sein. Da wurde er, weil man bald bemerkt hatte, wie gediegen und angenehm er zu erzählen verstand, — wogegen man im Allgemeinen diese schöne Kunst bei uns fast verlernt hat — regelmässig bestürmt, etwas zu erzählen oder vorzutragen. Er wählte dazu entweder etwas aus seinem eigenen Leben, besonders seinen Reisen, aus der Geschichte oder aus der erzählenden Dichtung. Manchmal auch war sein Vortrag rein belehrend, immer aber angenehm und anziehend, niemals trocken-gelehrt.

Was wollte er denn mit diesen Abendvorträgen in Bezug auf sein Vorhaben? — Nichts anderes, als in allen Arten der Beredsamkeit wieder und wieder sich üben, gemäss seinem Vorsatze, sich in der Sprache eine solche Fertigkeit anzueignen, dass er jeden beliebigen Gegenstand aus den Wissenschaften und Künsten einem jeden einfachen, aber mit gesunden Sinnen begabten Menschen verständlich und anziehend vortragen könne. Solche Vorbereitung war zu seinem grossartigen Vorhaben unbedingt nöthig. Unausgesetzt arbeitete er nebenbei immer auch an der Zustandbringung des schon in der Studentenzzeit begonnenen „Sammelwerkes aller Wissenschaften und Künste“, einestheils um sich selbst den Umfang seines und überhaupt des ganzen zu einer gediegenen Bildung erforderlichen Wissens und Könnens klar zu machen, andernteils als umfassende Unterrichts-Grundlage für seine künftigen Zöglinge.

9.

(Bekanntwerden mit Agnes.)

Die Vorträge hatten indess noch einen tiefern Grund. Heinrich dachte oft an das biblische Wort: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.“ Er hatte aber bei seinen hohen Ansprüchen noch nie das Mädchen finden können, das er sich aus vollem Herzen hätte zum Weibe wünschen mögen. So beschloss er, in dieser Hinsicht jetzt einen letzten ernstlichen Versuch zu machen und sagte zu sich:

„Ich will es durch meine Erzählungs- und Vortragsgabe dahinbringen, dass sich sämtliche bildungsfähige männliche und weibliche Jugend bei mir versammelt. Finde ich da meinen Engel nicht darunter, so geb' ich das Werben für immer auf.“ Und siehe da, sein Versuch hatte den schönsten Erfolg. Seine Vorträge, die alles in allem an zwei Jahre hindurch fortgesetzt wurden, bis alle wichtigsten Fächer behandelt waren, kamen bei der ganzen jüngern gebildeteren Bevölkerung dieser Gegend bald in Ruf und Heinrich besass, wie er es gewünscht, einen wahren Blumengarten der schönsten und gebildetsten erwachsenen Mädchen unter seiner Zuhörerschaft.

Schon während der ersten Zeit seiner Vorträge hatte Heinrich unter den Zuhörern ein Mädchen bemerkt, dessen Aeusseres ihn gleich seit dem ersten Erblicken sehr für ihn einnahm. Sie war hochgewachsen und körperlich gut gebildet, dunkel von Haar und Auge, ihr Blick ward nicht — wie bei den jungfernhafte zimperlich Erzogenen — oft versohämt und schüchtern niedergeschlagen, sondern war offen und frei, ihre Kleidertracht, verpönend die Nachäfferei geschmacklos-willkürlicher Mode, bewies vielmehr den eigenen einfach natürlichen Geschmack, gleichwie sie sich, verzichtend auf die entgegengebrachten Männerdienstfertigkeiten, meist lieber allein zu helfen pflegte, kurz es war das seltene Mädchen mit jedem Ausdruck eines selbständig gebildeten, klaren und kühnen Geistes begabt. Heinrich liess sich mit ihr öfters insbesondere in Gespräche ein und machte die ihn freudig überraschende Erfahrung, dass er es hier mit einem anscheinend ihm ebenbürtigen Geiste zu thun habe, so aufgeklärt und so feingebildet fand er sie und entdeckte mit jedem Male mehr Vortreffliches an ihr. Er zog Nachrichten über sie ein und erfuhr, dass sie bei einer in der Nähe wohnenden gräflichen Familie Lehrerin und Erzieherin sei; sie heisse Agnes ***** und habe sich, obwol von Haus aus ein armes Mädchen, doch durch Fleiss und Geschicklichkeit und zufolge ihres vor keinem Hindernis zurückschreckenden festen Willens, Kenntniss und Bildung verschafft, so dass sie endlich die Stelle einer Erzieherin hier beim Grafen habe annehmen und versehen können. Das nahm unsern Heinrich, den Mann der Freiheit und des festen Willens, vollends für sie ein; er pries sich glücklich, eine solche Perle in seiner Nähe entdeckt und an sich gezogen zu haben, während er sich gewöhnlich nicht viel aus dem schönen Geschlechte zu machen pflegte.

Auch Agnes ihrerseits erkannte gleich, dass sie es mit keinem gewöhnlichen Manne zu thun habe und besuchte, wenn es irgend anging, seinen Vortrag.

War es Heinrich, als er Agnes noch nicht kannte, zumeist blos um eine Erprobung und Uebung seiner Beredsamkeit zu thun gewesen, die er für seinen Zweck unumgänglich nothwendig hatte, so kam jetzt, als er Agnes kennen und lieben gelernt, vielmehr ein ganz anderer Geist in seinen Vortrag. Kein anderer Zuhörer war da mehr für ihn gegenwärtig; er trug vor, als ob er allein zu Agnes spräche.

10.

(Die Vorträge.)

Diese belehrenden und anziehenden Vorträge wurden etwa auf folgende Art gehalten. Heinrich liess sich immer das betreffende Fach durch Stimmenmehrheit vorschlagen und, nachdem er jeweilig eine allgemeine Einleitung vorangeschickt, begann er seinen klaren und gemeinverständlichen Vortrag.

Bei zwei Gelegenheiten zeigte es sich dabei deutlich, dass er es hauptsächlich abgesehen hatte, um auf Agnes einen angenehmen und bestimmenden Eindruck zu machen; es war nämlich das eine Mal, als der Gegenstand der erzählenden Dichtung an die Reihe gekommen war, und das andere Mal bei einem Gespräch über die Erziehung

Die Darstellung von den Hauptwerken der erzählenden Dichtkunst in der einfach aussprechenden Form, wie sie nur Heinrich bieten konnte, war denn wie eigens an Agnes gerichtet und verfehlte nicht ihre Wirkung. — „Welch' ein Gott von Mann ist dieser Heinrich!“ rief sie halb begeistert, halb traurig bei sich aus. „Alle Wissenschaft, alle Kunst des Menschen ist in seinem überreichen Geist vereinigt; man kann ihn nicht nennen Gelehrter oder Forscher, denn er ist auch Künstler, er ist auch Dichter, Redner, Held und Weiser: er ist alles! Dürfte ich doch nur seine Magd, seine Sklavin sein, mein Leben wäre gut angewendet! — Er, der Hohe aber, scheint sich gegen Frauenliebe für immer verschworen zu haben. Er, der erzählend so schöne Bilder von der Liebe zu entwerfen vermag, scheint selbst dabei kalt zu bleiben. Oder täusch' ich mich? — Wäre das doch der allereinzige Mann auf Erden, dem ich mein

16.

(Die beiden Erziehungsarten.)

Alles das bisher an den Kindern Gethane waren theils Vorkehrungen, um die Erinnerung an das ganz andere Leben zu Hause möglichst bald aus ihrem Gedächtnisse entschwinden zu machen, und theils Vorkehrungen gegen das Weglaufen der Kinder aus dem Garten. Damit war's aber nicht abgethan. Es galt, auch gegen andere Unzukömmlichkeiten, die bei diesen Kindern der Freiheit zuweilen vorkommen mussten, wie etwa auffallende Unreinlichkeit, Unfrieden unter einander, störrischen Eigensinn u. dgl. die geeigneten Mittel zu finden.

Derlei Angelegenheiten wurden meist durch ein begründetes freundliches Ersuchen, durch beharrliches gutes Beispiel, Unfriede durch ein geschicktes Hinüberspielen ins Scherzhafte, oder wenn der Fall belehrend genug war, durch ein förmliches Rechtsprechen geschlichtet. Mit Eigensinn gab man sich lieber gar nicht ab; war das von den Kindern Verlangte unschädlich, so hatte man keine Veranlassung, sie davon abzuhalten, war es hingegen etwas Schädliches, so mussten sie sich ja selbst davon überzeugen durch eigene Erfahrung. Nie wurden gegen sie in irgend einem Falle Drohung mit Strafe, Versprechen von Belohnung oder ähnliche dem Zwange verwandte Mittel angewendet.

Die hier im Kindergarten geübte Erziehungsweise war die „Erziehung in Freiheit“, welche sich in Vielem von der gewöhnlich geübten Erziehung, welche Zwang und Strenge zu ihren Mitteln zählt, unterscheidet.

Die hauptsächlichsten Unterschiede dieser beiden Erziehungsarten — in ihrer äussersten Entwicklung — sind etwa folgende:

Bei der strengen Erziehung gilt es vor allem (ähnlich wie bei der Abrichtung der Thiere) den Gehorsam einzuführen und die Willenskundgebung geschieht mit den Worten: „Thee, das, sonst bekommst du Strafe!“ Es hat dies sein Gutes und Bequemes für die gewöhnlichen häuslichen Verhältnisse, wo die Kinder mit in der elterlichen Wohnung leben und die Eltern vor anderweitigen Geschäften nicht die Gelegenheit haben, sich viel mit den Kindern abzugeben. Freilich wird ihnen damit meist die schöne Jugendzeit verdorben und der Freiheitssinn entweder im Keime erstickt oder im Uebermaass

entwickelt. Was einmal die eingeführte Hausordnung überschreitet, kann von den streng-erziehenden Eltern nicht geduldet werden, und weil man nicht immer Zeit hat, erst umständliche Aufklärungen zu geben über seine Befehle, so heisst es wol oft zu den Kindern: „Thu', was man dir befiehlt; du verstehst noch nicht, was nothwendig ist. Gehorche und unterstehe dich nicht, erst lang zu fragen: warum?“ Wird der Befehl missachtet, so folgt darauf unausweichlich Strafe, u. z. als solche: allerlei Zwang und Beleidigungen des Körpers und der Seele. Will man einen schwierigen Befehl sicher befolgt wissen, so fährt man — als strenger Erzieher — am kürzesten: man verspricht und gibt den folgsamen Kindern Belohnungen, man bereitet ihnen angenehme Ueberraschungen u. dgl.

Der Ton des Kindes, in dem es mit den Eltern spricht, ist bei dieser Art Erziehung der der Hochachtung, der Unterwürfigkeit, des Gehorsams. Besondere Vorsichten, die man anwendet, um die Kinder streng für die Welt zu erziehen, in der sie zu leben haben, sind die Einführung der Schamhaftigkeit, dann der Unterschied zwischen Knaben und Mädchen nicht nur in der Kleidung, sondern in der ganzen Erziehung, und das frühzeitige Beibringen des landesüblichen Gottes- und Kirchenglaubens.

Bei der „Erziehung in Freiheit“, welche freilich im Ganzen viel schwieriger ist als die kurzangebundene „strenge“, geht es ganz anders zu. Hier ist der oberste Zweck, die Kinder möglichst bald geistig selbständig zu machen, derart, dass sie sich weiters gleichsam von selbst erziehen können und dann der, ihnen dabei keineswegs die schöne Jugendzeit durch unnothigen Zwang zu verderben. Kurz, es muss damit so weit kommen, dass sie auf diese Zeit der Jugend als glücklichste ihres Lebens zurückblicken können, und dass sie mit Beendigung der Erziehung als allseitig selbständig gebildete und mit dem echten Sinn für Freiheit begabte Menschen in die Welt hinaustreten.

Hier heisst es nicht: „Thue das, sonst bekommst du Strafe!“ sondern der Erzieher nimmt sich die Mühe, will er etwas beim Kinde durchsetzen, dies ihm durch das beharrliche Beispiel oder durch klare Worte als gut und zweckmässig darzustellen. Er wird im Tone freundschaftlicher Vertraulichkeit zu ihm sagen: „Siehst du, die Sache ist so. Wenn du's in dieser Weise anstellst, so folgt dieses oder

jenes Unangenehme darauf. Machst du's aber so, dann vermeidest du das Unangenehme. Du kannst nun wählen, was du willst.“

Anstatt wie der strenge Erzieher die wissbegierigen Fragen des Kindes sich zu verbitten, wird der freie ihm vielmehr entgegenkommen mit den Worten: „Du wirst wohl wissen wollen, warum?“ und: „Frage nur. Was du noch nicht weisst und kannst, das lerne ich dir gerne, damit du recht bald ein selbstständiger Mensch wirst, der sich in jeder Lage des Lebens selbst zu helfen weiss. Und anstatt zu sagen: „Thu' was man dir befiehlt“, heisst es hier: „Thue, was du nur willst“ (angehängt die wohlberechnete Schmeichelei), „denn Unvernünftiges, weiss ich, thust du ohnedies nicht.“

Strafen, wie bei der strengen Erziehung gibt es hier nicht. An deren statt: Erklären des Fehlers als Irrthum, Belachen des Ungeheimten; bei wirklich erfahrener Aergerlichkeit: Herabstimmen des vertraulichen Tones, Gleichgiltigkeit und Kälte gegen das ausartende Kind; und nur für die Fälle wirklicher unverbesserlicher Bosheit wäre — nicht als Strafe, sondern zum Schutze der Uebrigen — die Entziehung der Freiheit vorbehalten. Hinwieder anstatt der Belohnungen dienen dem freien Erzieher bei den Kindern, die ihm wirklich Freude bereiten: Aeusserungen grösseren Vertrauens, innigerer Liebe u. dgl.

Der Ton, in dem die Erzieher und Kinder mit einander sprechen, ist der der freiesten gegenseitigen Vertraulichkeit. Der Erzieher bedient sich gerne des Ausdrucks: „Mein junger Freund!“ und wird gar nicht böse, wenn die Kinder ihn einfach nur beim Vornamen nennen oder mit dem Wort: „Freund!“ „Alter!“ oder dergleichen anrufen.

Anstatt der Einführung der Schamhaftigkeit, wie bei der strengen Erziehung gilt hier umgekehrt der Grundsatz, so zu verfahren, dass die Schamhaftigkeit gar nicht aufkommt. Besteht kein Unterschied in den Kleidern und keiner in der Erziehungsweise, und wird auch sonst in keiner Weise darauf merksam gemacht, so leben Knab' und Mädchen neben einander hin, ohne zu beachten, dass sie verschiedenen Geschlechtes sind.

Von Glaubenssachen wird den freien Kindern erst dann eine Aufklärung zutheil, wenn sie durch eigenen Antrieb darauf verfallen und in der Art, dass möglichst die Selbständigkeit ihres Denkens dabei gewahrt bleibt.

Während die strenge Erziehung im elterlichen Hause oder auch sonst wo immer ausgeführt werden kann, ist zur Erziehung in Freiheit, damit alle störenden Einflüsse von Aussen abgehalten werden, ein geräumiger Kindergarten nöthig und müssen die Erzieher leicht ihre ganze Zeit den Kindern widmen können.

Diese hier kurz erläuterte Erziehungsweise, die „Erziehung in Freiheit“, war es, die Heinrich mit so sorgfältiger jahrelanger Vorbereitung sich eigen gemacht und die er im Verein mit seiner Agnes im errichteten Kindergarten in Anwendung brachte. Und es gelang ihm vortrefflich. Sehr bald war er dahin gelangt, dass auch die von Haus aus ziemlich schlecht Erzogenen dem Einfluss ihrer Erzieher nachgaben, so dass das ganze Völklein sich gut untereinander vertrug und in kurzer Zeit gegenseitiges Vertrauen, Zuneigung und Liebe bei Allen eingekehrt war.

Die Erzieher aber hatten sich schon vom ersten Zusammentreffen her die volle Liebe der Kinder erworben. Das Schrecklichste für die Kinder wäre gewesen, ihre bald liebgewonnenen Erzieher einmal ernstlich böse zu sehen ihrehalb. Aber Dank der eigenthümlichen Liebenswürdigkeit der Beiden und ihrem vernünftigen Verfahren und Dank der ursprünglich so guten Beschaffenheit der Menschennatur, wenn sie rein sich äussern kann, war dieses Aeusserste nie vorgekommen.

17.

(Arbeiten der Kinder.)

Heinrich hatte die Natur der Kinder richtig erkannt, als er ihnen die Geräthe der leichteren Handwerke im Garten aufgestellt hatte. Die gaben ihnen Stoff zur mannigfachsten und angenehmsten Thätigkeit. Sie begriffen sogleich, wozu die kleinen Ziegel zu gebrauchen wären und erbauten sich damit anfangs plumpe und leicht einfallende, später mehr und mehr zierliche und feste Häuschen. Sie verstanden ohne viel Anleitung, aus dem vorhandenen Lindenholze bald allerlei Geräthe zu schnitzen, zu hobeln, zu drechseln, sie lernten, sich aus Weidenruthen oder Binsen Körbchen zu flechten, aus Werg Schnüre zu drehen, Gewebe und Netze zu machen und aus zugeschnittenem Linnen sich Röcke und Hosen zu schneiden, wie auch die Kähne zu gebrauchen und Fische zu fangen. Kurz, es gab zuletzt fast kein leichteres Handwerk, dem ihre Kräfte gewachsen waren, auf das sie

sich nicht verlegt und darin nicht irgend ein fertiges Stück zuwege gebracht hätten. Die Freude aber kann man sich kaum vorstellen, die ihnen diese selbstverfertigten Sachen machten; ja sie legten mit der Zeit einen eigenen Stolz darein, so viel als möglich nur selbstgemachte Sachen zu gebrauchen.

So bekam innerhalb der zwei, drei Jahre, als die Kinder nun hier verweilt hatten, der ehemalige blos zum Spielen bestimmte Tummelplatz der Kinder ein durchaus anderes Aussehen. Es hatte sich jedes Kind nach seinem Geschmack ein kleines, niedliches Häuschen darin erbaut, indem es — wenn's die Jahreszeit zuliess — auf selbstbereiteter Lagerstätte weit lieber schlief, als in dem schönen geräumigen Gartenhaus, und rund herum ein Stück Gartenfeld abgegrenzt, worauf es allerlei Pflanzen anbaute. Zudem hatte — unter Heinrichs Fürsorge — ein Jedes oder Mehrere zusammen einen kleinen Webstuhl, Hobel- und Drechselbank, Töpferdrehscheibe und die mannigfaltigsten hölzernen und einige eiserne Geräthschaften. Jedes hatte dann seine eigenen Thiere, seine Hühner, Gänse, Schäfchen oder Zicklein, Katze oder Hund, die es sich zahm gemacht.

Alles lebte ein so rühriges, zufriedenes und glückliches Leben und Heinrich und Agnes lebten und webten mitten drin, einen Tag wie den andern, und waren in diesem Kinderstaate auch ihrerseits nicht wenig vergnügt und glückselig.

18.

(Forschungen.)

Wie nun die Kinder schon alle ihnen zugänglichen Arbeiten und Künste erlernt hatten und darin den sonstigen Kindern ihres Alters überlegen waren, regte sich jetzt in ihnen ein anderer menschlicher Trieb, der Trieb nach Erkenntnis. Es kam ihnen auf einmal die alte Thatsache merkwürdig vor, wie alle Steine, die sie in die Höhe warfen, alsbald wieder zu Boden fielen, wie ein aufgehängtes Gewicht immer die senkrechte Richtung nach unten einzunehmen sucht, warum das Wasser des Brunnens beim Pumpen nach oben kam u. dgl. Sie eröffneten die Leiber todter Thiere und untersuchten deren Inneres, sie beobachteten mit reger Wissbegier den gestirnten Himmel mit seinen fallenden Sternen und den langsam hinstreichenden Wolken, den Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, die Erschei-

nungen des Lichtes, der Wärme und des Schalles. — Dann, weil ihnen sehr wenig von alledem durch eigenes Nachdenken klar geworden war, liefen sie endlich zu ihren beiden Pflegern. Diese gaben nun die gewünschte Aufklärung, wohlgemerkt, nur insoweit die Frage ging und angepasst ihrem kindlichen Denkvermögen, immer aber die volle Wahrheit. Oftmals liess man dabei die Kinder, ähnlich wie es der weise Sokrates zu thun pflegte, durch geschickt gestellte Fragen und herbeigezogene Vergleichen die Wahrheit von selbst herausfinden, was ihnen dann doppelte Freude machte. Daher wurde dies Verfahren bei den Kindern beliebt und sie baten künftighin bei derlei Fragen gewöhnlich auch gleich um jenes „Selbstfindenlassen“ der Antwort.

Allmählig fanden sich die Kinder auch ein in Heinrichs Naturkörper-Sammlungen, sowie in den Zimmern mit den Geräthen zur Naturforschung und wurden auch hierüber in ähnlicher Weise belehrt.

Keins von den Kindern, so viele Geschicklichkeiten und Kenntnisse sie sich auch bis jetzt — alles aus eigenem Antrieb, nichts gezwungen — eigen gemacht hatten, keines konnte — noch oder mehr — lesen und schreiben. Getreu dem Grundsatz, ihnen nichts zu zeigen, zu erklären und zu lehren, wenn sie's nicht aus eigenem Antrieb selbst verlangten, war noch keine Veranlassung zum Lernen des Lesens und Schreibens dagewesen.

Auch dazu traf der Anlass jetzt ein. Die Kinder kamen in Heinrichs Büchersammlung und sahen Heinrich schreiben und lesen, und was sie vorher noch nie sonderlich beobachtet hatten, das erregte nun ihre volle Aufmerksamkeit. Die Aufklärung folgte, und dieser wieder der rege Wunsch, auch so lesen und schreiben zu können. Und in der kürzesten Zeit und ohne so viel Mühe, als gewöhnlich dazu gebraucht wird, kannten sie beides, lasen mit freudigem Erstaunen in den Büchern dieselben schönen Geschichten, die ihnen Heinrich und Agnes erzählt hatten und schrieben sich zur Uebung gegenseitig Briefe.

Als sie beides nun erlernt hatten, nahm aber auch bald wieder der Sinn dafür ab. Denn Keinem gefiel es lange, das aus Büchern zu lesen, was er viel kürzer und besser durch das lebendige Wort seiner Pfleger erlangen konnte, und auch zum Schreiben war — höchstens ausgenommen die Tagebücher, auf welche sie verfallen waren — keine weitere Veranlassung mehr.

Vom Schreiben geriethen sie aufs Zeichnen und erlernten es auf dieselbe Art. So auch das Singen von hübschen Liedern und das Spielen auf der Laute.

19.

(Die Götterlehre.)

Nun verfielen sie eines Tages mit ihrer Wissbegier auf Heinrichs Bilder- und Statuen-Sammlung und darunter besonders auf die Darstellungen der griechischen Götter. Es waren da ein Zeus, ein Apollon, eine Here, Aphrodite u. s. w. aufgestellt.

„Was bedeuten diese Figuren?“ fragten sie wissbegierig.

„Es sind,“ ward ihnen geantwortet, „Bilder von Göttern, an welche die alten Griechen geglaubt haben.“

„Von Göttern? — —“

„Ja so, ihr wisst wol auch nicht, was Götter sind? So muss ich euch erst dieses Wort erklären. Sagt: Wisst ihr, wo die Sonne, der Mond, die Sterne hergekommen sind und überhaupt die ganze körperliche Welt, die wir da sehen?“

Sie wussten darauf natürlich nichts zu antworten. Endlich fiel einem der älteren Knaben ein, der zu Hause schon eine Schule besucht hatte, dass er damals dem Lehrer hatte aufsagen müssen: „Gott hat Himmel und Erde erschaffen.“ Das sagte er Heinrich.

„Verstandest Du auch diese Worte?“ fragte dieser.

„Nein.“

„Nicht? Dann muss ich anders anfangen. Was meinst du, Rudolf, wo sind die ersten Menschen her?“

„Ich weiss es nicht.“

„Denke einmal recht weit in der Zeit zurück, so musst du auf Zeiten kommen, da noch nicht so viele Menschen auf der Erde gelebt haben als gegenwärtig darauf leben; denn sie breiten sich auch noch jetzt immer weiter aus und werden immer zahlreicher. Wenn du dann noch viel weiter zurückdenkst, so kommst du endlich auf eine Zeit, da die Menschen gerade angefangen haben; denn einen Anfang muss das Menschengeschlecht doch einmal gehabt haben. Das leuchtet dir ein?“

„Ja.“

„Stelle dir nur im Geiste solche erste Menschen vor. Nicht wahr, die müssen sehr unwissend und sehr wenig geschickt gewesen sein? Und warum?“

„Weil sie Niemand hatten, der ihnen was gezeigt oder gelehrt hätte; denn sie waren ja allein unter sich.“

„Recht. Und nun denke dir einen solchen blöden ersten Menschen bei einem heftigen Gewitter. Was musste sich der dabei gedacht haben? Denn von einer Blitzkraft, die in den Wolken angesammelt ist und sich entladet, wie ich meine Blitzmaschine entlade, davon hat er noch nichts erfahren. Er kennt ja auch die Wolken nicht, ja sieht in ihnen, wie sie sich bewegen, vielmehr lauter riesenhafte lebendige Gestalten, denen sie ähnlich sind. Was dachte er sich also beim Donner, bei diesem ihm so furchtbar vorkommenden Getöse? Alles sonstige Geräusch oder Getöse auf der Erde hat er bemerkt — so weit reicht sein Wissen, seine Erfahrung — kommt von einer Gewalt, die körperliche Massen heftig gegen einander schleudert, und je grösser die Gewalt und je grösser die bewegten Körper, desto lauter der Schall oder das Getöse und umgekehrt. Welch' grosse Gewalt, welch' ungeheure Körpermassen muss er also thätig glauben beim Donner? Weiters hat er bemerkt, dass die Bewegungen von den Dingen auf der Erde meist durch die Kräfte lebender Wesen — wie er selbst und die Thiere — hervorgebracht werden, vielmehr er kennt noch überhaupt keine anderen Kräfte als die lebendigen. So muss er sich also den Donnerschlag durch ein urgewaltiges Lebewesen hervorgebracht denken. Nicht wahr? — Dieses gedachte Wesen nennt er Donnerer oder Donnergott. Ein gleich gewaltiges Wesen wird er weiters vermuthen in der Sonne, das so viel Licht und Wärme herniedersende und das er Lichtgott nennt, ein drittes in der Erde, dem er den jährlichen Pflanzenwuchs zuschreibt, und so fort.

Die nun nachkommenden Menschen haben die Vorstellung oder den Glauben ihrer Urväter willig angenommen und haben sich mit der Zeit in ihrem Geiste sogar die leibliche Gestalt, die diese gewaltigen Wesen wohl haben mögen, vorgestellt. Der Nachkomme hat dann zu dem Bilde, das ihm der Vorfahre überliefert, immer noch etwas hinzugedacht und auf diese Weise sind im Laufe der Zeit die Götterbilder entstanden, die ihr hier vor euch seht.

So, wie es in dieser Reihe von Standbildern dargestellt ist, haben sich die alten Griechen und Römer ihre Götter vorgestellt, so die alten Aegypter, Juden und Perser, so die altnordischen Völker. Am schönsten haben sich, wie ihr seht, die alten Griechen ihre Götter gebildet.

Wieder andere Völker haben sich alle die gewaltigen Naturkräfte in einem einzigen Wesen vereinigt gedacht, dem sie aber keine leibliche Gestalt zuschrieben, sondern sagten, dass er ein reiner Geist sei ohne Körper, aber der allervollkommenste und allgewaltigste Geist, der da war schon im leeren Raume, als sonst noch gar nichts da war und der durch seine allgewaltige Macht erst alles, was da ist, ins Dasein gerufen habe. —

Der Gott scheint euch zu gefallen Nicht wahr? — An diesen allmächtigen einzigen Gott wird noch heutzutage von vielen gebildeten Völkern geglaubt und auch ihr, wenn er euch einleuchtet, mögt an ihn glauben.“

„Weiss man nichts Näheres von diesem Gott?“ fragte eines der wissbegierigen Kinder.

„Nichts. Noch hat kein Mensch, so weit die sichern Nachrichten reichen, von dem Gott etwas erfahren können, noch nie hat ein Mensch mit einem solchen Gotte gesprochen oder sonst verkehrt.“

20.

(Erzählung der alten Geschichte.)

Durch dieses Gespräch und die weiteren Ausführungen darüber war wieder der Stoff zu zwei neuen sehr wichtigen Gedankenreihen gegeben. Einmal durch die Aufklärung über den einzigen Gott — an den die nicht naturwissenschaftlich durchgebildeten jungen Geister ohneweiters zu glauben begannen — und dann durch die Erwähnung der alten Völker, die in den frühesten Zeiten gelebt haben sollten.

Heinrich liess sie die Gährung jener Gedankenreihen nun wieder selbst durchmachen, bis er eines Tages, darum ersucht wurde, ihnen einmal die Geschichte von all' den alten Völkern des Näheren zu berichten, die er damals in dem Gespräch von den Göttern erwähnt.

Heinrich erfüllte ihren Wunsch und erzählte in einer für das Alter seiner Zuhörer entsprechenden, d. i. halb dichterischen Form, die Hauptereignisse der Menschengeschichte von den ältesten Zeiten

angefangen bis in die Zeiten des Römerkaisers Augustus. Die weitere Geschichte ward einer späteren Gelegenheit aufbewahrt. Die Kinder hatten damit einstweilen genug.

Der erzählte Abriss der alten Geschichte gab den Jungen ebenfalls wieder viel neuen Stoff. Erst jetzt begriffen sie die Worte König, Staat, Krieg, und sie waren bald darauf versucht, die gewaltigen Handlungen auf dem Schauplatz der alten Welt, von denen sie da gehört und die sie vermöge ihrer Lebhaftigkeit während dessen im Geiste mitgelebt hatten, sich durch eine Art Spiel darzustellen. Es fiel nämlich irgend Einem unter ihnen ein, sich etwas wie eine Krone aufzusetzen, ein scharlachrothes Tuch als Mantel umzuhängen und scherzweise zu sagen: „Seht einmal, jetzt bin ich der Perserkönig Cyrus!“ Das gab Veranlassung, dass Andere sich wieder andere Titel und Würden beilegte und dass sie nach und nach auch die entsprechenden Reden und Handlungen dazu darstellten.

Das waren die Anfänge ihres Schauspiels, das sie in der Folge sehr häufig pflegten, mit allmählig immer grösserer Vollkommenheit, so dass es alsdann recht anziehend war, ihren Darstellungen beizuwohnen. Dabei bildete sich unter Beihilfe der beiden Erzieher auch ihre Sprache, Geberde, Haltung und Benehmen auffallend, an welche Dinge sie früher in ihrer wilden Unbefangenheit gar nicht gedacht hatten.

21.

(Die drei Hauptsünden.)

In dieser Zeit einmal hätte die Rückerinnerung eines der ältesten Knaben an die frühere Schulzeit Heinrich bald in Verlegenheit gesetzt, wenn er sich nicht gleich zu fassen gewusst hätte. Diesem Knaben fiel nämlich, ich weiss nicht wie es kam, von den „Hauptsünden“ ein, die er damals seinem Lehrer aufgesagt, nunmehr aber glücklich vergessen hatte, und fragte: „Was sind die Hauptsünden?“

Heinrich antwortete, gleich gefasst:

„Der Hauptsünden sind drei:

Die erste ist: Etwas hartnäckig für Wahrheit halten und ausgeben, was offenbar grundfalsch ist; es ist die **Sünde wider den gesunden Menschenverstand.**

Die zweite: Etwas schlau eingefädelt und klug abgemacht vermeinen, das man erzdumm angestellt hat; sie heisst die **Sünde wider die Lebensklugheit.**

Die dritte und letzte: Dasjenige schön nennen, was offenbar abscheulich und hässlich ist, die **Sünde wider den guten Geschmack.**

Der wissbegierige Knabe war ohne nähere Erläuterung zufrieden damit. Unklug wäre es jedenfalls gewesen, wenn ihm Heinrich anstatt dessen, so wie es gewöhnlich geschieht, über Trägheit, Unkeuschkeit, über Frass und Völlerei u. dgl. belehrt hätte.

Nun hatte der Junge aber — wie wenn er einmal gerade im Zuge wäre — noch etwas dergleichen zu fragen, etwas, das Heinrich sehr ungelegen kam; denn entweder musste er von seiner gewohnten Aufrichtigkeit abgehen oder dem Knaben eine Menge Dinge sagen, die für ihn noch zu hoch waren und ihn verwirren konnten. Heinrich blieb indess doch lieber bei der Aufrichtigkeit und der weitere Verlauf des Gespräches war dieser.

Der Knabe fuhr in seinem Fragen fort und sagte:

„Man hat mir in der Schule, so erinnere ich mich, auch etwas von einem „Glauben“ gesagt, den jeder Mensch nothwendig haben müsse, um glücklich zu werden. Was hast denn du, Heinrich, für einen Glauben? Sag' mir das doch.“

Heinrich darauf: „Das hab' ich mir gedacht, dass Einer von Euch mich das einmal fragen wird. Trotzdem bin ich da in einiger Verlegenheit. Denn erstens sind solche Offenbarungen für deinen Geist noch etwas zu hoch und schwerverständlich, und dann könnten sie dich vor der Zeit in deinem eigenen Glauben, dem Gottesglauben, irre machen. Weil du aber zum Theil durch deinen eigenen Geist auf die Frage gekommen bist, so wirst du hoffentlich auch meine Mittheilungen vertragen. Vernehme also:

Der Glaube, mein Lieber, beginnt da, wo das sichere Wissen aufhört und so, ganz recht wie man dir gesagt hat, muss jeder denkende Mensch seinen Glauben haben; denn wir sind nicht im Stande, das Tiefere, das Innere der Natur mit unsern Mitteln der Forschung so zu ergründen, wie wir's gerne möchten. Ich will dir nun mittheilen, was ich selbst glaube.

22.

(Das Glaubensbekenntnis.)

Darauf theilte er ihm denn in einer dem Jungen möglichst verständlichen Weise sein freies Glaubensbekenntnis mit, das dem Hauptinhalte nach aus den drei Sätzen bestand:

„Ich glaube an die **Natur**.“ (D. i. an die unfehlbare Gesetzmässigkeit derselben.)

„Ich glaube an die **Menschheit**.“ (D. i. an den unaufhaltbaren Fortschritt der ganzen Menschheit.)

„Ich glaube an **mich selbst**.“ (An meine eigene Geistesfähigkeit und Willenskraft.)

Nachdem Heinrich mit der Offenbarung seines Glaubensbekenntnisses zu Ende, hielt er eine Zeit lang inne, um zu bemerken, was es auf den gescheidten Knaben für eine Wirkung ausüben werde.

Er war tief nachdenkend geworden und wiederholte sich im Stillen die eben vernommenen drei Hauptsätze des Bekenntnisses noch einmal. Er murmelte: „Wie war's? Glauben an die **Natur**, dann Glauben an die **Menschheit** und Glauben an **sich selbst**“ — Nach einiger Zeit, mitten aus seinem Nachdenken, kam er zur Frage:

„An einen **Gott**, Heinrich, glaubst du also **nicht**?!“

Heinrich antwortete in seiner gewohnten zutraulichen Weise: „Mein junger Freund! Lass dich durch das, was ich für meine Person glaube oder nicht glaube, in deinem Geiste durchaus nicht irre machen; denn bedenke, dass ich eine längere Lebenszeit hindurch so viel erfahren, geforscht, gedacht habe, als du dir noch nicht einmal vorstellen kannst. Darum muss ich nothwendig einen **andern** Glauben haben als du. Ein Jeder bekommt ja seine feste Lebensansicht und seinen Glauben erst durch sein eigenes Gedankenspiel und es wäre z. B. unmöglich, dass ich dir meinen Glauben oder du mir den deinen so ohneweiters einander überträgen. Darum, weil du dir einmal das Weltall ohne Wirken einer Gottheit nicht denken kannst, bleibe immerhin bei deinem Glauben und entwickle ihn ruhig in dir fort, ohne dich weiters an meinen freien Glaubeu zu kehren. Ein anderer Geist — ein anderer Glaube! — Und kann denn nicht, da es beim Glauben keine Gewissheit gibt, gerade der meine der unrichtige sein? Aufgeben aber kann ich ihn nicht, sonst müsste ich meinen eigenen Geist gering achten und aufgeben. Und du ebensowenig. Also nochmals, mein Junge, lass' dich nicht irre machen.“

Dieser erwiederte ganz unbefangen: „O nein, ich lass' mich nicht irre machen. Ich kann ja auch selbst denken wie du und Andere. Ich bleibe auch ferner beim Gottesglauben; denn dein freier

Glaube kommt mir gar zu verwegen und zu trostlos vor. Das Wort aber vom Glauben an die Menschheit und an dich selbst gefällt auch mir.“

„So recht, mein gescheidter Junge! — Jetzt bin ich beruhigt, dass dir meine Offenbarungen in deinem selbständigen Denken nicht schaden werden.“

Mit diesen Worten entliess Heinrich seinen hoffnungsvollen Zögling.

23.

(Die Glaubenswuth.)

Es waren indess abermals drei Jahre vergangen, so dass also die jüngsten von Heinrichs Zöglingen bei neun, die ältesten elf Jahre alt geworden waren, in steter glücklicher Ruhe, als sich auf einmal das Blatt wendete und sich etwas sehr Unangenehmes ereignete, das alles Errungene zerstören gekonnt hätte, wenn Heinrich nicht schon lange darauf gefasst und vorbereitet gewesen wäre.

Die Kinder hatten — seit jenem Vorfalle mit dem Nachbar — ihr grösstes Vergnügen ausschliesslich in dem grossen Garten gefunden und entfernten sich deshalb nie weit davon. Derselbe war auch übrigens ganz abseits der Landstrasse gelegen. Nur einmal gelangte in dieser Zeit einer der Knaben bis auf die Landstrasse, und der Unstern wollte es, dass ihm gerade der neueingesetzte, in seinem Amte sehr rücksichtslose Orts-Geistliche begegnete. Da es nun den übrigen Kindern des Ortes eingelernt und eingeschärft war, jedem Begegnenden die Worte: „Gelobt sei Jesus Christ!“ zuzurufen, so fiel dem Geistlichen höchlich auf, dass dieser Knabe es nicht that, sondern ihn ganz unbefangen neugierig betrachtete und dann vorübergehen wollte.

Der Geistliche hielt den Knaben an, liess sich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr zu seinem jämmerlichen Entsetzen, dass dieser zehnjährige Knabe aber auch nicht ein Sterbenswörtchen von der heiligen Dreifaltigkeit, von der unbefleckten Jungfrau Maria und dergleichen Dingen zu sagen wusste. Er entdeckte bald, dass dies einer von Heinrichs Knaben war, dessen Kindergarten man zwar schon lange mit schelem Auge angesehen, ihm aber nichts in den Weg gelegt hatte, weil die Person Heinrichs selbst in allgemeiner Achtung stand.

Jetzt war die erwünschte Gelegenheit gefunden, gegen ihn aufzutreten. Der Pfaffe hetzte die Bewohner des Ortes auf, brachte die Namen Einiger von den Eltern der Kinder in Erfahrung und stürmte diese Eltern bei ihrem Seelenheil stracks herbei, um die nicht christlich erzogenen Kinder allsogleich zurückzuverlangen. Da aber in Heinrichs Uebergabsurkunde, die er sich damals von allen Eltern wolweislich hatte geben lassen, nichts von **christlicher** Erziehung stand, sondern ausdrücklich bemerkt war, dass das ganz dem Ermessen und Belieben Heinrichs anheimgestellt werde und dass die Eltern sich verschwören, niemals die Kinder zurückzuverlangen, so lange dies nicht die Kinder selber wünschten, übrigens auch die milderen Landesgesetze nicht dagegen waren, so konnten sie natürlich nichts ausrichten; denn die Kinder hätten sich eher alles anthun lassen, als sich von ihren jetzigen Erziehern zu trennen.

Da aber Heinrich sah, wie arg der bigotte Theil der Bewohner gegen ihn aufgehetzt war, also dass es nicht mehr rätlich schien, noch länger hier zu leben, so versprach er unter der Bedingung, dass man ihn bis dahin in Ruhe lasse, binnen ein paar Wochen mit all seinen Pfleglingen den Ort zu verlassen.

Damit war man allerseits einverstanden.

24.

(Reise ins ruhige Land.)

Die Kinder zu Hause warteten mit ängstlicher Spannung auf Heinrichs Zurückkunft, denn aus dem Garten hatten sie fliehen müssen, weil von Zeit zu Zeit Steine hineingeflogen kamen, von den zur Glaubenswuth aufgehetzten gemeinen Leuten geworfen.

Heinrich kam endlich, setzte sich mitten unter die Seinen und sprach:

„Ich muss euch nun die Ereignisse kurz erklären, warum unser ruhiges und glückliches Zusammenleben auf einmal gestört wurde. Ich habe euch in **Freiheit** erzogen und ihr seid damit zufrieden gewesen. Nun kommen die Leute des Ortes, ganz anderen Sinnes, und wollen euch **zwingen**. Hört, was sie haben wollen. Sie wollen, ihr sollt glauben, dass der eine grosse Gott, an den ihr glaubt, eigentlich aus drei Theilen bestehe, ohne darum seine Einheit zu verlieren, aus einem Vater, einem Sohne und einem heiligen Geist, die alle drei Gott sind und doch zusammen nur einen Gott ausmachen.

„Das sind ja,“ wurde er unterbrochen „sehr unbegreifliche Dinge.“

„Weiter“ fuhr er fort, sollt ihr glauben, dass das eine dieser Wesen, der Vater, wegen der zunehmenden Schlechtigkeit der Menschen einmal so erzürnt wurde, dass sich das zweite, der Sohn, dem ersten zum Opfer bringen musste.“

„Wie?“ riefen Alle zusammen, „der eine Theil dem andern Theil, die doch ein Ganzes bleiben sollten? Wie ist das begreiflich?“

Heinrich darauf: „Das sind nur zwei Sätze von allen und ich versichere euch, dass darunter noch viele so dunkle sind, die nie ein Mensch hat begreifen können. Dennoch wollen sie euch dies zu glauben zwingen.“

„Zu glauben, was wir nicht begreifen? Das können sie nicht!“ meinten die Kinder.

„Lasst euch sagen, meine jungen Freunde,“ erwiderte Heinrich. „Freilich, das können sie zwar nicht; aber, wie ihr schon aus ihrem Steinewerfen erkennt, sind sie nicht gewillt nachzugeben und können uns ganz unser bisher so glückliches Zusammenleben verbittern. Ich sehe nur zwei Auswege, das zu verhindern, und die will ich euch zur Berathung vorlegen. Der eine Ausweg ist, wir fügen uns der Mehrheit, die uns zwingt, und glauben oder vielmehr sagen nur, dass wir glauben, was sie verlangen. Das ist ein etwas unehrlicher Ausweg. Der andere ist, wir ziehen fort von hier in ein anderes Land, wo wir ruhig auf unsere Weise leben können. Das ist ein ehrlicher aber mehr beschwerlicher Ausweg. Welchen von beiden wählt ihr?“

Einstimmig verlangten sie: „Fortziehen in das ruhige Land!“

Heinrich fuhr fort: „Das hab' ich mir gedacht, dass ihr dies wählen werdet; denn Falschheit und Lüge, ebenso wie Unterwerfung ist euch von jeher verhasst. Ich muss euch nur zur Beruhigung sagen, dass ich für diesen Ausweg schon längst das Nöthige vorbereitet habe, weil ich einen solchen Ausgang der Dinge vorhergesehen. Ich habe nämlich von einem guten Freunde, einem alten Seemann erfahren, dass es eine schöne und hinreichend grosse unbewohnte Insel gibt, die für uns passt und deren Platz ich euch auf der Landkarte zeigen werde. Sie ist sehr fruchtbar und gesund, liegt in dem gemässigten Himmelsstrich und ist auf allen Seiten durch gefährliche Klippen der Schifffahrt beinahe unzugänglich, der

Grund, warum man bisher noch nichts mit der Insel anzufangen gewusst hat. Mein Freund, der Seemann hat, weil er davon wusste, wie mir die Erwerbung einer solchen Insel immer der liebste Wunsch gewesen war, mit grossen Mühen und Gefahren dennoch einen Zugang zu dieser Insel gefunden und hat sie nach allen Richtungen forschend durchstreift, so dass er mir eine genaue Beschreibung davon liefern konnte. Ich habe mir darauf leicht in aller Form das Ansiedlungs- und Besitzrecht dieser Insel verschafft und mein Vorschlag ist, dass wir allesammt dahin gehen; denn anderswo werden wir auf der ganzen Erde kein passenderes Plätzchen für uns mehr finden können.“

Heinrich verkaufte alsbald sein Gut, bereitete alles zur Abreise vor und als die zwei Wochen verstrichen, reiste die ganze Gesellschaft erst über Land zur Seestadt und alsdann durch Beihilfe von Heinrichs Bruder über's Meer nach der unbewohnten Insel, wo sie denn endlich sammt mitgebrachtem Gepäck unter Jubel und Freude Alle glücklich anlangten.

25.

(Die Ansiedler.)

Nachdem sich die Angekommenen zur Genüge der Freude hingegeben hatten, so glücklich ihr ersehntes ruhiges Land erreicht zu haben, wo ihr freies Leben keine Störung mehr zu erleiden brauchte, machten sie sich sogleich an das Erforschen der Insel und Aufsuchen des geeigneten Platzes zur häuslichen Niederlassung.

Der war bald gefunden. Die Insel bestand einerseits aus einem gebirgigen Theile und einem mehr ebenen andererseits, der aber durch zwei von dem Gebirge dahinter ausgehende Reihen von Bergen und Hügeln nach Art eines weiten Kesselthales fast ringsum eingefasst war. Nur nach einer einzigen Seite hin hatte das so eingeschlossene breite Thal einen Ausgang, durch den auch das fliessende Wasser, das den Gebirgen entspringende, seinen Lauf zum Meere nahm.

Die erste vorläufige Ansiedlung geschah am Anfange des grossen Thales zu beiden Seiten des Flüsschens, über das sogleich eine rohe Brücke gebaut wurde. Es gereichten die Arbeiten, welche mit dieser ersten Anliedlung verbunden waren, das Ausroden des Urwaldes, das Errichten der Brücke, das Bauen des ersten rohen Hauses den

jungen frischen Leuten keineswegs zur Beschwerde, sondern zur angenehmen Beschäftigung, in der sie recht gerne den klugen Anordnungen Heinrichs Folge leisteten. So brachten sie es in verhältnismässig kurzer Zeit dahin, dass das erste Blockhaus, worin vorläufig Alle zusammen wohnen sollten, fertig dastand, und man sich jetzt darauf verlegen konnte, die Nahrungsmittel, welche die Insel selbst bot, aufzusuchen und herbeizuschaffen; denn bisher hatte man von dem Mitgebrachten gelebt.

Als auch dafür gesorgt war, fing nun Einer nach dem Andern an, sich für ein eigenes Häuschen, wie er es in Heinrichs Garten gehabt, ein passendes Plätzchen zu suchen, es nach seinem Geschmack und Kräften aufzubauen, darum sich sein Stück Feld und Garten zu bebauen und seine Thiere darauf zu halten. War das Eigenwesen auf diese Art eingerichtet, so kam die Lust, auch weiter in das Thal und endlich auch ins Gebirge sich zu ergehen, wohin man sich noch nicht gewagt. Die jugendlichen Ansiedler fürchteten sich jedoch vor den wild umherlaufenden Thieren, deren Schreie sie mitunter gehört oder die sie auch selbst leibhaftig gesehen hatten, wie sie durch die Gebüschstriche oder auf den Bäumen herunkletterten.

Heinrich gab ihnen hierüber die nöthigen Belehrungen und die Anleitung, wie sie sich auf alle Weise gegen die Thiere bewaffnen und vertheidigen könnten. Nun erst, mit ledernen Panzern angehan, die zur Abwehr jedweden Angriffes rundum von spitzen Stacheln besetzt waren, dann ausgerüstet mit einer Speerstange und eingeübt im Armbrustschiessen, drangen sie allerorten ins Innere der Insel vor und brachten von ihren Streifzügen manches Stück erlogten Wildes nach Hause. Damit lernten sie nach und nach Alle die ganze Insel durch und durch kennen.

Nach alledem, und als auch Jeder sein wohleingerichtetes Hauswesen besass, trat alles wieder in das ruhige Geleis einer behäbigen Lebensordnung ein. Den Tag über die nöthige Arbeit und Streifzüge, oder wenn keine Arbeit mehr zu verrichten war, ein geselliges Spiel, und Abends allgemeine Versammlung bei Heinrich und Agnes, um dort anziehende und belehrende Gespräche zu führen. Das war die von nun an übliche Lebensordnung auf der Insel.

So war wieder ein Jahr vorübergegangen, als sich Agnes, die unterdessen in gesegnete Umstände gekommen war, der Niederkunft nahe fühlte. Das kam Heinrich ausserdem, dass er sich über sein

Vaterwerden freute, auch in anderer Hinsicht gelegen. Er sah nämlich voraus, dass nun bald für die jungen Leute die erste Liebeszeit kommen würde und da war zu befürchten, dass die Mädchen, noch nicht zur vollen Reife erwachsen, sich zu früh dem Mutterwerden aussetzen und dabei an ihrem Leibe Schaden nehmen könnten. Klärte er sie aber jetzt nicht nur mit Worten über das zu Erwartende auf, sondern liess sie selbst Augenzeugen davon sein, so war dieser Gefahr vorgebeugt. Das that er und liess, dem Freiheitsgrundsätze gemäss, bei jenem zu erwartenden natürlichen Vorgange Alle beiwohnen, die wollten.

Agnes säugte und pflegte ihr Kind in völlig naturgemässer Weise und brachte so noch durch eine Reihe von Jahren eine Anzahl gesunder, wohlgebildeter Kinder zur Welt, die sich zur allgemeinen Freude herrlich entwickelten.

26.

(Liebeszeit der Freiheitsjünger.)

Im Uebrigen ging währenddem alles seinen gewöhnlichen Gang, bis es dazu gekommen war, dass die einstigen Knaben sich nunmehr zu kräftig-feurigen Jünglingen, die Mädchen, anbrechenden Knospen vergleichbar, zu angehenden Jungfrauen entwickelt hatten. Jetzt sah der Jüngling das Mädchen, mit dem er gewohnheitshalber zu verkehren pflegte, mit ganz anderen Augen an. Er begleitete sie Schritt für Schritt, suchte ihr in ihrem Hauswesen, wo er nur konnte, Arbeiten abzunehmen und für sie zu verrichten oder sonstige Liebesdienste zu erweisen. Das Mädchen aber, schalkhaft die Absicht des Jünglings durchschauend, liess sich dies alles still gefallen, bis der Jüngling endlich bei einem traulichen Anlass in ausbrechender Begeisterung dem Mädchen gestand, dass ihn das tiefste Gefühl der Liebe für sie eingenommen habe und dass er sein Leben nicht für glücklich halten könne, wenn sie nicht ganz sein Weib werden wolle, so wie es Agnes und Heinrich wären.

Das Mädchen, sich traulich an den Jüngling lehnd, hört ihm traulich zu, als er aber mit seinem Geständnis zu Ende, spricht sie, kosend ihm die Locken aus dem glühenden Antlitz streichend, die freundlichen Worte:

„Alles recht. Aber nur nicht so ungestüm, mein Liebster. Ich weiss schon lange, dass du mich liebst vor Allen und ich sage dir ebenfalls aufrichtig, dass ich nur dich am liebsten zum Manne haben

möchte. Aber sieh mich an und bedenke, ich bin noch nicht kräftig genug, um die Beschwerden des erwachsenen Weibes zu ertragen. Darum, Männlein, nur noch eine Weile Geduld. Möchtest du denn mit ansehen, wie ich Schaden an meinem Leibe nehme und dann krank und siech meine Tage hinlebe, nicht fähig mehr, mich des Lebens und deiner Liebe zu erfreuen.“

„Nein, nein,“ unterbricht sie der Geliebte, „um alles nicht! Sieh, ich habe solches nicht gleich bedacht; aber jetzt fass' ich's und füge mich gerne. Ich bin ja vollends zufrieden, wenn du mich nur sonst recht lieb hast, mein Herzchen.“

Der Jüngling, ohne in seinen Liebesdiensten nachzulassen, aber ruhiger geworden in seinem sinnlichen Feuer, wartet bis nun auch das Mädchen, besiegt von der Ausdauer seiner Liebe und beim Wachsen des Liebesbedürfnisses auch ihrerseits, dem Jüngling endlich die vollen Mannesrechte einräumt.

So, nachdem einmal das erste Pärchen begonnen hat, ist bald Alles in den Genuss der göttlichen Liebe verloren, einer ersten Liebe so glücklich und frei von Hindernissen und so einfach naturgemäss, wie man sich's nur vorstellen kann.

Die unausbleibliche Folge war die, dass ein paar Jahre später die Insel schon eine ansehnliche Zahl neuer eingeborner Bewohner mehr hatte, nämlich die frischen Kinder jener glücklichen Liebesleute.

27.

(Gedanken an die Zukunft)

Zu der Zeit als die jungen Frauen längst von ihren überstandenen Beschwerden hergestellt und die Kinder schon so weit entwickelt waren, dass sie nun bald von selbst gehen konnten, fingen ihre jungen Eltern an, darüber nachzudenken, in welcher Weise sie die Kleinen in der Zukunft, wann sie erst Lehre und Erziehung brauchen würden, halten sollten. Dass jedes einzelne Paar seinen Kleinen immer bei sich behalten sollte im eigenen Hauswesen, das hätte nicht nur die Eltern fortwährend gestört, sondern den Kleinen würde es auch allein zu langweilig gewesen sein. Denn die Kinder, das wussten sie, verlangen beisammen zu sein. So stellte sich als bester Ausweg dar die Errichtung eines ähnlichen Kindergartens, wie sie ihn seinerzeit selbst bei Heinrich gehabt und lieb gewonnen hatten.

Das war nicht sobald bedacht und beschlossen als auch durchgeführt. Ein dazu gewählter freundlicher Landstrich ward, wo er nicht ohnehin durch Felsen oder Wasserlauf abgegrenzt war, noch durch allerlei erst bereitete Hindernisse allerseits so abgeschlossen, dass sich die Kinder nicht verlaufen konnten und doch genug Spielraum für sich behielten. Dorthin versetzte man die Kinder und liess sie unter gelinder Bewachung ganz frei sich bewegen. Bei Nacht oder schlechtem Wetter barg man sie in einer eigens für sie gebauten geräumigen Halle.

So war an diesem Platze bald ein ähnliches, wo nicht noch freieres Kindertreiben zu Stande gekommen, wie es seinerzeit in Heinrichs Kindergarten in Europa der Fall gewesen war, und unter Anleitung der Eltern war die lebendige Kinderschar bald auch auf die Stufe gelangt, sich ihre Geräthe zu fertigen, sich ihr Häuschen zu bauen, ihr Gärtchen in Stand zu halten; so dass man die später in den Garten Kommenden fast ganz sich selbst und dem Beispiele der älteren Kinder überlassen konnte.

Ihre jugendlichen Eltern, nachdem sie die Kinder auf diese Art am besten versorgt sahen, begannen indess für sich selbst gar weitgehende Gedanken und Pläne zu hegen. Vorlängst hatte ihnen Heinrich ans Herz gelegt, die mitgebrachten Sammlungen in einem geeigneten Gebäude aufzustellen, damit sie seinerzeit von den heranwachsenden Kindern benützt werden könnten. Sie erfassten dies Geschäft mit Lebhaftigkeit und fanden nicht eher Ruhe, als bis sie sich nicht nur mit Heinrichs Sammlungen, sondern auch mit dessen nach langjähriger Arbeit zu Stande gekommenen „Sammelwerk aller Wissenschaften und Künste“ durchaus bekannt gemacht hatten. Sie füllten dabei so manche Lücken aus in ihrem eigenen Wissen und Können und wurden dabei insbesondere aus der in Wort und Bild anschaulich bearbeiteten Erdbeschreibung und Völkerlehre auch einmal gründlich mit der grossen Welt bekannt, von der sie sich einst so unwillig abgewendet hatten, um die freie Insel aufzusuchen. Trotz der in Erinnerung behaltenen Unannehmlichkeit, die ihnen damals begegnet war, entstand bald in Allen der sehnstüchtige Wunsch, die bei alledem durch so manches Grossartige und Schöne anziehende „grosse Welt draussen“ einmal mit eigenen Augen anzusehen, ja wenn möglich, eine Zeit lang in ihr zu leben.

Am meisten wurden sie wol angezogen durch die dort zu Gebot stehenden Meisterwerke der schönen Künste, besonders der bildenden Kunst, der Musik und des Schauspiels, von denen ihnen Heinrich in seinem Sammelwerk blos umrissartige Schilderungen oder nur beiläufige Nachbildungen hatte liefern können. Einer ihrer heissesten Wünsche war aber der, auf einer Reise durch Europa diese Meisterwerke nicht nur geniessen zu können, sondern von den ausübenden Meistern selbst sich in dieser oder jener — am liebsten in jeder — schönen Kunst unterrichten zu lassen und dann, versehen mit bessern Nachbildern und im Stande, durch selbständige Arbeiten in der Kunst vorwärts zu streben, wieder nach ihrer geliebten freien Insel zurückzukehren.

Nachdem sie diese Angelegenheit untereinander und mit Heinrich des Weiteren durchgesprochen hatten, fassten sie ihren Entschluss.

28.

(Der Plan vom Lehrgarten.)

Heinrich sprach in dieser Sache gelegentlich noch Folgendes zu ihnen:

„Während ihr mit der Anlegung des Kindergartens beschäftigt waret, verfiel ich meinerseits darauf, ein Stück in die Zukunft vor auszudenken, in die Zeit, wann alle unsere jetzt noch unmündigen Kinder einmal der ~~Reife~~ ~~näherücken~~ und nach Selbständigkeit streben werden. Da wird man sie nicht mehr innerhalb der jetzt gemachten Schranken beisammen erhalten. Sie werden regellos in die Weite schweifen, in allen unsern Behausungen, im Haus der Sammlungen und in allen Gegenden der Insel anzutreffen sein. Soll man sie, so bedachte ich's bei mir, nicht auch dann noch an einem linden Faden der Ordnung erhalten, damit ihre Heranbildung keine zu unregelte werde und damit uns die ungezügelten Freigelassenen nicht etwa zu sehr störend in unsere Hauswesen eindringen? Und es dünkte mir — in Aussicht dieses Falles — der beste Ausweg, im Umkreis des jetzigen Kindergartens einen zweiten noch ausgedehnteren anzulegen für die grösseren Kinder oder Jungens, so eingerichtet, dass diese darin beisammen gehalten würden. Das nun kann nicht mehr durch Dornhecken, durch Wasser, durch Mauern und Felsen geschehen — denn

sie würden alles dies überschreiten — sondern durch die Benutzung des in dieser Zeit bei ihnen erwachsenden Triebes nach Belehrung. Man müsste — vom Einfachsten beginnend — ihnen solche Gegenstände in passender Sammlung und Ordnung dort aufstellen, dass sie dadurch spielend in die Geheimnisse der Natur und Kunst eingeführt werden. Das allein würde sie halten.“

„Indem ich nun diesen Gedanken an die aufzustellenden Sammlungen und weitere Einrichtung des Lehrgartens genauer verfolgte, fiel mir bei, wie nothwendig es wäre, überhaupt an eine Eintheilung unseres Insellandes zu denken, an eine Abgrenzung des dem Kindergarten und andern derlei gemeinsamen Einrichtungen zugehörigen Geländes von dem zum Anbau der Einzelnen gewidmeten Landes.“

„Ueber dies alles habe ich einen weitaussehenden Plan zusammengestellt, den ich euch jetzt zur Prüfung und Ergänzung vorlegen will. Seine Ausführung wäre der Lieblingswunsch meines Lebens.“

„Diesem Plane zufolge erhielte der Lehrgarten, oder wie man ihn nennen will, übereinstimmend mit der Eintheilung meines geschriebenen Sammelwerkes dieselben drei Abtheilungen, als: eine Schule der Natur oder der reinen Wissenschaften, eine Schule des Lebens oder der angewandten und eine Schule der Kunst oder der schönen Wissenschaften. Unsere ganze mitgebrachte Sammlung und wol noch mehr, nämlich, was ihr dazu von eurer Europareise hieher bringet, würde darin aufgehen; aber wir hätten dann auf unserer Insel ein so schönes, in sich abgeschlossenes Ganzes geschaffen, das in gleicher Weise zu unserm eigenen Vergnügen wie zum Frommen einer unabsehbaren, gesund heranwachsenden Nachkommenschaft dienen könnte.“

„Alle näheren Eigenthümlichkeiten, wie ich mir die Eintheilung der Insel und ihre künftige Einrichtung gedacht habe, enthält dieser weitere ausführlich gezeichnete und geschriebene Plan, den ich euch ebenfalls hier vorweise und zur Prüfung übergebe. Mustert ihn, sprecht ihn miteinander durch und prüft dazu auch meine Bücher und Sammlungen, und wenn ihr im Entgegenhalten der Pläne, die ihr selbst darüber habt, ins Reine gekommen seid, dann sagt es mir und wir werden vereint an die Ausführung gehen.“

Sie thaten nach diesen Worten Heinrichs.

Der Plan, den er ihnen in einem wohlausgeführten Modell übergeben, erschien ihnen so grossartig und dabei so zweckmässig und schön zugleich, dass sie, ohne daran zu ändern, sich nur immer mehr und mehr in ihn vertieften, ihn liebgewannen und zuletzt einstimmig beschlossen, ihn in Wirklichkeit auf ihrer Insel auszuführen, es möge kosten was es wolle.

Eine einzige grössere Schwierigkeit war dabei zu überwinden, nämlich dass die mitgebrachten Sammlungen im Vergleiche zur Grossartigkeit des Planes viel zu mangelhaft waren und dass also noch so manches aus Europa herbeizuschaffen nöthig war. Dazu waren aber die in der Blüthe der Thatkraft stehenden jungen Männer und Frauen ohne Bedenken sämmtlich entschlossen, umso mehr, als dieses neue Unternehmen so schön mit ihrer längst beabsichtigten Weltreise übereinstimmte.

Für das anstandslose Vollbringen der Reiseangelegenheit war von Heinrich längst vorgesorgt. Er hatte vor seiner Abreise hieher sein ganzes Vermögen in Geld seinem Bruder — der Grosshändler geworden war in der Seestadt, wo sie sich damals eingeschifft — zur Verwaltung übergeben und sich mit ihm darüber vereinbart, wie sie auch auf der Insel mit ihm in fortwährender geregelter Verbindung blieben. Alljährlich fuhr nämlich, der Verabredung gemäss, in günstiger Jahreszeit ein Schiff Friedrichs so nahe als möglich an Heinrichs klippenumgebener Insel vorbei, die die andern Schiffe weislich zu meiden pflegten, und wenn nun zu dieser Zeit das verabredete Zeichen auf einem weithin sichtbaren Punkte der Insel aufgestellt war und das Wetter es zuliess, so setzte sich dieses Schiff alsbald in vorsichtiger Weise durch Ruderboote mit den Inselbewohnern in Verbindung.

Auf diese Art hatte Heinrich von jeher dem Bruder Nachrichten zukommen lassen über das Befinden seiner Ansiedlung und Dieser wiederum sendete ihm manchen Gegenstand, dessen Heinrich noch auf der Insel bedurfte.

Aber es war noch weiter gesorgt. Jeder von der Ansiedlung Heinrichs, der je in jener Seestadt ankommen sollte, hatte bei Friedrich, so lang er wollte, Unterkunft, um sich für den Gang in die fremde grosse Welt vorbereiten zu können, und wenn dies geschehen, ward er überdies mit hinreichenden Geldmitteln versehen. Alles aus

den Zinsen und sonstigem Erträgnis von Heinrichs grossem Vermögen.

Demzufolge bereitete man sich auf der Insel mit Feuereifer zu dem grossen Vorhaben. Sie lernten zur Noth die Hauptsprachen Europa's, setzten genau das Verzeichniss dessen fest, was sie mitzubringen hatten, und lauschten allabendlich den Erzählungen und Anweisungen Heinrichs, was sie in der grossen Welt draussen finden würden und wie sie sich klugerweise daselbst zu betragen hätten.

Beim nächstgelegenen Erscheinen des befreundeten Schiffes stellten sie denn das Zeichen auf und machten, während Heinrich und Agnes mit den Kindern allein zurückblieben, froher Hoffnungen voll, ihre langersehnte Reise.

29.

(Eine Weltreise.)

Glücklich bei Friedrich angekommen, wurden sie von Diesem überaus freundlich empfangen und es bot ihr Gastfreund alles auf, ihnen den Uebergang in die fremden Verhältnisse möglichst leicht zu machen, wogegen sie sich mit ihrer gleichsam angebornen Lebensklugheit auch bald so zu schicken wussten, dass sie ganz gut, ohne gegen die eingeführten Bräuche zu verstossen, sich betragen konnten.

Welche Menge neuer Eindrücke bot sich ihnen dar! Wie überraschte sie das rührige, bunte Treiben der Seestadt, eines der Stapelplätze des Welthandels! Wie grossartig, wie betäubend wirkte es auf sie! — Hingegen aber, nachdem sie über die ersten überwältigenden Eindrücke weggekommen, und sie nun die Einrichtungen dieser Menschen-Gesellschaft auch bis ins Kleine verfolgten, wie vieles wahrhaft Kleinliche im Leben der Einzelnen musste ihnen da aufstossen? Bei aller Grossartigkeit im Ganzen, im Allgemeinen, wie bald hatten sie die Nichtigkeit im Leben der Einzelmenschen erkannt! Wie Dieser und Jener sich Tag und Nacht plagt, um Schätze einzuheimsen — nach dem Wort: Zeit ist Geld, Geld aber ist Macht, Genuss und alles — Schätze, die nun die Mittel abgeben sollten zu einem recht genussvollen Leben — denn wozu hat er sich sonst geplagt? — und wie schlecht er nun die gewonnenen Schätze zum eigentlichen Leben zu verwenden versteht. Hier also trübte sich das

anfänglich so herrliche Bild. Alle die beliebten Fehler unserer Jetztwelt: das geistlosem Zeitvertreib und unsinniger Schwelgerei sich hingeben, sich brüsten und blähen mit leerem Geschmeid und Tand, mit schalem Flitterwerk, mit Namen und mit Titeln, Festhalten an einer Menge unleidlicher und nichtssagender gesellschaftlicher Förmlichkeiten, Gefallenfinden an niederm Klatsch, dann Misstrauen, Verstellung und Betrug — kurz den Mangel aller echten Freiheit, wie sie einzig auf Heinrichs Insel bestand — das alles bemerkten unsere Reisenden nur zu bald. Grund genug, sich von der nur Unerquicklichkeit bereitenden Weiter-Erforschung dieses niedern Welttreibens abzuwenden und sich desto lebhafter ihrer andern vorgesetzten Aufgaben zu erinnern, ich meine den Genuss aller bessern Werke der Kunst, der Verkehr mit Künstlern und andern grossen Geistern und das Aufbringen der nöthigen Sammlungen für die Insel.

Bei der ersten Berührung mit der grossen Welt hatten insbesondere die jungen Frauen von Freiland ihre Noth gehabt: der Kleidung wegen. Anfangs versuchten sie sich ganz nach dem Muster europäischer Damen zu kleiden und zu bewegen, hatten aber bald den damit verbundenen Zwang und das ihnen damit zutheil gewordene Hofmachen der unterschiedlichsten ihnen sehr unmännlich vorkommenden Männer satt bekommen. Daher kleideten sie sich fortan wieder nach gewohnter Weise, nämlich in einer von der männlichen wenig verschiedenen ganz schlichten Tracht.

Und nun, als alle diese Vorbereitungen vorüber waren, ging's aus Friedrichs Hause flott in die Welt hinaus, um von Stadt zu Stadt alle Orte aufzusuchen, wo sie ihre Pläne fördern könnten. Dank der Klugheit und dem Eifer, mit denen sie ihre Sache betrieben, und ihrem ineinander greifenden Zusammenwirken hatten sie, als die beabsichtigte Runde zurückgelegt war, im Verhältnis zu der verwendeten Zeit Grosses geleistet. Sie besahen sich alles wahrhaft Merkwürdige in ganz Europa, verschafften sich von allen Gemälde- und Bildhauer-Meisterwerken möglichst gelungene Nachbilder, liessen sich von bewährten Meistern in all und jeder schönen Kunst unterrichten, verschafften sich in Urstücken oder in Nachbildungen eine lehrreiche Sammlung geschichtlicher Denkwürdigkeiten, sowie die besten neuen Bücher und Bilderwerke, besuchten alle guten Bühnen, hörten und lernten die schönsten Tonkunstwerke und besahen sich alle merkwürdigen Maschinen, Fabriken und sonstige Nutzbauten,

nicht ohne sich womöglich Zeichnungen oder Modelle davon zu machen. Kurz, sie entnahmen aus den Bildungsschätzen der grossen Welt weise auswählend alles dasjenige, was sie zu ihren Vorhaben und Plänen in Bezug auf die Ausstattung ihrer Insel für nöthig erachteten.

Ihre Sammlung erhielt nach und nach, sowie sie dazu gelangten, Friedrich zugesendet, der sie ihnen indess sicher bewahrte.

Nachdem sie nun noch einen kurzen Abstecher nach dem Morgenland gemacht, kehrten sie wieder sammt all ihrer reichen Ausbeute auf ihre Insel zurück. Aber nicht Alle zugleich. Bei einigen war der Anreiz zu gross, noch mehr von der grossen Wohnstätte der Menschen zu sehen und womöglich mehrere oder alle Welttheile zu besuchen. Diese kleine Abtheilung trennte sich also von der übrigen Gesellschaft und kehrte erst später auf die Insel zurück.

30

(Die Zurückgekehrten.)

Welche himmlische Freude empfanden Diejenigen, welche zurückgekehrt waren, als sie die alten lieben Pfleger ihrer Jugend, Heinrich und Agnes wiedersahen! Welche Wonne, wieder auf freier Erde zu stehen! Und wie vieles gab es da zu erzählen von ihren drüben gemachten Erlebnissen, Erfahrungen und anziehenden Bekanntschaften!

Und nicht allein — ausser den zurückgelassenen Abstechern — waren sie zurückgekommen, sondern mit einigem Zuwachs ihrer Gesellschaft. Dort und da auf ihren Wanderungen waren ihnen so allerliebste, wohlgebildete Kinder begegnet, dass ihnen wol der Wunsch gekommen, sie mit sich nach Freiland zu nehmen. Und richtig glückte es ihnen bei einigen, sie den Eltern oder Pflegeeltern abzugewinnen. Unter Andern ein paar wunderliebliche blondgelockte blauäugige Knäblein und wieder ein lebhaftes schwarzäugiges Zigeunermädchen schlau und gescheidt über ihr Alter hinaus. Diese wurden sogleich dem Kindergarten einverleibt und entwickelten sich herrlich darin.

Nun aber begann für die Wiedergekommenen erst die eigentliche Riesenarbeit, die sie sich vorgesetzt, das Eintheilen und Bebauen der Insel, das Ordnen und Aufstellen der alten wie der neuen Sammlungen, das Erweitern des Kindergartens und zuletzt das Neu-

schaffen so mancher Kunstwerke, wozu gerade die Veranlassung sich ergab. Aber sie hatten sich's einmal zur Aufgabe gesetzt und ruhten nicht eher von ihrer vereinigten Anstrengung, bis nicht der Plan Heinrichs in seiner vollen Grossartigkeit, Schönheit und Zweckmässigkeit — ein Beispiel von einer in sich abgeschlossenen, auf sich beruhenden freien Welt — ausgeführt dastand.

31.

(Gestaltung des Kindergartens.)

Folgendes ist die kurze Geschichte dieser ihrer Schöpfung.

Die erste Zeit nach ihrer Ankunft war rein durch Erzählung des Erlebten, Vorzeigen der mitgebrachten Schätze und Berathungen ausgefüllt. Dann, als man einmal über den Arbeitsplan und Arbeitstheilung im Reinen war, begann mit einem Male die allgemeine Thätigkeit. Es wurde die bebauungsfähige Fläche der Insel gemessen, abgesteckt und in gewisse Abtheilungen gebracht, hier der hüglige Boden geebnet, da der Wasserlauf geregelt, hier der Baumwuchs ausgerodet, dort wieder neue Pflanzungen geschaffen, je nachdem es eben der Plan verlangte.

Der einzige Kindergarten blieb von der allgemeinen Wandlung so ziemlich verschont; denn er hatte einen so passenden Platz, dass kein besserer gefunden werden konnte. Eine tafelförmige Erhöhung des Thalbodens, einerseits ans Gebirge gelehnt, das hier steil in die Höhe stieg, anderseits durch steile Felswände auch gegen das Thal hin scharf abgegrenzt, so das dieses Tafelland mit wenig Nachhilfe von allen Seiten leicht abzuschliessen war. In dieser so beschaffenen Gegend befand sich von Anfang an der allgemeine Kindergarten, In dessen Mitte stand — ebenfalls schon seit Längerem — ein schlichtes niedriges Haus, bestimmt zum Aufenthalt der kreissenden Frauen und der von ihnen zur Welt gebrachten Neugeborenen, rings mit Garten-, Weide- und Ackerland umgeben, um den Unterhalt für Jene zu gewähren. Das Haus, allseitig verschliessbar, nur Erdgeschoss, innen aber geräumig, deutete schon durch seine geheimnisvolle Abgeschlossenheit, die es ausdrückte und seine Lage in der Mitte dieser stillen, für sich abgeschlossenen Gegend gleichsam auf seine Bestimmung hin, die alleinige, frischen Nachwuchs spendende Geburtsstätte dieses freien Inselgeschlechtes hier zu sein.

In der nächsten Umgebung des Hauses befanden sich hie und da besonders gepflegte Rasenplätze mit schönen Baumgruppen darauf. Hier verfügten sich an den schönen Tagen die Mütter, die schon kräftigeren, sammt ihren Kleinen, um da die frische Luft zu geniessen. Noch weiter weg von den Feldern, die das „Haus der Mütter und der Neugeborenen“ umgeben, verliert die Gegend das stille geheimnisvolle Wesen, sie wird freundlicher, offener und heiterer, die mannigfaltigsten Sträucher, bunte angenehm duftende Blumen, schmackhafte Beren und Früchte gedeihen da in Menge. Hie und da sind niedliche Häuschen oder Hütten gebaut und ein hergeleiteter klarer Bach, an ein paar Stellen zum Teich erweitert, durchfliesset das Ganze. Dieser Theil der Gegend bis zu der (von der Natur oder künstlich bereiteten) Grenze ist der eigentliche Kindergarten, der Tummelplatz der kleineren wie der grösseren Kinder, der Ort, wo diese unter gelinder, fast blos beobachtender Ueberwachung das heiterste, ungebundenste Leben führen.

Alle diese Einrichtungen waren längst als gut und zweckmässig erkannt. Sie wurden daher, wie sie waren, belassen und nur ein neues Haus für die Mütter erbaut, das grösser und weiter und mit noch mehr Bequemlichkeiten versehen war als das alte.

32.

(Gewinnung neuer Mitarbeiter.)

Nun war es höchste Zeit, die Herrichtung des Lehrgartens in Angriff zu nehmen; denn die ältesten Kinder hatten unterdess bereits die Grenze des Kindergartens überschritten. Zwei Stellen gab es, von wo aus die Erwachsenen in den Kindergarten einzutreten pflegten: eine aufrechtstehende Leiter an der vordern Felswand, und dann der eine Teich an der seitlich und hintern Grenze. Diese beiden Stellen konnten solange nicht von den Kindern überschritten werden, als sie des Kletterns, des Schwimmens oder des Fahrens mit Kahn oder Floss nicht vollkommen mächtig waren und ausserdem die Sehnsucht und Wissbegierde nach den bisher nicht betretenen Gegenden draussen nicht die natürliche Scheu bei ihnen überwunden hatte.

Als dies einmal eingetreten, da war für diese lebhaften Jungen freilich kein Zurückhalten mehr möglich. Sie überschritten die Grenze

und schweiften aufsichtslos auf der ganzen Insel, in den Wohnungen der Erwachsenen, am Meeresstrande oder im Gebirge zerstreut umher.

Eben der Trieb nach neuer Kenntnis, der sie zerstreut hatte, half zumeist auch, sie wieder zu vereinigen. Die Erwachsenen wendeten einfach dasselbe Mittel an, wodurch einst Heinrich die fremden Kinder, die er annehmen wollte, an sich zog. Sie suchten die zerstreuten Kinder auf, schlossen sich ihnen an, erzählten, zeigten und lehrten sie schöne und anziehende Sachen, dass diese Verlaufenen von nun an gerne den Erwachsenen, den ihnen schon vom Kindergarten her Bekannten, folgten und nun der nöthigen Leitung unterzogen werden konnten. Andererseits gab es auch Fälle, wo die Kinder von selbst zu den Erwachsenen gelaufen kamen, wenn ihnen nämlich bei ihren Einzelausflügen etwas Unangenehmes begegnet war. So hatten Einige von ihnen schön aussehende Beren gegessen und darauf Uebelkeiten und Erbrechen bekommen, Andere wieder waren durch das Erblicken von grossen unbekanntem Thieren — wenn es auch nur ganz ungefährliche grosse Hunde waren — oder durch den Stich eines Bienchens, wenn sie den Bienenkörben zu nahe gekommen waren, so sehr erschreckt, dass sie für langehin nicht mehr ohne Führung Erwachsener ausgingen.

Sobald man alle diese Freiländerjungen auf solche Weise an sich gefesselt hatte, bestimmte man einen passenden Ort für sie und vermochte sie mit Leichtem, sich dort ihre Häuschen zu errichten und sich anzusiedeln. Man machte dann mit ihnen geregelte Ausflüge in die noch unbekanntem Gegenden, machte sie auf alles vorkommende Neue und Merkwürdige aufmerksam und gab ihnen Anleitung zur Führung eines kleinen selbständigen Hauswesens.

33.

(Vorarbeiten zum Lehrgarten.)

Nach einiger Zeit, als sie schon recht gut in die neue Lebensweise sich gefunden hatten, erwachte in ihnen der gewisse Sammeltrieb, der beinahe in eines Jeden Jugendzeit einmal vorkommt. Alles was sie Lebendes kriechen, fliegen oder schwimmen sahen, wollten sie fangen und in Behälter thun, damit sie es gut beobachten konnten. Diesem Triebe kam man bereitwilligst entgegen und pflegte

ihm so viel als möglich. Man half ihnen erst bei der Anlegung kleinerer Einzelsammlungen und als ihr Eifer noch immer zunahm, machte man ihnen den willkommenen Vorschlag, lieber mit vereinten Kräften eine grosse allgemeine Sammlung anzulegen und an einem eigens dazu hergerichteten Platze — nämlich dort wo dem Plane Heinrichs gemäss der vereinigte Pflanzen- und Thiergarten hinkommen sollte — geordnet aufzustellen.

So erbaute man nach und nach alle zu diesen Sammlungen nöthigen Behälter, die die Jungen nicht müde wurden, durch immer neue gelungene Fänge zu bevölkern.

Auf dieselbe Weise ward dann auch der Pflanzgarten auf Freiland in Stand gesetzt, sowie die übrigen Naturkörper-Sammlungen die einen Bestandtheil der „Schule der Natur“ ausmachen sollten im künftigen Lehrgarten.

Derjenige Freiländer, der das Fach der Naturgeschichte übernommen — denn jeder bei der grossen Aufgabe Betheiligte hatte seinen besonderen Wirkungskreis zugemessen — war also im besten Zuge, mit Hilfe der freien Jungen und zu ihrem Frommen, seiner Aufgabe gerecht zu werden, als die Wissbegierigen nun auch an einem andern Freiländer, der die Abtheilung der Naturlehre übernommen, Gefallen fanden, da er sie mit all den Vorrichtungen, womit man zur Kenntniss der Naturkräfte und Naturgesetze gelangen kann, bekannt machte.

Und so, je nachdem die Jungen an einem Fach Gefallen fanden, benutzte man sorgsam die Gelegenheit, sie darin auf die anziehende Art zu unterrichten, ihnen allmählig die darauf bezüglichen Sammlungen und Vorrichtungen zu zeigen und dieselben am entsprechenden Orte im Lehrgarten in einem einstweiligen Nothgebäude übersichtlich aufzustellen. Man bekam durch dieses Verfahren an den heranwachsenden Jungen für die Folge recht verständige eifrige und geschickte Mitarbeiter zum grossen Werke, während sie auf jede andere Weise eher zu Störern desselben geworden wären.

34.

(Ausbau des Lehrgartens.)

Jetzt erst, nachdem dieses Verfahren durch alle Fächer in Anwendung gebracht und dadurch die herangezogene Jugend vollends

unterrichtet und zu Mitarbeitern des Werkes gewonnen war, begann man an den eigentlichen Ausbau im Einzelnen, das Auflassen der Nothbauten und Herstellen der ständigen Mustergebäude des Lehrgartens zu gehen. Es wurden Modelle der ganzen Insel-Landschaft, oder des Lehrgartens, der einzelnen Abtheilungen, Gebäude, Einrichtungen u. dgl. gefertigt, um in gemeinsamer Berathung gezeigt und besprochen zu werden. Maschinen wurden hergestellt zur Erleichterung der rohen Kraftarbeiten und die nöthigen Werkzeuge entweder selbst gefertigt oder solche aus Europa eingeführt. Dann, als alles bis ins Genaueste berathen, festgesetzt und vorbereitet, die Arbeit auf das Zweckmässigste und Gerechteste getheilt war, da bedurfte es erst noch der jahre- und jahrelangen emsigen Arbeit des vereinigten ältern und jüngern immer mehr anwachsenden Geschlechtes der Freiländer, bis endlich alles auf das Zufriedenstellendste gelungen war.

Die Tagesordnung hatte sich dabei derart gestaltet, dass nur der halbe Tag, der Vormittag nämlich, den gemeinsamen Arbeiten gewidmet war; der Nachmittag und Abend gehörte den eigenen Hausarbeiten, der Erholung und dem Vergnügen.

Die Werkzeuge zu den rohen Kraftarbeiten des Baumfällens, Steinbrechens und Behauens u. dgl. betreffend, waren insolange aus Europa eingeführte in Gebrauch, bis es einem ältern Freiländer glückte, ein ergiebiges Eisenerz auf der Insel selbst zu entdecken. Von da an unternahm man, dieses Erz mit Feuer zu bearbeiten und setzte seinen Stolz darin, sich seine Werkzeuge künftighin aus dem so gewonnenen Eisen selbst zu verfertigen.

35.

(Freiländer-Geschmack.)

Weil die Freiländer bei aller Arbeit rein auf die eigenen Kräfte angewiesen waren und keine Tagelöhnerherde zu Gebote stand, so zeigten in Folge dessen alle ihre Muster- oder Schönheitsbauten einen höchst eigenthümlichen Geschmack. Es zeigte sich dieser als vor allem der grössten Einfachheit huldigend und jedwedes unnöthige Zierwerk verwerfend. Die zweckmässigste und dabei einfachste Form galt ihnen zugleich für die schönste. An Gebäuden verabscheuten und vermieden sie vornehmlich die unschönen schiefen Dächer, die unsere Baukunst noch immer nicht überwunden hat — denn versteckt

ist nicht überwunden — dann in gleicher Weise die ganz flachen Wände, wie die künstlich und nicht natürlich gegliederten Wände, die Halbsäulen und andere Scheinformen, ferner das mit Mörtel bedecken und Weissen der Wände (bei ihnen musste alles die Naturfarbe hehalten) endlich das Zusammendrängen der Gebäude (jedes musste bei ihnen vielmehr abgesondert für sich den Mittelpunkt seiner Gegend ausmachen und mit dieser sowie mit seinem Inhalte oder Zwecke durchaus zusammenstimmen).

Und sie hatten Recht, die Freiländer, mit ihrer Vorliebe für die Einfachheit; denn wenn dies auch ihr Geschmack nicht gefordert hatte, so forderte es die Einfachheit der zu Gebote stehenden Mittel: hätte man sich viel mit Zier- und Schnörkelwerk abgegeben, man wäre ja mit dem grossen Werk nie fertig geworden.

Ganz in diesem Sinne ging man auch an die Errichtung der dritten Hauptabtheilung des Lehrgartens, der Schule der Kunst. Es galt hier, von allem Schönen, was die Kunstsammlungen Europa's darboten, und von dem was der eigene Kunstsinn noch dazu erfand, eine wohlgeordnete Auswahl in eigens dazu hergestellten Gebäuden dem Genusse darzubieten. Da galt es, mit Aufwand alles erdenklichen Kunstsinnes überall das Reinschöne herauszufühlen und auszulesen und dann die Sammlung in ein sinnreiches, schönzusammenstimmendes Ganzes zu bringen. Ganz unähnlich den Bilder- und sonstigen Kunstsammlungen Europa's, wo sich z. B. oft — weil man sich auf die geschichtliche Anordnung beschränkt — die Bilder griechischer Götter und wiederum die von Kaiserkrönungen und von Schlachten, dann Thierstücke, Marienbilder, Bauernstücke u. s. w. im buntesten sinn- und geschmacklosesten Durcheinander zusammen ausgestellt finden.

Dieselbe schwierige aber lohnende Arbeit fanden die Freiländer an den übrigen Künsten, wie der Bildhauerei, der Tonkunst, der Dichtung und der Bühnenkunst. Alles wurde da durch Versuch, Vortrag, Erzählung oder Bühnenaufführung früher aufs Eingehendste geprüft und es wurden nur wahre Kunstwerke in die Sammlung aufgenommen, deren Schönheit also so unverkennbar war, dass dieselben unbedingt jedem Freiländer gefallen mussten.

Nach einer langen Reihe mit eifriger aber dabei genussreicher Arbeit verbrachter Jahre steht das grosse Werk, der Lehrgarten nach dem Plane Heinrichs, nunmehr vollendet da, und diejenigen Frei-

länder, die sich seinerzeit zur Lebensaufgabe gemacht, solches zu schaffen, leben meist noch — ein Jeder in der Nähe seiner Schöpfung — im Bereiche ihrer erwählten Fachabtheilung. Neue und immer neue aus dem Schoße des Kindergartens hervorgehende junge Freiländer schöpfen aus dem Lehrgarten, in den sie treten, eine Bildung, wie sie keine Hochschule von Erziehungskünstlern der Welt ihnen leichter, schöner und gediegener darbieten könnte.



Zweites Buch.

Der Besuch auf Freiland.

„Das selige Gebiet,
„Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
„Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.“
Schiller.

1.

(Eingang.)

Es ist nun nothwendig, dass ich, der Verfasser dieser Schrift, einmal auch von mir selbst spreche, um zu sagen, woher ich denn diese ganze Erzählung vom freien Land habe, und auch, weil ich nun noch selbsthandelnd darin auftreten werde.

Ich fange daher damit an, abrißweise meine Lebensgeschichte zu erzählen, bis ich meine Erzählung mit der von der Insel werde zusammenknüpfen können.

2.

(Karl's Vorleben.)

Ich hatte als Jüngling gerade denselben Drang nach allumfassender Bildung wie Heinrich, hatte auch ähnliche Lebensansichten und Lebenspläne wie Heinrich; aber nur zwei Dinge mangelten mir, um aus meinem Leben das zu machen, was er aus dem seinen. Erstens hatte ich kein Vermögen geerbt, unerschöpflich wie der Nibelungenschatz, sondern war, ausser von einem einzigen Grossonkel, — dem im ersten Buch genannten alten Seemann, der Heinrich die Insel verschafft hatte, — von allen übrigen Verwandten vergessen und verlassen, ja verkannt und verrathen, und zweitens hatte ich keine so zwanglose, vernünftige Erziehung wie Heinrich erhalten, sondern war vielmehr zu blöder Menschenscheu, zu selbstverläugnender Bescheidenheit und zur Duckmäuserei erzogen worden. Es erging mir überall im Leben schlecht. Schon auf der Schwelle zur Hochschule hatte ich Unglück. Ich las die alten Schriftsteller lieber in guten Uebersetzungen, anstatt sie aus der Ursprache mühsam zusammenzusetzen und die vorgeschriebene Wortklauberei und Wortspalterei (genannt „Classikerpräpariren“) zu treiben. Ich bekam in den alten Sprachen schlechte Classen und ward vom Studium ausgeschlossen. Erst auf beschwerlichen, zeitraubenden Umwegen konnte ich zu einer halbwegs erträglichen Lebensstellung gelangen.

Mein Leben in jener unseligen Zeit der Entwicklung war ein ewig unfruchtbares Schwanken zwischen geistiger und leiblicher Noth. Gelang es mir, eine Stellung zu bekommen, in der ich genug freie Zeit und Gelegenheit hatte, mich geistig fortzubilden, so trug die Stelle nur so spärlichen Unterhalt ein, dass er nicht für mein körperliches Gedeihen hinreichte. Hatte ich dann das Hungerleiden und den Kleidermangel, kurz die Körpernoth wieder einmal sattbekommen und mir mit Mühe und Glück eine Stellung verschafft, bei der ich nicht zu darben brauchte, so war meine Zeit wieder derart mit trockenen geisttödtenden Beschäftigungen ausgefüllt und war mein Gemüth so durch Erduldung der Launen meiner Vorgesetzten oder der Gemeinheit meiner Mitgenossen in die Klemme gebracht, dass ich auch dabei mich nicht glücklich fühlen konnte.

War das ein unleidlich verpfushtes Leben! — Ja, wär' ich ein wahrhaft grosser Geist gewesen, so hätte durch jedes Hindernis, durch jede Schwierigkeit nur immer mehr auch meine Widerstandsfähigkeit erstarken müssen und ich hätte trotz alledem mein Ziel erreicht. So aber — kein grosser und kein kleiner Geist, sondern ein ungerathenes Mittelding zwischen beiden — konnte ich natürlich zu keinem Glück gelangen.

Als endlich alle lieben Jugendträume gescheitert waren, blieben mir nur zwei Dinge zu thun übrig, entweder gänzlich zu verzweifeln, oder mich zu ergeben und der Filister zu werden, zu dem mich meine Verwandten auf kürzerem Wege hatten machen wollen, und ich fing wirklich schon an, mich allmählig in mein Los zu ergeben, als ich noch rechtzeitig gerettet wurde.

3.

(Die Rettung.)

Ich erhielt eines Tages folgenden inhaltsschweren Brief meines Grossonkels:

„Lieber Karl!*)

„Obwol ich dich immer sehr lieb gehabt und der Einzige unter den Verwandten deinen Werth erkannt habe, so war mir, meines

*) Im Verlaufe der Erzählung werde ich mich — aus gewissen Gründen — anstatt F. A. immer Karl Walter nennen.

„unsteten Lebens wegen, niemals Gelegenheit geboten, dich aus
 „deinen Irrwegen, wie du's selbst nanntest, auf die erspriessliche
 „Bahn zu leiten. Jetzt glaub' ich, diese Gelegenheit zu haben. Höre.
 „Ein edler und grosser Mensch, mein Freund Heinrich * * * * *,
 „hat auf einer unbewohnten Insel mit seiner gleich würdigen Frau
 „und einer Anzahl in völlig natürlicher Freiheit — ohne allen
 „Zwang — erzogenen, 10 bis 12 Jahre alten Knaben und Mädchen
 „seinerzeit eine Ansiedlung gegründet, die, wie sie jetzt in voller
 „Entwicklung dasteht, ihres Gleichen nicht auf der Welt hat. **Hier**
 „**allein ist es dir möglich, Menschen so vollkommen, wie**
 „**es ihnen von Natur bestimmt ist und theilhaftig der**
 „**Glückseligkeit, deren sie überhaupt fähig sind, sich in un-**
 „**gebundenster Freiheit bewegen zu sehen.** Mein Freund hat
 „mir, dem eigentlichen Entdecker seiner Insel, aus Dankbarkeit er-
 „laubt, mein Leben hier in seiner herrlichen neugeschaffenen Welt
 „zu beschliessen. Ich kam und war entzückt über das was ich fand.
 „Da dachte ich an dich und habe Heinrich von dir erzählt, von
 „deinen edlen aber unglücklichen Bestrebungen, und ihn so für dich
 „eingenommen, dass er auch dir erlaubt hieher zu kommen, der sonst
 „allerweg bestrebt ist, in seine Schöpfung nichts von aussenher ein-
 „zulassen, was im Entferntesten stören könnte.

„Das theile ich dir hier in Kurzem mit und lade dich ein,
 „hieher zu kommen, sobald es dir möglich ist. Es trifft nun gerade
 „zu, dass du mit dem Schiffe von Heinrichs Bruder die Reise hieher
 „machen kannst. Benütze die Gelegenheit.

„Beiliegend erhältst du reichliches Reisegeld und alle die schrift-
 „lichen Nachweise, die du brauchst, um hieher gelangen zu können.

„Auf Wiedersehen im glücklichen Eiland, wenn mein Gerippe
 „bis dahin noch aushält!

Dein Freund und Grossonkel.“

Welchen Sturm von Gedanken und Gefühlen hatten diese Nachrichten in meinem Innern erregt! — Freude, weil denn doch meine Lebensansicht keine Grille sein konnte, da sie hier ausgeführt worden war, Trauer wieder und einen Anflug von Neid, weil ein Anderer ausgeführt, was mir meines Schicksals wegen ungelungen geblieben ist, Hoffnung auf ein glückliches künftiges Leben und mitunter wieder Zweifel, ob wol meine Erwartung erfüllt werden würde. Endlich gelangte ich über alles dies zur Ruhe und sagte mir: „Was

liegt daran, dass gerade du die Gründung der Freiheit, die auch dein leitender Gedanke war, nicht ausführen konntest? Tausende von Gebildeten werden in deinem Falle sein; freue dich umsomehr, dass es überhaupt Einem wirklich gelungen ist, so etwas ins Leben treten zu lassen, freue dich dass du unter so Vielen das Glück hast, den Erfolg mitzugenießen und dieser Mustergesellschaft als Glied anzugehören. Du hast bisher ein grosses Missgeschick in allem gehabt; bilde dir ein, dass von diesem Briefe an, mit dieser beglückenden Nachricht, das Umgekehrte der Fall sein wird, dass dir nunmehr das Glück erschienen sei, um nicht wieder von dir zu weichen.“

4.

(Die Landung.)

Ich that den erhaltenen Anweisungen gemäss und hatte auf der ganzen langen Reise keinen Unfall.

Als mir nun die sehnstüchtig erwartete Insel in Sicht kam, die ich an ihrem eigenthümlich gestalteten höchsten Berge erkannte beschloss ich, nicht erst auf das Entgegenkommen der Inselbewohner zu warten, sondern ganz allein die Landung auszuführen um un bemerkt und unerkannt auf die Insel zu gelangen.

Die ziemliche Ruhe des Meeres begünstigte mein Unternehmen. Ich liess mein eigens nach des Onkels Angabe gebautes Boot ins Wasser und als das Schiff gerade in seiner grösstmöglichen Annäherung den Anker fallen liess, setzte ich mich allein in mein Fahrzeug und mittels der daran angebrachten Rudervorrichtung und mit Benützung des Segels gelangte ich zu derjenigen Stelle, von wo allein aus die Landung möglich war. Auch von da an kam ich ohne Unfall durch, und nach allerdings gehabter Beschwer beim Ausweichen der gefährlichen Stellen und Durchleiten meines Schiffchens zwischen den zackigen, brandungmachenden Klippen gelangte ich bis dahin, wo ich mit meinem Fahrzeug gar nicht mehr fortkommen konnte. Jetzt liess ich dies zurück und arbeitete mich durch Waten und Klettern vollends durch, so dass ich endlich wol ganz ermüdet aber übergücklich auf das eigentliche Festland der Insel Heinrichs gelangt war.

Von Weitem sah ich die Anstalten, die von Seiten der Inselbewohner gemacht wurden, um sich mit dem angekommenen Schiffe in Verbindung zu setzen. Ich trachtete, mich nicht bemerkbar zu machen und verfolgte meinen Weg allein weiter.

Es war noch nicht alles überstanden, denn Heinrich hatte gerade hier den Rand der Insel mit so dichtem Wuchs von Sträuchern und Bäumen bepflanzt, dass nicht leicht an ein Durchkommen zu denken war. Da half mir meine Anweisung aus der Verlegenheit. Ich sollte, besagte diese, bis zur Mündung des Flüsschens vordringen, das aus der Thalöffnung ins Meer sich ergiesst; von da aus würde ich an einer gewissen Stelle ins Innere dringen können. Nachdem ich das gethan, war ich erst wirklich innerhalb der Ansiedlung selbst und machte mich daran, meinen Weg nach dem Innern zu durch den hier befindlichen schönen und dichten Wald zu verfolgen.

5.

(Ankunft beim Kriegspiel.)

„Was wird dir jetzt alles begegnen?“ dachte ich mir und es überkam mich bei meinem Dahinwandeln eine so feierliche Stimmung wie noch nie. Die Luft schien mir so rein, so frisch und labend, von feinen Düften erfüllt, und weit in der Ferne nach dem Innern zu glaubte ich eine sanft verklingende Musik zu hören. Ich ging dahin wie im Traum.

Jetzt, schon deutlicher als jenes sanfte Tonspiel, glaubte ich hellklingende Knabenstimmen zu vernehmen; aber als ich eben schärfer darnach lauschen wollte, war's auf einmal wieder still geworden. Ich hörte nur ein leises, wiederholtes Pfeifen wie Vogelsang, ein geheimnisvolles Knistern und Schwirren rund um mich her, dass mir ganz angst wurde, denn es war, als ob mich etwas von allen Seiten umschliche und umringte. Jetzt folgte die Aufklärung. Auf ein weiteres Pfeifen schon ganz in meiner Nähe traten auf allen Seiten hinter den Bäumen und wie aus dem Boden gewachsen Knaben hervor, etwa 10, 12 bis 13 Jahre alt, Jeder die gespannte Armbrust mit aufgelegtem Pfeil in der Hand und den fragenden Blick auf mich gerichtet. Sie hielten mich vollständig umzingelt und einer der Grössten unter allen trat mit Anstand vor, schritt auf mich zu und rief mir entgegen: „Fremder halt ein, und sag' uns, was du hier

willst; denn für gewöhnlich pflegen keine Fremden hier einzudringen. Thu' Keinem von uns was zu leid, denn du siehst, wir sind ihrer mehr als du und bewehrt. Zum Zeichen, dass du nichts Uebles im Sinn hast, strecke deine Hände gerade vor dich hin. — So. Nun antworte auf unsere Fragen und mache, dass wir dich als Freund ansehen können.“

Ich wusste nicht, wie ich das alles nehmen sollte, als Spiel oder Ernst. Da sie aber so wichtig thaten und so gespannt meine Antwort abwarteten, so zog ich meinen Einladebrief hervor und theilte ihnen mit, wie mir von dem alten Heinrich, dem Gründer der Ansiedlung, erlaubt sei, hieher zu kommen und wie genau er mir die Zeichen habe mittheilen lassen, durch die man hiehergelangen kann.

Schon bei Nennung des Namens Heinrich spannten sie die Armbrüste ab, hängten sie über die Schultern und näherten sich mir, so dass, als ich zu Ende gesprochen, die ganze Schar von etwa 30 bis 40 solcher Knaben mich friedlich umringte und meine Person neugierig musterte.

Der Knabe, der mich zuerst angedet, begann wieder: „Verzeihe, Fremdling, dass wir dich anfangs so barsch angelassen haben, aber wir wussten nicht, dass du ein Freund des alten Heinrich seiest. Wir pflegten des Kriegsspiels . . .“

„Kriegsspiel?“

„Ja. Wir theilen uns spielweise in zwei feindliche Parteien, jede erwählt sich einen Feldherrn und wir suchen mit stumpfen Waffen und durch List einander zu überwinden. Ich war der erwählte Anführer der einen Parthei und gerade auf einem Rückzug begriffen, als wir dich, den Fremdling, erblickten. Wir versteckten uns. Ich gab sogleich das allgemeine Zeichen des Aufhörens aller Feindseligkeiten wegen eines fremden Feindes, sodann das Zeichen des Pfeilspitzen-Aufsteckens, des Umzingelns und Gefangennehmens. Hier das Mädchen . . .“

„Was für Mädchen?“

„Ach ja, ich erinnere mich: du Fremder kennst das nicht. Bei euch tragen die Mädchen noch weite Faltensäcke als Unterkleider, während sie bei uns sich ganz den Knaben gleich tragen. Also dies Mädchen da ist wegen seiner besonderen Geschicklichkeit im Kriegsspiel der erwählte Anführer der feindlichen Parthei gewesen, hat meine Zeichen schnell aufgefasst und half uns dich umzingeln. Nun

aber werden wir dich alsbald zu Heinrich führen, dessen Haus hier in der Nähe ist.“

Daraufhin setzte ich mich mit der ganzen Schar der Jungens in Bewegung, deren selbständiges Gebahren mir etwas so Ungewohntes war, dass ich mich nicht gleich darein finden konnte. Die beiden jugendlichen Anführer machten sich unbefangen zutraulich an mich und zeigten mir auf dem Wege noch mehreres aus ihrem Kriegsspiel. Sie erzählten mir, in welcher Art sie heute zuerst sich aufgestellt, und wie durch eine Kriegslist der Gegnerin der Anführer-Knabe mit seiner Parthei schon bald in eine Falle gerathen wäre, als ich eben angekommen und dem Spiele ein Ende gemacht. So lebhaft und anschaulich erzählten sie mir diese Dinge, dass mir ihr Kriegsspiel, das mir anfangs so sonderbar geschienen, nunmehr ganz natürlich vorkam. Hatte ich ja doch selbst als Knabe diese Art Spiel getrieben, nur nicht in so selbständiger und ausgebildeter Weise wie Diese da.

6.

(Empfang in Heinrichs Hause.)

Heinrich hatte indess schon auf anderm Wege die Ankunft eines Fremden erfahren und weil er sich daran erinnerte, was er dem Seemann zugesagt, so wusste er gleich, dass es nicht leicht Jemand anders sein könne als ich.

Er kam uns entgegen. Es war die aufrechte Gestalt eines rüstig daherschreitenden, männlich schönen Greises: Die Kinder riefen: „Siehe, da ist Heinrich, der Alte, den du suchst!“

Unschlüssig, wie ich mich bei ihm einführen sollte und überwältigt von dem Gefühle der Ehrfurcht, die der Anblick des edlen Greises in mir erregt, wusste ich nichts zu thun, als ihm meinen Brief entgegenzuhalten, ohne aber eines Wortes mächtig zu sein. Heinrich, den Brief sanft abweisend, empfing mich mit den herzlichsten Worten „Willkommen bei mir! Als Freund meines Freundes auch mein Freund, und kein Fremder mehr!“ Dabei bot er mir die Rechte und fuhr fort: „Und auf ‚du und du‘; denn hier gib’t keine andere Art der Ansprache.“

Jetzt kamen wir auf Heinrichs Haus zu. Er zeigte es mir und sagte dabei: „Freund Karl, hier mein Haus: es steht dir jederzeit offen. Hier überall unsere Ansiedlung; sie bietet dir Gelegenheit,

sowie uns Uebrigen, ein Leben in voller Freiheit zu führen. Du bist als unser Bruder aufgenommen.“

Wir traten ins Haus. Im Wohnzimmer trafen wir eine freundliche Greisin, glücklich inmitten einer Gruppe von grösseren Knaben oder Jungens, denen sie etwas erzählte. Sie kam mir allsogleich freundlich entgegen, gab sich als Heinrichs Frau zu erkennen, entfernte sich aber alsbald, um mir allerlei Erfrischungen aufzutragen, die mich in meiner Müdigkeit, nach all' den Anstrengungen und Erlebnissen recht wohlthätig erquickten. Die mitgekommenen Kinder und auch diejenigen, die um Agnes versammelt gewesen, nachdem sie mich eine kleine Weile betrachtet und sich ganz unbefangen laut ihre Bemerkungen hierüber mitgetheilt, verloren sich allmählig und ich blieb zuletzt mit Heinrich und Agnes allein.

Meine beiden Wirthe führten, während ich mich an den aufgetragenen Speisen labte, ein halblautes vertrauliches Gespräch unter sich und nun, als ich fertig war, wendete sich Heinrich zu mir mit den Worten:

„Freund Karl, du siehst wie in wenig Stunden der Abend herannahen muss. Wir machen dir daher folgenden Vorschlag. Du bist nun müde und bedarfst der Ruhe. So wäre es also am besten, dich heute mit gar nichts mehr zu beschäftigen. Morgen erst, wofern du wieder rüstig und wohl bist, magst du darangehen, die Einrichtungen unserer Ansiedlung in Augenschein zu nehmen. Dazu gibt es dann zweierlei Wege. Willst du ohne bestimmten Plan allein und ohne Anleitung unsererseits die Ansiedlung durchforschen? Oder unter unserer geordneten Anleitung und Führung? Sage deinen Willen, er soll geschehen.“

Ich hatte den Geschmack am Alleinwandeln schon wieder verloren und bat daher um die Anleitung und Führung.

„Gut. Es soll geschehen“ sagten sie.

Heinrich, nach kurzem freundlichen Gruss, entfernte sich und die heitere Greisin, mit der ich nun allein blieb, fuhr fort:

„Jetzt, mein lieber Gast, mache es dir möglichst bequem und während Heinrich draussen alles für dich vorbereitet, will ich dich in deinem Innern auf das, was du auf unserer Insel da in Kurzem sehen und erleben wirst, vorbereiten. Ich will dir nämlich, wenn du einverstanden, als die beste Einleitung und Einführung für dich, gleich die ganze Lebensgeschichte Heinrichs, meines Gatten, erzählen,

des Gründers dieser Ansiedlung, so weit und so genau als es nothwendig ist, dass du die jetzige Einrichtung der Insel verstehst. Das Weitere dann wirst du hier selbst aus dem, was dir begehnen wird, erkennen.“

Und sie erzählte mir, geradeso wie es im ersten Buch dieses Werkes hier nachzuerzählen versucht ist, von Heinrich's Kinder- und Studienjahren, von seinen Vorträgen im Heimatsorte, seiner Liebe, seinem ersten Kindergarten, von der Reise hieher, der ersten Ansiedlung und dem ferneren Leben der Freiländer, so dass sammt der Beantwortung meiner eingestreuten Fragen und mit Einnahme der Mahlzeit, alles zusammengenommen, die Zeit bis zum Abend verstrich.

Als wir das Dunkelwerden bemerkten, sagte Agnes: „So wirst du also, weil es heute ohnehin schon zu spät gewesen wäre, morgen mit frischen Kräften und frischem Sinne dir die Ansiedlung mit ihren eigenthümlichen Einrichtungen besehen und erforschen können.“

„Obwol sehr sehnsüchtig darnach,“ sagte ich, „ist es mir nothwendig, erst meine Gedanken zusammenfassen und auf das Kommende mich vorzubereiten. Uebrigens, aufrichtig gestanden und was ihr ja selbst werdet an mir bemerkt haben, bin ich überhaupt ein scheuer Mensch, der sich nicht sogleich in neue Verhältnisse findet, besonders in so ungebundene, wie die euren. Ich bin es daher ganz zufrieden, wenn man mir etwas Zeit lässt.“

7.

(KARLS TRÜBSINN.)

„Was bedeutet denn das fortdauernde Sprechen, dass ich hier nebenan vernehme?“ fragte ich meine freundliche Wirthin. „Ich glaube es ist Heinrichs Stimme darunter.“

Agnes antwortete: „Freilich ist es Heinrich. Es versammeln sich im grossen Säulensaal, der an unser Wohnhaus gebaut ist, fast allabendlich viele Bewohner unserer Insel, die Heinrich etwas zu fragen haben, irgend eine Aufklärung von ihm erwarten oder auch um von ihm schöne Geschichten erzählen zu hören. Es ist dies seine Gewohnheit von langeher. Wenn du ihm zuhören willst, ohne selbst gesehen zu werden, so will ich dich an einen dazu passenden Platz führen.“

Nachdem sie mir im Vorübergehen das zu meinem Gebrauch bestimmte Gemach gezeigt, führte sie mich an ein kleines, rundes Fensterchen, durch welches man aus dem Dunkel des obern Ganges, in dem wir Beide waren, ganz gut, ohne sichtbar zu sein, in den Saal hinabschauen und alles da unten Gesprochene vernehmen konnte.

Ich sah Heinrich traulich inmitten einer Schar andächtig aufhorchender Zuhörer verschiedenen Alters, alle auf Polstern gelagert. Und was ein Jeder fragte, darüber gab Heinrich erschöpfende Antwort. Ich horchte und horchte und hätte gerne selber mich unter die Versammelten hinabgegeben, um ebenso wie Diese über mir unklar gebliebene Dinge zu fragen; so zog es mich an. Agnes, als sie mich so — bald ins Anhören und bald in Gedanken — versunken sah, entfernte sich unmerkbar.

Wie ich so in meinem Fensterchen liegend vor mich hinstierte, erwachte ich auf einmal wieder zur vollen Aufmerksamkeit, denn ich vernahm, dass da unten von mir selbst die Rede war.

Jemand fragte: „Was macht der Fremde? Warum sieht man ihn nicht?“

Heinrich sagte: „Er ruht noch aus. Er ist auf dem ihm bestimmten Zimmer im oberen Stockwerk.“

Der Andere weiter: „Heinrich, weisst du nicht seine Geschichte? Was ist er und was war er?“

Heinrich erzählte ihnen, wie sie ihm mein Grossonkel mitgeteilt haben mochte, meine Lebensgeschichte. Er stellte mein Wesen in so schönem Lichte dar, wie ich es mir eben selbst kaum zugetraut, als einen im Grund ihm ebenbürtigen Geist, der nur durch Missgeschick der Erziehung und des Weltlaufes verhindert ward, dasselbe Ziel wie Heinrich zu erreichen.

„Betrachtet ihn daher,“ so schloss er seine Darstellung, einige Zeit, bis er in der Luft der Freiheit gesunden wird, wie einen armen Kranken, einen am Geiste Kranken, der erst mit der Zeit seinen selbständig kräftigen Willen, seine Unbefangenheit, seine Lebenslust wieder bekommen wird.“

Ich war versucht, hinabzurufen: „Heinrich, du hast mein Wesen durchschaut, aber du stellst mich viel zu gut dar, ich bin“ aber die Stimme versagte mir vor innerer Erregung, ich wankte beschämt vor mir selbst lautlos zu meinem angewiesenen Lager

zurück, setzte mich auf selbes und habe damals wol stundenlang über mich selbst nachgedacht, über mein unglücklich verpfushtes Wesen, über meine Anlagen und meine Schwächen.

„Und was wärest du,“ so war der Gang meiner Gedanken, „wenn nicht ein glücklicher Zufall, der gute Einfall deines Grossonkels dich hiehergeführt hätte?! — Wie hochfliegend war dein Lebensplan, als du, 19 Jahre alt, dir dein Gelübde machtest und wie schlecht wurde es in Wirklichkeit durchgeführt? Ich sah die besten Köpfe neben mir durch Nachlassen von den Jugendplänen nach und nach versauern und leere Menschen werden und schwur mir, mit eisenfestem Willen meinen grossen Jugendplänen treu zu bleiben, um so zu dem, was mir die Natur vielleicht bestimmt, zu einem grossen Manne, zu einem Wohlthäter der Menschheit zu werden oder wenigstens — im schönen Streben darnach — bedauerungswürdig unterzugehen. Wie ward's? Die bare Wirklichkeit war nicht so leicht zu überwinden, als ich mir eingebildet, die Kraft meines Willens, anstatt durch jeden widerwärtigen Anlass nur spannkraftiger zu werden, liess nach und mein ganzer Mensch wurde immer schlaffer und schlaffer. Ein einziges Mal, als ich wieder klar mich durchschaute, raffte ich mich noch auf, aber mit welchem Erfolg? Meine Kraft war nicht einmal ausreichend zu einer ehrlichen Verzweiflung. Nein; ich brach meinen Schwur und fand mich schon darein, ein Filister zu werden, — so ein Mensch, der da lebt und stirbt, ohne dass ein Hahn nach ihm kräht! — Bin ich wol würdig, im Lande der Freiheit so freundlich aufgenommen zu werden, wie es geschehen ist? —

8.

(Tröstung durch Heinrichs Tochter.)

Wie ich mich so recht in meine Selbstverachtung hineingedacht hatte, fühlte ich auf einmal eine leichte kleine Hand mein vorgebeugtes Haupt berühren und ein wunderbar schönes und liebliches Mädchen stand vor mir. Sie that einen tiefen Blick in meine Augen, fasste mich traulich bei den Händen und sich mir zur Seite setzend begann sie mit herzugewinnender Zutraulichkeit in folgender Weise zu sprechen:

„Lieber Besucher auf Freiland! Was zergrämst du dich so sehr? Du bist ja bei uns, den Freien! Was blickst du noch immerfort in eine trübe **Vergangenheit** zurück? — Lieber in die schöne **Zukunft** blicke voraus, die dir bei uns blüht! — Vergesse dein voriges Leben und beginne morgen hier ein ganz neues, ein freies Leben! — Du kannst dir das gewiss recht gut vorstellen; also hasse dich selbst nicht so sehr, dass du auch mitten unter uns noch immer an das Schlechte, an das Trübsinnerweckende denkst. — Verzeih' mein Unterfangen, dass ich dich so belehre; aber es geschieht in guter Absicht. Ich bin die jüngste Tochter Heinrichs, Jung-Agnes genannt, und wollte mich noch umsehen, ob du gut ruhest, und da find' ich dich ganz verloren in finstere, gramschwere Gedanken. Also musst' ich hereintreten, um dich zu trösten. So ruhe du jetzt und beginne morgen mit frischer Seele dein neues Leben bei uns. Versprichst du mir das?

Ich drückte ihre Hand mit Innigkeit, sank an ihr nieder in die Kniee und den Thränen gerne freien Lauf lassend sprach ich:

„Du engelgutes Mädchen, ja ich verspreche dir, ich will die Vergangenheit vergessen und morgen bei euch ein neues Leben beginnen. Dies Gespräch mit dir sei mein Wendepunkt und du mein guter Engel.“

„So, jetzt kann ich dich beruhigt wieder verlassen, mein armer Trübsinniger!“ sprach sie erfreut, drückte einen Kuss auf meine glühende Wange und schlüpfte hinaus.

Durch dieses lieben Mädchens tröstende Worte kam wieder einiger Friede in meine Seele. Ich dachte von nun an ruhiger über mich, fand wieder mein Selbstvertrauen, meine Lebenslust, und so schlief ich unter angenehmen Bildern endlich ein.

9.

(Leben und Ende des Grossonkels.)

Des andern Morgens machten Heinrich und ich uns auf den Weg, um die Ansiedlung zu besehen. Die alte Agnes mit ihrer lieben Tochter blieb zur Besorgung des Hauswesens zurück.

Während unseres Ganges durch die Felder und Flurèn fiel mir vor allem mein Grossonkel ein, der ja auch auf der Insel sein sollte, und ich fragte nach ihm.

„Ich werde dir nun von ihm erzählen,“ sagte Heinrich. — „Als unsere Ansiedlung in vollem Gedeihen stand, lud ich ihn ein, uns zu besuchen. Er kam und war ganz entzückt von der jungen Welt, die sich hier entwickelt hatte auf der Insel, die ja er uns verschafft hat. „Mein bester Gedanke im Leben war's,“ so sagte er, „diese Teufelsinsel aufzustöbern, und nicht zu theuer wäre sie erkaufte gewesen, auch wenn ich dabei mein Ende gefunden.“ Er reiste, nachdem er sich alles angesehen, endlich ab. Weil aber kein edler Mensch, der einmal hier gewesen ist, uns ganz wieder verlassen kann, sondern immer wieder zurückkehren muss zu uns, so ward's auch dem Freunde zu Hause bald nicht mehr erträglich. Er verkaufte schliesslich alles, was er an Gut besass und kam glücklich wieder hierher. „Nun will ich gerne sterben, weil ich nur wieder da bin!“ sagte er bei der Ankunft. Und leider geschah dies auch nur zu bald, weil sein Lebensfaden bereits sehr schwach gewesen.“

„Gestorben also ist mein guter Onkel?“ fragte ich schmerzlich überrascht.

„Tröste dich hierüber,“ fuhr Heinrich fort, „er starb hier einen seligen, einen schönen Tod. Als er sein Ende herannahen fühlte, schickte er nach unsern Sängern aus und verschied schmerzlos unterm Anhören seines Lieblingsliedes. Auf der Anhöhe da vorne hab ich ihn begraben und unsere Bildhauer setzten ihm sein gemeisseltes Standbild hin, gradeso wie sie sich ihn im Leben vorgestellt in einer der merkwürdigen Seegeschichten, die er erlebt und die er ihnen zu erzählen pflegte. Du wirst Grab und Bild noch sehen.“

Obwol einigermaßen getröstet, that es mir doch recht leid, Denjenigen nicht mehr am Leben anzutreffen, dem ich es ja zu verdanken, dass ich überhaupt hierher gekommen war.

10.

(Die Bücherhalle.)

Der stille Schmerz, den ich hierüber empfand, wurde jetzt durch die neuen Gegenstände, die sich mir darboten, zurückgedrängt.

Wir waren auf unserm Wege an den Anfang einer langen schnurgeraden Allee angelangt, in deren Richtung ein rundes, tempelartiges Gebäude in der Ferne zu erblicken war. Den Weg durch den langen Baumgang legten wir nicht zu Fusse zurück, sondern in

einem einfachen Wäglein fahrend auf einer Holzbahn, in der wir uns mittels Stangen vorwärts schoben. Es ist diese Art Ortsbewegung sowie mir Heinrich mittheilte, überall auf der Insel in Gebrauch, wo die Entfernungen fürs zu Fusse gehen zu weit sind. Strassen nach unserer Art sind wegen des Staubes, den sie machen, hier nicht beliebt. Daher ist man auf die Anlage dieser Holzbahnen verfallen.

In kurzer Zeit waren wir am Ende des Baumganges bei dem seit lange gesehenen Gebäude angelangt und liessen den benützten Wagen auf seinem Geleise stehen, worauf er vermöge der unmerklichen Neigung desselben und zufolge eines gegebenen Anstosses langsam von selbst wieder zurücklief.

Das Gebäude, bei dem wir angelangt, war von einem breiten, freien Raum umgeben, von dem in gleichen Abständen noch zwei andere solche lange Baumgänge mit Holzbahnen ausgingen, ähnlich derjenigen, auf welcher wir gekommen waren. Zwischen diesen drei Ausgängen des freien Raums waren in ebenfalls gleichen Abständen drei grosse halbrunde Thorbogen mit den Aufschriften:

„Schule der Natur“
 „Schule des Lebens“ und
 „Schule der Kunst.“

Heinrich verwies mich, nachdem ich mir dies alles angesehen und in Erinnerung an Agnes Erzählung recht wohl dessen Bedeutung geahnt, auf das in der Mitte stehende Gebäude, indem er mich zum Eintreten aufforderte. Es war dies eine geräumige runde Säulenhalle, in deren Innerm man zunächst bemerkte, dass nach den drei den Thorbogen draussen entsprechenden Seiten hin, je zwei Reihen hölzerner Gestelle oder niedriger Stehpulte angebracht waren, worauf Bücher lagen, gross wie Altarbüchel. Die Deckel dieser Bücher hatten je nach den dreierlei Gestellen verschiedene Farben. Die auf Seiten der Naturschule waren himmelblau, auf der der Lebensschule goldgelb und der Kunstschule rosenroth. Mit einem der Bücher war eine kleine Gesellschaft junger Leute beschäftigt, indem sie darin emsig lasen und über das Gelesene lebhaft mit einander plauderten. Sie liessen sich durch unser Eintreten nicht stören.

In der Mitte des Raumes gewahrte ich ein schönes Standbild: die Gestalt Heinrichs über einem grossen Buche sinnend, während um ihn her eine Menge kleinerer Bücher aufgeschlagen und unauf-

geschlagen durcheinanderliegen; dann vor ihm, etwas zur Seite in halb knieender Stellung sich an ihn schmiegend, die Gestalt der Agnes, ihm mit liebender Bewunderung ins Antlitz schauend.

Jetzt vollends begriff ich die Bedeutung dieses Hauses und dieser Bücher. Es war hier jenes grosse Sammelwerk aller Wissenschaften und Künste aufgestellt, das Heinrich veranstaltet hatte. Das Standbild aber war eine That dankbarer Anerkennung von Seiten Derer, die aus diesem Sammelwerk geschöpft.

Heinrich erkannte meine Gedanken und fuhr fort:

„Es ist dies das Sammelwerk, dass ich veranstaltet, nämlich jene Bücher der innern Reihe. Die der äussern Reihe — gleichsam schon eine zweite Auflage des älteren Sammelwerkes — sind durch meine Jünger zu Stande gebracht worden. Es unterscheidet sich dieses jüngere Werk von dem meinen hauptsächlich durch die vollkommnere Bilder-Ausstattung, die ich als Einzelner nicht so gut liefern konnte und steht im Allgemeinen schon auf einer höhern Stufe des Fortschrittes als meines. Du magst zu gelegener Zeit nach Herzenslust blättern und lesen in diesen beiden Sammelwerken, denn wir werden vorläufig nicht hier verweilen. Wir haben anderes vor.“

„Den heutigen Tag wie etwa die zwei folgenden lass uns vor allem damit zubringen, die drei Abtheilungen unsers Gemeinwesens oder grossen Lehrgartens zu durchwandern, und zwar heute zuerst die „Schule des Lebens“ mit dem „Haus der Mütter“ und dem „Kindergarten“.

11.

(Das Haus der Mütter.)

Wir verliessen die Bücherhalle oder das „Haus der Bücher“, wie sie's nennen, und traten durch den entsprechenden Thorbogen in die „Schule des Lebens“.

Der Weg war ein breiter Baumgang, der sich bald in zwei weitere theilte. Wir verliessen aber diesen breiten Weg und schlugen einen schmälern versteckten Laubengang ein. Der führte uns eine Zeit lang durch dichten Baumwuchs, dann zu einer steilen Felswand, die wir mittels einer aufrechtstehenden Leiter erstiegen. Ich wusste nun schon aus Agnes Erzählung, dass wir hier die Gegend des Kindergartens betreten. Und so war es auch.

Wir schlugen oberhalb wieder einen verborgenen Laubengang ein, der uns in der kürzesten Zeit der Mitte dieser Gegend zuführte. An einem weiten Feld und Garten vorbei, wo wir einige junge Männer emsig arbeiten sahen, gelangten wir endlich zu einem runden, eigenthümlich gebauten, durch grosse Wandfenster rings geschlossenen Säulenhause und traten in selbes ein.

Ich blickte auf und sah zunächst einen durch Vorhängen der Fenster mit geheimnisvollem Dämmerlicht erfüllten geräumigen Saal. Dann längs der Wände eine Anzahl leicht bekleideter, schöner und vollentwickelter aber kränklich blasser junger Frauen, auf Matten und Polstern gelagert, Jede einen Säugling pflegend, entweder an der Brust ihn säugend oder über ihn gebeugt seinen ruhigen Schlaf beobachtend und bewachend. Es war eine merkwürdige Stille in dem kinderbeherbergenden Raum: die Mütter hatten für nichts Sinn als nur für ihre in der ersten Entwicklung begriffenen Kleinen und die waren weit entfernt, fortwährend unbändig zu schreien, wie man's von den unsern her gewohnt ist. Ihr ganzes Leben fast bestand im Saugen und Schlafen. Eine etwaige Unbehaglichkeit gaben sie durch Unruhe, Wimmern oder leises Schreien zu erkennen, worauf jedoch die Mütter alsogleich, als hätten sie darauf gewartet, das nöthige anzuwenden wussten, und ich sah, es waren diese Mütter in allen ihren Hantirungen mit den Kindern so geschickt, — so leichthandig, möchte man sagen — dass sie dieselben nur wenig dabei beunruhigten.

In dem geräumigen Saale war durch besondere Vorrichtungen der Luftwechsel so gut geregelt, dass man äusserst wenig vom Geruch der Kleinkinderstube hier wahrnahm. Man hätte also, der reinen Luft nach und der zumeist herrschenden Stille, kaum glauben können, dass sich hier so viele Säuglinge zusammen aufhielten.

Die Kinder sind, weil der Raum — nöthigenfalls durch eine Heizung — einen hinreichenden immer gleichen Wärmestand behält, gar nicht oder nur wenig bedeckt und bekleidet — geschweige nach Art der unseren derart in Windeln gewickelt und mit Binden und Bändern zusammengeschnürt, dass sich die Erbarmungswürdigen nicht bewegen können. Hier liegen sie ganz frei, in der ersten Zeit nur auf dem Rücken, dann, wenn sie die Kraft erlangt haben, mit Beihilfe oder von selbst sich zu wenden, auf der Seite oder auf dem Bauche, worauf sie bald auch versuchen, auf die Ellenbogen, Hände und Kniee sich aufzustemmen und so das Kriechen erlernen. Niemals

wird ein Kind in diesen seinen ersten Bewegungsversuchen gestört und so selten als möglich von der untergelegten Matte oder Decke emporgehoben oder gar auf dem Arm in aufrechter Stellung herumgetragen. Es muss sich vielmehr, wo es nur immer angeht, gerade wie auch das Junge eines Thieres in seiner kleinen Welt schon fast allein zurechtfinden.

Immerwährend sind die Kinder von den Müttern beobachtet, die sie niemals verlassen. Nur des Nachts — wie mir Heinrich erklärte — sind die Kleinen in eigenen niedrig angebrachten Bettchen allein und die Mütter geben sich währenddessen dem Schlafe hin bis sie durch das Unruhigsein ihrer Kinder allsogleich geweckt werden.

Kranke, schreiende Kinder werden von hier entfernt in einer besonderen Abtheilung gehalten und gepflegt, nämlich im oberen Geschoss des Hauses.

Wir gingen der Reihe nach an allen Frauen vorbei. Sie hatten bloß für Heinrich einen kurzen freundlichen Blick des Grusses, waren aber sogleich wieder vertieft in ihr mütterliches Amt, so dass sie sich durch unser Eintreten gar nicht stören liessen. Kein Wort wurde mit ihnen gesprochen.

Ich hatte hier reichliche Gelegenheit zu beobachten, wie die verständigen Mütter schon beim Säugling die Erziehung für die Freiheit oder Anleitung zur Selbsthilfe begannen. Denn während unsere Mütter, wenn etwa der Säugling die Brust verlangt, es ihm gar leicht machen und ihm sozusagen die Milchquelle auf den Mund drücken, trachten diese Freiländer-Mütter durch bloß halbes Entgegenkommen und dergleichen Hantierungen es lieber dahinzubringen, dass der Säugling die Mutterbrust bald von selbst aufzusuchen strebt, wie wir es an jungen säugenden Thierchen sehen. Es ist dieses Aufsuchen der Brust, wobei sich die Mutter in der hiezu bequem geeigneten Lage befindet, die erste Selbsthandlung des jungen Weltbürgers, der allmählig noch andere folgen wie das Anklammern an die vorgehaltene Hand, das Herumdrehen auf die eine oder andere Seite, das Aufsitzen und so fort bis zu den Kriechversuchen.

So unwichtig jenes hier beliebte Selbstfindenlassen der Nahrung und anderes dergleichen scheinen mag, so hat es den augenscheinlichen Nutzen, dass der Säugling, anstatt seine Bedürfnisse durch das unleidliche **Schreien**, vielmehr durch leicht zu verstehende **Geberden** zu erkennen gibt. So geht man auch hier ganz bis zur reinen

Natur zurück, während die gewöhnliche Weise unserer Mütter, mit Säuglingen umzugehen, aus vernunftloser Affenliebe hervorgegangen — naturwidrig ist und dadurch nur unerträgliche Schreihälse erzieht, zur Strafe für jene überzärtliche Mütterlichkeit.

Als wir aus dem Hause der Mütter getreten waren, fragte ich: „Wer aber pflegt die Mütter, wenn sie sich nie von den Kindern entfernen? Wer bereitet ihnen Speise, Trank, Wärmung, Wäsche und dergleichen?“

„Siehst du nicht jene emsig beschäftigten Männer,“ war Heinrichs Antwort, „die da auf den nahegelegenen Feldern arbeiten? Und hier den Mann bei der Waschmaschine? Dort jenen in der darangebauten Küche? Und wieder auf jener anderen Seite des Hauses einen ebensolchen Mann, kräftig und schön in seinem jungen Mannesalter, der eben hineintritt, um bei den Müttern nachzusehen? — Denn sie haben weislich die Arbeit unter sich getheilt. — Auch des Nachts, wann die übrigen Arbeiten gethan sind, würdest du sie sehen mit Geschäftigkeit das Wacheamt der Mütter ersetzen, während diese schlafen. Und mit wahrer Wonne betreiben die Männer alle diese Geschäfte, denn wisse: **Das eben sind die lieben und getreuen Männer jener säugenden Mütter, die zärtlichen Väter der Kleinen da drinnen!**“

Mich überkam dabei eine wahre Ehrfurcht vor diesem Gebahren der jungen Männer und Frauen. „Wie echt menschlich,“ musste ich ausrufen, „ist ihr beiderseitiges Betragen! Die Mütter ganz in Anspruch genommen durch die Kinderpflege, die Männer unterdess mit doppelten Kräften den Unterhalt für sie alle erarbeitend, und beiderseits keinen andern Gedanken raumgebend als denen auf die Erfüllung ihrer natürlichen Vater- und Mutterpflichten sich beziehenden. Das nenne ich wahre Mütter, wahre Väter!“

Mein Begleiter weidete sich an meiner Befriedigung und mit den Worten führte er mich weiter: „Du wirst jetzt von Stufe sehen, was weiter mit diesen Kindern geschieht; denn wir treten soeben in den Kindergarten.“

12.

(Der Tummelplatz der Kleinen.)

Wie wir eine Strecke weit gegangen waren, vernahm ich aus einiger Ferne her, ganz entgegen der im Hause der Mütter beob-

achteten Stille ein lautes und helles Durcheinanderschreien von kleinen Kindern.

Heinrich fuhr in seiner Rede fort:

„Wenn die Mütter von der Beschwerde der Geburt sich längst erholt haben und die Kinder soweit gediehen sind, dass sie allein sitzen und kriechen können, so ziehen die Mütter mit ihnen hieher in das Haus, zu dem wir jetzt kommen werden. Das wird freilich nur in der Nacht und beim schlechten Wetter bewohnt, denn sonst hält man sich immer im Freien auf, auf einer schönen, von Bäumen beschatteten Wiese. — Hier hast du sie.“

Bei einer Wendung des Weges kamen wir an den Platz, von woher ich das Kinderschreien vernommen hatte. Schöne vollentwickelte, nicht mehr so blass aussehende Frauen, es sind die Mütter, sassen oder lagen auf dem üppig grünen Rasen und bewachten die neben ihnen täppisch wie junge Hündchen herumkriechenden und herumkollernden Kinder. Und rein aus Wohlgefühl und Uebermuth nicht etwa aus Schmerz, schriec diese manchmal aus vollem Halse und die Mütter verwehrten es ihnen nicht. Meist krochen die Kleinen auf untergelegten Matten oder Decken herum oder sie plagten sich, in die Nähe eines Baumes zu kommen, um sich an dessen Stamm zu klammern und daran aufzurichten, dass, wenn es gelang, sie gar sehr zu erfreuen schien. Oder aber Eines erhob sich geradezu aus seinem Kriechen langsam oder plötzlich auf die fetten Beinchen, tappte aber oft im nächsten Augenblick wieder auf den Rasen nieder und die Mutter, die sonst so besorgt schien für das Kind und kein Auge davon abwandte, stürzte nicht, wie man's erwartet, auf selbes hin, um es aufzuheben und sein Weinen zu beschwichtigen, sondern sie liess es ganz mit sich selbst wieder zurechtkommen. Und sieh, das Kind stiess wohl einen Laut des Schmerzes oder des Schreckes aus, aber gleich hatte es sich gefasst und war wieder guter Dinge wie früher.

Ich war über das gescheidte Gebahren der Mütter entzückt und sagte zu meinem Begleiter: „O könnte ich doch nur auf ein Stündchen alle jungen Mütter unseres Landes herzuführen, damit sie sähen, wie gut diese lieben Mütter die Natur ihrer Kinder verstehen! — Aber was? Wohl wäre ihnen auch das nicht genug, sie aus ihrem Schlendrian zu reissen. So sähen sie schon längst, wie alle jungen Thiere ohne Maschinen, ohne Gliederausrenken und Wehgeschrei und

ohne dabei sich zu verwachsen, ihr Gehen, ihr Laufen und Springen so gut lernen. **Muss bei den menschlichen Kindern, den viel edleren, nicht dasselbe der Fall sein?** — Aber was findet man in Wirklichkeit? — Wehe, wenn euch ein Kind unversehends dem Wasser zu nahe kommt, es plumpst hinein und ertrinkt unrettbar! Wo habt ihr aber gehört, dass auch ganz junge Thiere neben dem Wasser verunglückt seien, wenn nicht gerade eine ausgesucht gefährliche Stelle da war? Lasst also das Kind frei, und es wird laufen lernen und sich bewegen — wie jedes Junge eines beliebigen Thieres — von selbst. Es hat nichts Gefährliches auf sich, wenn das Kind bei diesem Sichselbstüberlassensein im Anfang oft fällt; denn höher kann es ja doch nicht fallen, als es sich jeweilig vorher aufzurichten im Stande war. Das ist wol im Anfang sehr wenig. Und je mehr Kraft und Geschicklichkeit es erlangt, sich aufzurichten, um ebenso viel mehr Kraft und Geschicklichkeit hat es dabei auch erlangt, um den Fall zu vermeiden oder unschädlich zu machen. Und so geht es fort, bis es allmählig vollends die Sicherheit erlangt und vom Fallen keine Rede mehr ist. Die Eltern oder sonstigen Wächter der Kinder sind im Grunde nur da, um sie vor etwaigen grösseren Gefahren, denen sie allein nicht gewachsen wären, zu bewahren, und nicht zum beständigen Hinzuspringen und Aufrichten, wenn ihrer eines gefallen ist. — Wol, ihr berühmten Erzieher der Vergangenheit, war das eure Lehre schon vor vielen Jahrzehenden und noch immer bleibt's beim Alten, gleich als ob ihr nie gesprochen hättet! — O wie langsam ist in dieser Hinsicht der Fortschritt des Menschengeschlechtes!

„Lieber Karl,“ sagte freundlich beschwichtigend mein Führer, „ich sehe, du hast ein gutes Verständniss von der Erziehung in Freiheit, aber das muss ich dir sagen: lass doch lieber einmal hinter dir die Gesellschaft, die du unwillig verlassen hast und gewöhne dich, rein zu geniessen, was sich hier dir bietet. Verbittle dir nicht den Genuss durch unangenehme Rückerinnerung an Dinge, die du nun einmal nicht ändern kannst.“

„Du hast freilich recht!“ sagte ich, „ich kann ja, und wenn ich dabei mich zu Tode ärgerte, sie nicht bekehren vor der Zeit, die ihnen dazu von der Natur bestimmt ist. Sonst müsste es um die Erziehung längst besser stehen.“

Nun bemerkte ich, dass die Frauen nicht, wie es mir anfangs geschienen, ganz allein mit den Kindern waren; im Gegentheil, von

Zeit zu Zeit lief Einer der nebenan befindlichen Männer von seiner Arbeit weg, um sich neben sein liebes Weibchen hinzulagern, ein Weibchen traulich mit ihr zu plaudern und sich mit ihr über die täppischen Bewegungen ihres Kleinen zu ergötzen.

„Komm,“ sagte jetzt Heinrich, „mit den glücklichen Männern und Frauen da lassen wir uns nicht ein; sie lassen sich in ihren Freuden nicht gerne stören. Drum weiter.“

Ich folgte. Heinrich bereitete mich unterwegs auf das vor, was nun kommen sollte. Er fuhr in seinem Gespräch fort:

„Wenn nun die Kinder vom Kriechen aufs Gehen, vom Gehen aufs Laufen gerathen sind, so haben sie den Trieb, mittels ihrer angeeigneten neuen Geschicklichkeit recht weite Strecken ihres Gebietes zu durchgehen, und endlich fällt ihnen geradezu ein, nur immer weiter und weiter fort zu laufen. Die Eltern stören sie hierin nicht und folgen unbemerkt von ferne. Es ist nun durch Wassergräben, Laubengänge, undurchdringliche Hecken u. dgl. die Einrichtung getroffen, dass das Kind, wohin es sich auch wenden mag, immer auf den gewissen Platz gelangen muss, der für solche Kinder, die schon allein laufen, zum gemeinsamen Tummelplatz bestimmt ist. Da findet es lustige Gesellschaft, da bleibt es, und die Eltern sind von nun an der besonderen Aufmerksamkeit auf dieses Kind überhoben. Diesen Tummelplatz der Kinder werden wir jetzt sehen.“

Nachdem wir ein Durcheinandertönen von lustigem Geschrei, Jauchzen, Lachen, Lallen und Singen dieser Kinder schon lange voraus vernommen, gelangten wir dahin. Ich hatte durch Agnes Erzählung vom Kindergarten Heinrichs in Europa im Voraus eine Vorstellung davon, was ich hier antreffen würde, aber die Wirklichkeit übertraf dies alles.

Wo soll ich nur anfangen, dieses alle Augenblicke wechselnde und alle Augenblicke anziehende Bild von dem völlig freien urwüchsigen Treiben dieser lebenvollen Kinderscharen zu schildern? — Jedermann wird sich erinnern können, einmal in seinem Leben in irgend einer Familie ein besonders gut gerathenes Kind gefunden zu haben, das wegen seiner Lebhaftigkeit und schon merkbaren Geistesanlagen in der ganzen Umgebung geliebt worden ist. Alles hätschelt ein solches Kind und kann sich nicht genug wundern, wie gescheidt es schon ist, und es ist wirklich eine Lust, dem Gebahren eines solchen Kindes zuzusehen. Glücklich das Haus, das nicht eines

nur, sondern mehrere solcher Kinder beherbergt; es kann stolz sein auf die liebenswürdigen kleinen Engel, die es beherbergt.

Nun der Kindergarten auf Freiland! — Hier ist nicht etwa das eine oder andere Kind lebhaft und gescheidt geworden und würde dadurch unter der Masse unsriger Kinder hervorragen, sondern hier im bunten, unübersehbaren Gewühl und Gewimmel tummeln sich ganze Scharen solcher gutgerathener Kinder im Vollgefühl der Freiheit herum, von denen jedes einzelne in seiner Art ein Wunderkind zu sein scheint! Der Eindruck war derart überwältigend, dass ich vor seligem Staunen mich und die ganze Welt darüber vergass und mich gleichsam in den Himmel der Engel versetzt wähnte. —

Endlich fasste ich mich wieder und nahm mir vor, nun mehr die eine oder die andere Gruppe einzeln aufs Korn zu nehmen, wo ich geregelt meine Beobachtungen anstellen könnte. Mein Begleiter und Führer kam mir darin zuvor und zeigte mir ein von den Gruppen etwas entfernt stehendes Kind und sagte mir: „Siehe, dies hier ist gerade ein solches Kind, was erst vor ganz Kurzem von dort herüber gelaufen sein muss, da es sich noch nicht vollends in die neuen Eindrücke zu finden weiss, die es hier auf einmal erhält. In noch weiterer Entfernung hinter jenem Strauche siehst du auch wirklich Mutter und Vater hervorkommen, die dem Kinde nachgeschlichen sind, um zu sehen, wie es sich hier benehmen wird.“

Dieses Kind erregte natürlich meine ganze Aufmerksamkeit. Es stand noch immer etwas entfernt von den Andern, das Getümmel vor sich verwundert anstaunend. Jetzt beobachtet es aufmerksam eine ganz in seine Nähe gerathene Gruppe von Kindern seines Alters, die schon vor einer Woche hieher gelangt sind, und hier durch Nachahmung der Uebrigen einige Spiele spielen und ein paar Worte lallen gelernt haben. Sie machten sich gerade ein ureinfaches Spiel mit einer Kugel aus Holz. Das Eine schiebt mit Aufwand aller seiner Kraft die Kugel vorwärts, ein anderes Kind, dem die Kugel am nächsten gekommen ist, erhascht sie, gleitet auch wohl dabei aus und schiebt nun seinerseits die Kugel wieder zurück. Die wenigen Wechselfälle dieses Spieles machen ihnen dennoch genug des Spasses und sie lachen dabei so herzlich und so viel sie nur können.

Die Kugel ist nun zufällig auf das neuangekommene Kind zugehauert, und weil es schon lange dem Spiele aufmerksam zugehauert und gelegentlich auch mitgelacht hat aus vollem Halse, so

erfasst es jetzt, wie es hat kommen müssen, den Augenblick und macht sich ohne Verlegenheit an die Kugel. Die andern Kinder finden dies Gebahren des neuen Kindes ebenfalls ganz natürlich und vom selben Augenblick an ist es in die Gesellschaft aufgenommen.

Ich bemerkte jetzt einen andern Zwischenfall. Es ist die Kugel einem Kinde am Knöchel vorbeigelaufen und hat es gestreift, freilich nur schwach, da die Kugel aus dem leichtesten weichsten Holze gemacht ist. Es stösst einen Schmerzenslaut aus, die Kinder sind darüber erschreckt, laufen auf das getroffene Kind zu und bleiben, dasselbe verwundert zutraulich anblickend, im Kreise herum stehen, bis dieses in Kurzem sich erholt, die paar Thränen, die es unwillkürlich geweint hat, verwischt und fröhlich wieder zur Kugel greift. Nur gibt es jetzt, wenn wieder die Kugel vorbeiläuft, besser acht und weicht ihr durch Emporspringen oder Zurseitetreten aus.

Jetzt geschah es, dass zwei Kinder zugleich die Kugel anfassen. Jedes wollte sie haben. Jetzt dachte ich mir, werden sie in Streit gerathen, und das war mir im Voraus leid. Was geschah? Einfach, das Kind, das stärker zugefasst hatte, erhielt die Kugel, das Verlierende aber, weit entfernt, in Groll zu gerathen, den es wol nicht einmal noch kannte, fand das ganz natürlich und dachte nur an die Fortsetzung des Spieles.

Die Sprache dieser Kleinsten besteht nun erst aus einigen Arten von Lallen, Naturlauten und, gewissen Silbenverdopplungen als li-li und la-la, ki-ki und pi-pi, mu-mu und ma-ma u. dgl., die ihnen Worte bedeuten. Aber wenn nahe an ihnen Gruppen etwas grösserer Kinder ihre Spiele treiben, wobei sie sich schon einer besseren Sprache bedienen als die ganz Kleinen, so achten diese jüngern mit einer gespannten Aufmerksamkeit auf alles, was Jene machen, auf jede Geberde, jeden Laut derselben, und nach und nach wenden sie das öfter Gehörte und Gesehene auch unter sich an.

Darin besteht eben das Eigenthümliche des Treibens dieser Kinderscharen, in dem Sichzusammenfinden der Gleichalterigen zu einzelnen Gruppen und in dem Ablernen der Jüngeren durch Nachahmen der Aelteren. Auf solche Weise erziehen sich diese Kinder im Ganzen einander selbst.

13.

(Kinderleben.)

Durch die Bemerkungen Heinrichs und durch eigene spätere Beobachtungen erfuhr ich von dem Leben im Kindergarten noch folgendes:

Die erste Zeit, die ein Kind hier anwesend ist, befasst es sich ausschliesslich mit Spiel, d. i. mit der Nachahmung der Spiele, die es hier von Andern üben sieht, von den einfachsten angefangen bis zu immer zusammengesetzteren. Dabei lernt es zu gewissen durch hörbare Zeichen bekannt gegebenen Zeichen das Speisehaus aufsuchen, es legt sich wie die Andern nach dem Mahle gern auf kurze Zeit zum Schlafen hin, es findet Abends mit den Andern den Weg zur Schlafstätte.

Die Eltern indess benutzen dieses Alter, in welchem das Kind durch Nachahmung so leicht lernt, es vor allem zur nöthigen Reinlichkeit und Ordnung zu gewöhnen oder abzurichten und zwar wieder so viel als möglich ohne Zwang, sondern meist nur durch beharrliches Vormachen und Vorzeigen dessen, was es durch Nachahmen lernen soll.

Diese Schule wird so früh als möglich — also schon vor dem Eintritt in den Garten — begonnen und muss längst beendet sein, bevor das Kind zum vollen Selbstbewusstsein gelangt. Zu der Zeit ist es bereits vom blossen Spiel abgekommen und befasst sich nun schon damit, sich Binsenkörbchen, Hanfschnüre und anderes Flechtwerk, hölzerne und steinerne kleine Häuschen und andere dergleichen leichtere Spielarbeiten zu verfertigen und aufzubauen. Später verfällt es darauf, die bisher benützten Holzstücke auch zu zertheilen und verschiedentlich zu bearbeiten und fühlt dabei zum ersten Mal das Bedürfnis eines schneidenden Werkzeugs. Es behilft sich, freilich schwer, einstweilen mit spitzigen und schneidigen Kieselsteinen u. dergl., bis es von seinen Eltern, die das Kind die ganze Zeit hindurch oft besuchen und sich bei ihm beliebt machen, die gewünschten eisernen Werkzeuge zum Geschenk erhält. Welches Ergötzen für das Kind! — Eine lederne oder leinerne Tasche erhält es, ganz mit Werkzeug gefüllt! Messer und Schere, Hammer, Zange, Meissel,

einige Bohrer, eine Säge und ausserdem etwa einiges Gartengeräth. — Was kann es damit alles machen? Unter Anleitung der Eltern oder anderer Erwachsener benützt es fleissig diese Werkzeuge, gebraucht nebenbei auch die aufgestellten Handwerksmaschinen, macht sich auf der Drehscheibe sein irdenes Töpfchen und Krüglein, baut sich wie die Andern in den fliessenden Bach hinein ein lustig sich drehendes Wasserrädchen, steckt auf eine Stange ein selbstgemachtes Windrad oder klappernde Windmühle, errichtet sich aus Stangen, Ruthengeflecht, Blätterbedachung und dergleichen sein eigenes Hüttchen oder was sonst noch seine den Andern nachgeahmten oder selbsterfundenen Beschäftigungen sein mögen.

Nun besteht auch der Brauch, dass ein jedes Kind mit einem mantel-, hemd- oder wamsartigen Kleid aus Linnen oder Wolle, mit einem Strohhut, mit Sohlen und mit einer Bettdecke versehen wird, und dass, sobald diese Gegenstände abgenützt sind, es dieselben von den Eltern wieder neu bekommt. Da fällt den Heranwachsenden bald ein, ebenso wie ihre älteren Genossen sich keine fertigen Kleider mehr zu nehmen, sondern sie möglichst lieber selbst zu verfertigen. Das ist freilich schwierig, aber ein Jeder der Jungen — etwa vom sechsten bis zehnten Jahre — setzt es endlich durch.

Den Anfang macht er gewöhnlich mit dem Strohhut und weil diese einfache Flechtarbeit meist ziemlich gut gelingt, so verschafft er sich nun von Schafen, die hier weiden, die nöthige Wolle und spinnt und spinnt — wirft wol zehnmal alles wieder fort, geht aber immer wieder dran — setzt sich mit seinem Gespinnst dann zum Webstuhl und webt sich da eine Decke, Mantel oder dergleichen zu recht, an welchen Sachen, als selbstbereiteten, das Kind unendlich Freude hat. Und so geht's fort, bis es ihm wenig Schwierigkeit mehr macht, sich nebenbei immer selbst mit seinen einfachen Kleidern zu versehen und bis es dazu kommt, dass auch Jeder sein eigenes besonderes Häuschen mit Nachtlager, sein Gärtchen mit Blumen und Gemüse, Thierstall u. dgl. besitzt.

Bei allen diesen Vorgängen sind auch Erwachsene gegenwärtig, die aber nie sich den Kindern mit etwas aufdringen, sondern sich eher in Acht nehmen, ja nicht die hier fast von selbst erfolgende Heranbildung durch unnöthige Eingriffe zu stören. Das wird jedoch in Acht genommen, dass jedes Kind seine Eltern — namentlich seine Mutter — von den übrigen Erwachsenen recht wol zu unterscheiden

wisse und vor Allen lieb habe, ohne ihnen natürlich irgend welchen Zwang durch angelernte Ehrfurchtsbezeugungen u. dgl. anzuthun.

In dieser Weise lernen sie — sowie überhaupt alles — durch blosser Nachahmung des Beispiels der Aelteren und ohne eigentlichen und förmlichen Unterricht auch ihre Sprache, und eine Lust ist es dann — wenn sie einmal über die ersten Schwierigkeiten weg sind — wie beredsam sie da bald werden! Mit welcher natürlicher Lebhaftigkeit, mit welcher Klarheit und Anschaulichkeit sie sich dann einander ihre Erlebnisse, ihre Träume oder irgendwo bei den Aelteren erlauschten Märchen u. dgl. erzählen! Was mir aber an ihnen am meisten gefiel bei ihrem Thun und Lassen, bei ihrem Sprechen kommt nie eine Spur von Befangenheit, Einschüchterung oder Verlegenheit zu Tage, oder von Scham, von Zurückhaltung oder Ziererei, nein, sie zeigen — wenn sie in der Ausbildung einmal so weit gelangt sind — vielmehr ein volles ungetrübtes Selbstgefühl und sie betragen sich, als wüssten sie schon gar gut, dass sie als Menschen, die sie zumal sind, das Recht der freien Bewegung, das Recht der freien Rede haben — Keiner mehr, Keiner weniger.

Leicht erklärlich: nie wird den Kindern, wenn ihnen was immer zu thun einfällt, die störende Rüge der Erwachsenen: „Lass dies oder thue das nicht; denn es **schickt** sich nicht.“ Den hier schickt sich eben alles. Begeht es ja eine Unziemlichkeit, so muss es von selbst übel anrennen und wird sich dies für die Folge gewiss merken. Oder geht das nicht an, so wirkt sicher das gewisse freundliche Aufmerksammachen der Erwachsenen: „Lass dir sagen: Sieh', wenn du das thust, so folgt dies und jenes drauf; das würde dir unangenehm sein.“ — Freilich dürfen auch selbst diese Worte nicht im Tone kleinlicher Nergelei, sondern in dem der freundschaftlichen Theilnahme gesprochen und nur bei der wirklichen Nothwendigkeit angewendet werden.

Auf diese milde aber nachhaltige Weise wird hier alle Erziehung geübt und mit den herrlichsten Erfolgen. Man kann ein Kind — ein schon selbstbewusstes Kind — zu allem vermögen, wenn es nur erst merkt, dass man's in seinem Sinne gut mit ihm meint, nämlich dass man ihm nie um einer blossen Laune willen seine Unterhaltung zu stören fähig ist, und dann, wenn man ihm klar die Gründe unserer Forderung einsehen lässt. Denn: **Gehorchen, ohne einzusehen warum, ist etwas der menschlichen Natur unbe-**

dingt Widerstrebendes. Man muss solches also nicht einmal dem Kinde mehr zumuthen, sobald schon Geist in ihm sich zu regen anfängt. —

Ist nun der Kleine in seiner Entwicklung allseitig so vorwärts gekommen, so erfährt er endlich auch, dass der Garten, in dem er bisher gelebt und der seine Welt ausgemacht, einen Ausgang hat, nämlich entweder über den Teich oder über die Felswand, erfährt, dass man nur durch Schwimmen, durch Klettern und durch Kahnfahren diese Ausgänge überwinden könne, worauf man dann in einen viel grösseren und schöneren Garten gelange, wo alle die Erwachsenen wohnen. Die Sehnsucht, da hinaus zu kommen, treibt den heranwachsenden Jungen — gleichviel ob Knabe, ob Mädchen — zu den Leibesübungen; er überwindet die natürliche Scheu vorm tiefen Wasser, lernt im kleineren Teiche tauchen, schwimmen und kahnfahren und übt sich im Klettern und Springen. Alsdann, nachdem er seiner Geschicklichkeit ganz sicher geworden — nicht früher — überschreitet er auf eine oder andere Art die Grenze des Kindergartens, besucht — meist wieder unter Leitung der Eltern — den Lehrgarten, schliesst sich den grossen geselligen Spielen an, die da von den Vorausgegangenen geübt werden und baut sich sein Häuschen draussen an dem Orte, wo er seine älteren Genossen bereits angesiedelt findet.

Von da an ist er nun frei wie ein Erwachsener, erlangt bald den vollen Gebrauch seines Verstandes, Willens und Geschmacks, und ohne Zwang — vollkommen nur durch eigenen Antrieb, übrigens mittels des Beispiels der älteren Genossen und die Benützung des Lehrgartens — erzieht er sich von selbst zur allgemeinen freiländischen Bildung.

Nach diesen erklärenden Bemerkungen Heinrichs gingen wir, ohne dadurch Störung zu verursachen, den Platz der Kinder entlang und ich sah da, wie die Kinder vom Kugelrollen, von dem einander Nachlaufen oder Fangspiel, Versteckspiel u. dgl. durch viele Zwischenstufen auf immer höhere und zusammengesetztere Spiele und Thätigkeiten geriethen, bis zum Bauen kleiner Häuschen, Anlegen von Gärtchen, zum Königspiel und Kriegspiel u. s. w., während sie inzwischen auch in der Sprache immer mehr vorwärts kamen.

Unter anderm fragte ich Heinrich nach der Nahrungsweise der Kinder.

Er antwortete: „Die Kleinsten — welche als Kleidung oft nur irgend ein Stück Linnen umgehängt tragen — kriechen, gehen oder laufen, wenn sie hungrig sind, zur nächstbesten säugenden Frau, die ihnen alsdann die Brust reicht, oder ihnen Milch aus einem Gefäss zu trinken oder mit einem Röhrchen zu saugen gibt, je nachdem das betreffende Kind dazu fähig ist. Die schon grösser, stärker und muthiger Gewordenen, wie du's hier überall sehen kannst, klettern jenen auf den Hügeln weidenden Ziegen nach und stillen, indem sie ohneweiters deren Zitzen in den Mund nehmen und daran saugen, auf diese Weise ihr Bedürfnis. So leben sie meist bis übers zweite Jahr hinaus blos von Milch. Später gerathen sie auf das Austrinken der frischen Eier und Geniessen der Früchte und des Brotes, zuletzt erst auf das Essen unserer gewöhnlichen gekochten Mehl- und Fleischspeisen, die sie übrigens nie heiss, sondern nur lauwarm geniessen, durch welche Gewohnheit sie in der Folge sich die Zähne recht lange brauchbar und schön erhalten.

Ich merkte auf unserm Weitergange, der Kindergarten hatte gewissermassen auch schon seine Alterthümer; denn häufig sah man unter den übrigen bewohnten Häuschen auch ältere, verlassene und verfallene, die eine Hinterlassenschaft der früheren Kindergeschlechter ausmachen. — Mancher Erwachsene würde mir also noch aus der Erinnerung an die hier verlebte Jugend sein, von ihm gebautes und bewohntes Häuschen hier zeigen können.

14.

(Leben der Knaben und Mädchen.)

Wir waren auf unserem Weitergange auch grösseren und immer grösseren Kindern begegnet, die durch irgend ein Spiel oder eine nützliche Thätigkeit in Anspruch genommen, uns fast ohne aufzublicken vorüber gehen liessen. Wir kamen auch zu immer schwierigeren Handwerken, die da geübt wurden, endlich zu den Spinn- und Webstühlen. Da zeigten die Kinder einen regeren Antheil wie die bisher Begegneten an meiner Person. Sie standen von ihrer Arbeit auf, kamen auf uns zu und betrachteten mich mit Aufmerksamkeit von oben bis unten.

Einer der Lebhaftesten hatte auf seine Frage von Heinrich die Anflärung erhalten, dass ich ein „von der grossen Welt draussen“

gekommener Fremder sei. Da blieben seine Blicke vor allem an meinem feinen Strohhute haften und mit den Worten: „Fremder, erlaube, dass ich mir die Arbeit ansehe,“ nahm er mir ohne weiters meine Kopfbedeckung ab, und nachdem ich seine eingehenden Fragen über die Bereitungsweise des Hutes beantwortet hatte, wollte er nur noch wissen, wie lange ich daran gearbeitet hätte; denn er meinte, dass ich ihn selbst gemacht.

Ich antwortete: „Mein Lieber, wir Leute von der grossen Welt draussen, machen solche Dinge nicht selbst und allein: das wäre zu umständlich. So auch alle übrige Kleidung, die du an mir siehst, hab ich nicht selbst verfertigt.“

Das wollte ihm denn gar nicht einleuchten. „Und wie macht man dies blaue Gewebe da?“ fragte er weiter, auf meinen Tuchrock zeigend.

„Das ist aus Schafwolle . . .“

„Was? Blaue Schafwolle? Gibt's denn die?“

„Blaugefärbte,“ berichtigte ich.

Das leuchtete ihm ebenfalls nicht ein. „Wir,“ sagte er zuletzt mit einem gewissen Stolz „machen uns alles selbst und lassen den Sachen ihre natürlichen Farben. Nur etwa beim Königsspiel oder dergleichen brauchen wir einen hellroth gefärbten Stoff und die gelbe glänzende Krone, um den König zu bezeichnen. Fremder, sag': wirst du noch öfters hieher kommen?“

Ich bejahte es.

„So werde ich zu anderer gelegener Zeit dich um viele Dinge fragen, die ich von dir erfahren möchte. Nicht wahr, du wirst mir dann ausführlich Antwort geben?“

„Wie gerne, mein Lieber!“ sagte ich.

„So gehe ich jetzt wieder an meine Arbeit, die sehr dringend ist, und verlasse dich.“

Nach diesen mit eigenthümlicher Wichtigkeit gesprochenen Worten gingen er und auch die Uebrigen mit emsiger Geschäftigkeit wieder zu ihren Spinn- und Webstühlen und wir, ringsum alles betrachtend, verfolgten unsern Weg weiter. Da kamen wir zu einer Gruppe von Freiländerjungen, die so emsig ihre Arbeiten verrichteten, als ob sie nachher eine gemeinsame Unterhaltung oder dergleichen vorhätten; denn sobald der Eine mit seinem Stück Arbeit

fertig war, beeilte er sich, einem Andern zu helfen, der es noch nicht war.

„Flink, Jungens!“ rief nun Einer der Fertigen, „dass wir bald an die Spiele kommen. Was fehlt uns noch?“

„Das ‚Dunkelaug‘ und der ‚Blumenfreund‘, so hiess es zur Antwort, „haben ihre Sohlen noch nicht in Ordnung, und dann der ‚Laufer‘, der ‚Treffer‘, die ‚Grille‘ und das ‚Goldhaar‘ haben sich noch Pfeile zu schnitzen zu ihrer Armbrust. Wir Uebrigen sind fertig.“

Bald nun waren auch die Letzten mit ihren Arbeiten fertig und die ganze Gesellschaft war bereit zum Aufbruch. Mit lauter Stimme fragte Einer: „Wohin nun zuerst? Zu den Leibesübungen? Oder zum Pfeileschiessen nach der Scheibe?“

„Zu den Leibesübungen!“ war die allgemeine Antwort.

„Und dann?“

„Dann: Krieg! Krieg!“ riefen Alle wie aus einem Mund und schnell wie der Wind waren sie in hastigem Laufe hinter den Sträuchern verschwunden.

„Du wirst sie wahrscheinlich bald wiedersehen,“ sagte Heinrich.

Nun gelangten wir im Weitergehen zu einer andern ähnlichen Gruppe, bei der ich mich einige Zeit aufhielt. Es waren 7—10jährige Knaben und Mädchen, die sich — zur Vorbereitung auf das Kriegsspiel, das sie vorhatten — im Fechten und Armbrustschiessen einübten. Sie bedienten sich hölzerner Schwerter und hatten dabei den Kopf und die vordere Leibesseite durch Helm und Kürass — aus einem zähen Geflecht verfertigt — geschützt, die Schützen hatten recht zweckmässig gearbeitete Armbrüste und schossen mit geschnitten Pfeilen nach den 30, 40 bis 50 Schritte entfernt aufgestellten Zielen.

Weiterhin sah ich von der früher mir bekannt gewordenen Gruppe wieder andere mannigfaltige Spiele und Uebungen ausführen, die unserm Turnen entsprechen, nur mit dem Unterschied, dass die gefährlichen Uebungen, bei denen man herabfallen kann, über einem tiefen Wasser gemacht wurden. Fiel ja einmal Einer herab, so geschah ihm im Wasser kein Schaden. Er schwamm lustig wieder heraus. Ich staunte über die Behendigkeit und Kraft, die die Kinder bei diesen Uebungen an den Tag legten. Und doch, trotz dieser anscheinenden Geschicklichkeit und Sicherheit, waren, wie ich erfuhr, aus lauter

übergrosser Vorsicht vor einem Unfalle — als da sind: ein Fall von der Höhe, Müdewerden beim Weit-Schwimmen oder Ueberschlagen des Kahnes — von allen Denen, die da sich übten, erst die Wenigsten über die Grenze des Gartens hinausgekommen. Hier, wo sie beim Klettern nicht auf harten Boden fallen, beim Schwimmen das Ufer leicht erreichen konnten, schienen sie freilich ziemlich sorglos.

Mich befremdete im Anfang diese übergrosse Furcht vor der Gefahr, die diese sonst so lebhaften Jungen haben sollten, musste es aber zuletzt doch begreiflich finden und als natürliche gleichsam triebartige Klugheit ansehen, dass sie das vermieden, wo auch nur die Möglichkeit einer Gefahr vorhanden war. — Diese Eigenschaft ausgedehnt auf alle anderen Fälle des Lebens, musste ihnen eine fast unbedingte Sicherheit vor Unglücksfällen, vor Verletzungen und vor Krankheiten geben.

Nun gelangten wir im Verfolgen des hier fliessenden Baches zu einem länglichen klaren Teiche, der rings von Bäumen eingeschlossen war. Da tummelte sich ein wahres Rudel von lustigen Jungen und Mädchen mit Tauchen, Schwimmen, Floss- und Kahnfahren.

Mir fiel dabei gleich auf, wie die beiden Geschlechter so sorglos unbedeckt nebeneinander gelassen werden konnten — denn Alles war da nackt — und theilte Heinrich meine Beobachtung und mein Befremden darüber mit.

„Hat gar keine Gefahr!“ sagte Dieser. „Fällt ja einmal Einem der Unterschied auf und fragt einen Aelteren darum, so sagt dieser ganz unumwunden: „Das ist nun einmal der sogenannte Geschlechts-Unterschied — von der Natur so eingerichtet — beim Menschen wie bei den Thieren: So sind die Männchen, so die Weibchen gebaut.“ Der Frager ist auf lange Zeit befriedigt. Kommt ja einmal Einer zur Frage: „Wo kommen denn die jungen Thiere her?“ so erhält er die Antwort: „Sie kriechen den Weibchen aus dem Leib, was diesen grosse Schmerzen macht“ — und wenn sich gerade Gelegenheit ergibt, jenem natürlichen Vorgang beizuwohnen, so hält man Niemand davon ab, so jung er auch sei. Da die Sache allgemein als etwas Gewöhnliches, Selbstverständliches hingenommen wird, so gibt es für die Jungens auch keine Veranlassung zu unstatthafter Neugier oder zu heinlich begangenen Lüsternheiten. Um so sorgfältiger wird freilich, was über die erwähnten Aufklärungen hinausgeht, Denselben so lang als mög-

lich verheimlicht, so zwar, dass diese wol von der Mutterschaft, nicht aber von einer Vaterschaft Kenntnis erhalten.“

„Wie du siehst,“ fuhr Heinrich fort, „ist übrigens all unser junges Volk so rührig und immer in Beschäftigung, dass sie an die Dinge, die du fürchtest, gewiss nicht früher nachhaltig denken, bis sie nicht der Naturtrieb von selbst erweckt. — Glaube mir: der Mensch im Stände der Freiheit geräth nicht in die Gelegenheit, sich selbst aufzureiben; sonst wäre — wie lange schon — sein Geschlecht verdorben und ausgestorben.“

Freilich der unfreie Mensch thut des Naturwidrigen viel. — Bei euch geschieht es eben nur durch den Fluch des Zwanges, wenn die Menschheit zu früh und zu übertrieben sinnlich aufgeregt wird; denn ihr verbietet ja den beiden Geschlechtern gegenseitig sogar den blossen Anblick des unbekleideten Körpers, auf was doch jeder Mensch das natürlichste Recht hat, und verpönet die Erwähnung des Nackten, gleich als wäre dies etwas Entehrendes oder Verabscheuungswürdiges. Durch diese zwangweis eingeführte Schamhaftigkeit glaubt ihr das zu frühe Erwachen des Triebes hintanzuhalten. Aber gerade dies künstlich Verdeckte und unberechtigt Verbotene reizt dann doppelt und veranlasst die Ausschreitungen des Triebes.

15.

(Der Werkplatz.)

Unter diesem Gespräch waren wir bei dem auf beiden Seiten durch steile Felsen eingengten grösseren Teich des Kindergartens — einem der Ausgänge desselben — angelangt und übersetzten ihn mittels eines bereitliegenden Kahnes. Darauf, nach einer etwas beschwerlichen Strecke Weges über Felsen und Steingerölle, erst aufwärts und dann abwärts, befanden wir uns endlich wieder in der niedriger als der Kindergarten gelegenen Thalebene — immer noch innerhalb der „Schule des Lebens“ — und verfolgten da unsern Weg weiter.

Heinrich erzählte mir unterdess, wie die Eltern solcher Kinder die schon nahe daran sind, die Grenze des Kindergartens zu überschreiten, sie alsdann fortwährend im Auge behalten und beobachten, am jenseitigen Ufer des Grenzteiches erwarten und ihnen für den Bereich des grossen Lehrgartens, in den sie jetzt treten, in zwangloser

Weise als Führer dienen, sie auch bei Gelegenheit ins elterliche Haus einführen.

Indem wir unter solchem Gespräch hinwandelten, begann es in der Gegend vor uns lauter und lauter zu werden. Geräusch wie von Hämmern und Sägen, von Mühlen und Stampfen ward hörbar. Jetzt, da wir den Gebirgsbach erreicht, bogen wir in das von ihm durchsetzte Thal ein, der längs seinem Ufer errichteten Schienenbahn folgend.

„Wir kommen nun,“ sagte Heinrich, „zum allgemeinen Werkplatz der Erwachsenen. Es ist der Platz wo alle unsere grösseren Maschinen, die durch den Fall des Gebirgswassers getrieben werden, aufgestellt sind. Du wirst dort unsere Mahlmühlen, unsere Breetersägen, Blasebälge und Hämmer, Spinn-, Web- und Stickwerke, unsern Zimmermannsplatz, die Steinmetz und Ziegelstätte und alle andern derlei gemeinsam nützlichen Unternehmungen auf diesem Werkplatz längs des Gebirgsbaches beisammen finden. Zudem sind weiter in der Tiefe des Thales unsere Steinbrüche, unser Eisenbergbau und Holzschlag, also dass alle Werkstücke aus Holz, Eisen oder Stein, nachdem sie auf dem Werkplatz bearbeitet worden sind, von hier mittels der angelegten Schienenbahn zu dem Ort, wo man sie braucht, befördert werden.“

Bald waren wir am Ort des Werkplatzes selbst. Durch die ganze Länge des aufsteigenden Thales hin und in Abständen, wie sie der Abfall des Wassers nöthig machte, waren die erwähnten Maschinen aufgestellt, die Breetersägen, die Eisenhämmer u. dgl., dazwischen wieder die Glut- und Schmelzöfen für Eisen und Glas, dann die Spinn- und Webmaschinen, die Lehmstätten sammt den Töpfer- und Ziegelöfen und ähnliches mehr.

Es war glücklicherweise gerade die Tageszeit, welche der Arbeit gewidmet zu werden pflegt und daher überall Alles in voller Thätigkeit und Geschäftigkeit; so eigenthümlicher Art aber, wie wir sie auf unsern Werkplätzen nicht zu sehen bekommen. Bei uns freilich sind die Arbeitenden Tagelöhner, die eine saure Aufgabe für ihren Brotherrn verrichten, im Schweisse ihres Angesichtes, ohne Schonung ihres Leibes und mit verdrossener Ergebung in ihr Schicksal. Hier sind es lauter höchstgebildete Menschen, die sich aus freiem Entschluss solchen Arbeiten unterziehen, mit Aufmerksamkeit und Hingebung, eben weil es selbstgewählte Arbeiten sind, mit der

Bedachtsamkeit und Geschicklichkeit, sich die schweren Kraftarbeiten durch Zusammenwirken Mehrerer oder mit Hilfe sinnreicher Vorrichtungen so leicht zu machen, als es etwa unser Turnen oder Fechten ist; denn es gilt Schonung des Leibes, besonders aber Schonung der Hände, damit man nachher nicht etwa zu feineren Arbeiten oder zur Ausübung der schönen Künste unfähig werde.

Vor allem erfreulich war mir zu bemerken, welch' heiterer Geist welche rosige Laune allen diesen Arbeitenden eigen war. Sie plauderten und kicherten und sangen, sie besuchten einander während den Pausen der Arbeit oder traten zu Gruppen zusammen, um etwas zu besprechen, zu berathen oder zu erzählen und die hie und da anwesenden jüngeren Leute, nämlich solche, die erst vor Kurzem den Kindergarten verlassen haben, sind die aufmerksamen Zuschauer und Zuhörer und die bereitwilligen Helfer bei all den Arbeiten der Aelteren.

Dann wieder, wenn Paare zusammen arbeiteten, Mann und Weib oder Jüngling und Mädchen, war es einer der lieblichsten Anblicke, zu sehen, mit welcher unbefangener Vertraulichkeit sich die Beiden zu einander betrogen, wie der Mann mit liebender Zuverlässigkeit alle die Kraftarbeiten, das Tragen, Heben u. dgl. an sich zu bringen sucht, damit sie dem Weibchen erspart bleiben, und wie so aufmerksam liebevoll ihn das Mädchen oder Weibchen dann bei der Arbeit anblickt.

Das Pärchen z. B., das ich eben betrachtete, hatte vor, sich eine neue Laute zu bauen. Das Muster, eine alte zerfallene Laute, und die Holzvorräthe sammt Werkzeugen liegen da. Der Mann hat sie soeben herbeigeschleppt. Auch der Arbeitsplan und die Zeichnung zur neuen Laute sind gemacht. Der Mann langt nun eine feine Säge hervor, spannt sie in der Maschine ein und beginnt aus dem Holze die nöthigen Platten zu schneiden, sie zu glätten und zu formen. Das Mädchen reicht im rechten Augenblick die Werkzeuge hin, singt dazwischen oder plaudert mit ihrem lieben Männchen. So geht es zusehends mit der Verfertigung der Laute vorwärts, ohne dass sich Eines der Beiden merklich dabei anstrengt.

Ein anderes Pärchen, das wol mit dem Plan umgeht, sich ein Häuschen zu bauen, finde ich ganz lustig und guter Dinge beim Ziegelmachen auf der Lehmstätte. Er schlägt die Ziegel und sie

trägt sie zum Trocknen. Nach einer Weile wechseln sie damit. Gesang und heitere Plauderei beleben ihre unsaubere Arbeit.

So treffe ich Andere wieder bei den Spinn- und Webmaschinen, wo sie den Garnvorrath zu Leinwand verarbeiten, dann bei der Lederbereitung, bei den Feueröfen, den Schmiede- und Steinmetzhämmern, den Sägen und übrigen Maschinen. Der wieder, für sich allein, zimmert sich einen Pflug oder Schienenwagen; jene klug dreinsehende Frau hat eben das Modell einer neuerdachten Strickmaschine fertig hergestellt und eine Gruppe aufmerksamer Jungen erhält von ihr die gewünschte Aufklärung über den Gang derselben.

Jetzt, in der obern Gegend, hat eben der Gebirgsbach eine Anzahl Stämme am Rechen angeschwemmt; die werden herausgefischt und an die Einzelnen zu weiterm Gebrauche vertheilt.

So in ewigem Wandel darstellt sich das anziehende Bild werktätigen Lebens, wie man's eben nur auf Freiland erschaut.

Vom Werkplatz gelangten wir im Weitergange zu dem „Haus der Maschinenmodelle, wo nämlich die Modelle aller jener wichtigsten Maschinen zur Belehrung der Jungen aufgestellt sind, die in Wirklichkeit ausgeführt auf der Insel zwar nicht vorkommen, aber doch sonst in ihrer Einrichtung merkwürdig genug sind. Alle diese Modelle sind derart vollkommen eingerichtet, dass sie — unter Anleitung eines Erwachsenen — mit wenig Vorbereitung in Gang gesetzt werden können.

Das nun, wie mir Heinrich erklärte, ist die Bedeutung der Lebensschule überhaupt, dass der Freiländerjunge, theils noch im Kindergarten, hauptsächlich aber dann am Werkplatz und den übrigen Theilen dieses Landstriches vorerst alle nützliche Thätigkeit sieht und durchs Beispiel erlernt, die vor allem zum selbständigen Einzelleben nothwendig ist, bevor er die höheren Abtheilungen des Lehrgartens, die Natur- und Kunstschule betritt, und mit jener praktischen Grundlage ausgerüstet, in der Folge in jeglicher Lage des Lebens sich zu helfen wissen wird.

16.

(Die Musterwirthschaft.)

In der Ebene draussen, noch immer im Bereich der Lebensschule, erwartete mich wieder etwas Neues, auf das mich Heinrich mit folgenden Worten vorbereitete. Er begann:

„Ganz im Anfang, bevor noch der Lehrgarten bestand, hatte jeder von uns sein eigenes Hauswesen mit Feld und Garten, Stall, Weide und Geflügelhof. Als nun aber Viele auf einmal die schönen Künste zu betreiben anfangen und die Einrichtung des Lehrgartens in Angriff genommen ward, da verfiel man zuerst auf den Betrieb einer gemeinsamen Wirthschaft mit Arbeitstheilung und hat das nach und nach so vervollkommt, dass, was jetzt daraus geworden, eine wahre Musterwirthschaft zu nennen ist. Du wirst sie demnächst sehen. Theilnehmer sind meist ~~nur unsere~~ Künstler, die nicht viel Zeit auf die Herbeischaffung der Lebensnothdürfte aufwenden wollen und denen daher die Vortheile der Arbeitstheilung besonders willkommen sind. Viele andere Erwachsene wieder ziehen die Einzelwirthschaft vor und sind diesem Vereine nicht beigetreten. Die ganze Unternehmung steht unter einem gewählten Wirthschaftsleiter, der die Ordnung und Uebersicht erhält, die Rechnungen pflegt und die Arbeit vertheilt. Jeder Theilnehmer hat nur etwa bis höchstens vier Stunden täglich fürs Gemeinsame zu arbeiten. Er erhält dafür aus der Wirthschaft seinen ganzen leiblichen Unterhalt und hat ausser den wenigen Arbeitstunden die ganze übrige Zeit zur Ausübung seiner Kunst oder sonstigen Lieblingsbeschäftigung frei.“

Unter diesem Gespräch waren wir mit Benutzung der hier überall angebrachten Schienenbahnen bald in der Mitte der Gemeinwirthschaft angelangt.

Es stand da ein grösseres Mittelgebäude mit der Hauptküche und den Schlafstellen, und man konnte von dem Söller des Gebäudes das Ganze bequem überschauen; denn die einzelnen Abtheilungen der Musterwirthschaft waren sternförmig um dies Gebäude herumgelagert. Die zwei grössten, nämlich die Abtheilungen der Weide und die der Felder lagen einander gegenüber, die übrigen, die des Gemüse- und Obstgartens, dann des Geflügelhofes, des Waldes und Versuchsgartens, zwischen jenen vertheilt.

Die Abtheilung für Weidethiere reichte weit ins Gebirge hinauf und hatte hie und da zerstreut liegende offene Ställe und ganz unten wieder zwei besondere Abtheilungen für die Zugthiere und fürs Vorrathfutter. Nebstbei ein Gebäude für die Milchwirthschaft. Dahin werden, wie mir Heinrich erklärte, die Melkthiere durch einen Ruf zum Melken versammelt und die gewonnene Milch darin zum Gebrauch bewahrt.

Die gegenüberliegende Felderabtheilung, die mir aber so gar nichts feldmässiges an sich zu haben schien, empfahl mir Heinrich einer besonderen Beachtung. Wir verliessen daher den umsichtgewährenden Giebel des Mittelgebäudes und durchschritten die Felderabtheilung in dieser Musterwirthschaft. Die Felder sind in Gevierte eingetheilt und je in gewissen Abständen führen Schienenbahnen zu den beiderseitig gelegenen Scheunen. Die Erde für die Felder wird in eigener Anstalt sorglich zubereitet, dann in feinvertheiltem Zustand über das Feld gebreitet und darauf erst mit der Maschine gleichmässig besät. Zudem ist überall die sinnreiche Vorrichtung getroffen, dass die halbreife Saat nicht etwa durch ungünstiges Wetter zu Grunde geht: es kann nämlich jedes Feld durch übergerollte und übergebreitete Matten und Zelte dagegen geschützt werden; ebenso kann die Bewässerung je nach Erfordernis gehemmt oder befördert werden. Da freilich, bei solcher Pflege lässt sich glauben, dass das anscheinend kleine Feldstück für alle die Theilnehmer des Wirthschaftsvereines ihr Getreide, Lein, Hanf, Hülsenfrüchte u. dgl. in der nöthigen Menge und dabei von ausgezeichnete Güte liefern kann. Denn so trägt der hingestreute Same schier hundertfältige Frucht.

Aehnliche Einrichtungen fand ich in dem benachbarten Gemüse- und Obstgarten.

Der Wald, der der Küche den Holzbedarf liefert, ist sternförmig in Abtheilungen gebracht, von denen nach der einen Richtung immer jüngere und jüngere, nach der entgegengesetzten je immer ältere Bäume stehen. Für jeden gefällten Baum werden aus der Abtheilung der Setzlinge ein paar ausgesucht üppige Bäumchen hingepflanzt, damit sich die Zahl nie vermindere.

Auch der Geflügelhof hatte dieselben zweckmässigen Einrichtungen wie alles Uebrige.

Der zwischen dem Obstgarten mit seiner Bienenwirthschaft und dem Gemüsegarten gelegene Versuchsgarten dient insbesondere dem Wirthschaftsleiter zu den nöthigen Versuchen etwa über neue zweckmässige Arten von Erdebereitung, von Garten- und Feldbestellung über die Zählbarkeit und wirthschaftliche Verwendbarkeit gewisser Thiere u. dgl.

Nachdem wir alle diese Abtheilungen in Kurzem besichtigt, kehrten wir wieder ins Mittelgebäude zurück und begaben uns in das Gemach des Wirthschaftsleiters, wo die tägliche Arbeitseintheilung

und die Wirthschaftsrechnungen der Gesellschaft auflagen. Indem sie mir von Heinrich erklärt wurden, bekam ich denn eine ganz klare Einsicht und Verständnis von dem Gebahren dieser Musterwirthschaft und von der höchsten Zweckmässigkeit dieser Anstalt.

Eigenthümlich ist hier die Rechnungsführung, indem bei jedem Dinge, dessen Werth bei uns in Geld ausgedrückt wird, bei Diesen einfach nur die Arbeitszeit gerechnet wird, die die Herbeischaffung oder die Verfertigung des Dinges in Anspruch nehmen. So, indem sie einerseits das Bedürfnis der Gesellschaft kennen und andererseits wissen, wie viel Arbeitszeit zu dessen Verwirklichung erfordert wird, können sie auf jeden Tag genau ausrechnen, wie viel Zeit ihnen an Arbeit aufzuwenden kommt. Dazu geschehen die Arbeitstheilung und die Berechnungen oder auch neue Einführungen immer unter gemeinsamer Mitwirkung sämmtlicher Theilnehmer, wobei zumeist der Wirthschaftsleiter, sonst aber auch beliebig jeder andere Theilnehmer, die betreffenden Vorschläge macht.

Als wir nun wieder vollends in die freie Gegend hinausgekommen waren, sah ich in einiger Entfernung an der Berglehne eine Reihe zerstreut liegender Häuser und Gehöfte von eigenthümlicher Bauart.

„Das sind,“ erklärte Heinrich, „die Wohnungen der Erwachsenen. Die können wir vorläufig nicht besuchen; du magst sie dir nach dem Mittagmahle allein oder in Begleitung Jemandes von uns noch näher ansehen. Wir lenken jetzt nach Hause.“

17.

(Die Liebesverhältnisse.)

Da nun einmal von den Erwachsenen die Rede war und mir dabei einfiel, was Agnes vom Uebereinkommen der Liebespaare erzählt hatte, so fragte ich in dieser Sache weiter:

„Wie benehmen sich denn übereingekommene Liebespaare und wie geht es überhaupt hier zu beim Werben und beim Freien? Hat man hierbei feste Formen eingeführt oder lässt man diesen Dingen ganz und gar freien Lauf, oder wie sonst?“

Heinrich antwortete: „Das hat sich bei uns so gemacht. Der reifgewordene Jüngling widmet seine erste Zuneigung und Zärtlichkeit gewöhnlich einer erwachsenen Frau, die Denselben nun förmlich in die Schule nimmt, dessen ungestümes Drängen zu mässigen weiss und überhaupt dazu beiträgt, aus dem leidenschaftlichen, von einer

Uebertreibung in die andere fallenden Jüngling einen besonnenen und gesetzten liebenswürdigen Mann heranziehen.

„Aehnlich geht es mit den Mädchen. Sobald die Reifgewordenen die Erfahrung machen, dass der Umgang mit Jünglingen früher nie geahnte Gefühle in ihnen zu erwecken vermöge, so ziehen sie sich auf einmal wie verschüchtert vor Diesen zurück und verkehren nun lieber mit erwachsenen Männern, von Denen sie den Einen oder Anderen vor allen auszeichnen und ihm eine Art von töchterlicher Zuneigung und zärtlicher Vertraulichkeit widmen. Während dieser Uebergangs-Verhältnisse lernen die Jünglinge wie die Jungfrauen ausserordentlich viel, es bildet sich ihre eigenthümliche Geistesrichtung rein heraus und sie gelangen zum Ergreifen ihres Lieblingsfaches und zum Bewusstsein ihres eigenthümlichen Lebenszieles. Nun erst, wenn die entsprechenden Paare sich begegnen, entzündet sich die beglückende Flamme der Herzensliebe — weit verschieden vom Strofeuer blosser Sinnlichkeit — und es bilden sich so die dauernden fürs ganze Leben entscheidenden Liebesverhältnisse. Wir bedürfen keiner festen, von Gesellschaft wegen eingeführten Formen für diese Liebesverhältnisse, weil sich dieselben hier viel besser von selbst regeln. Die Uebereingekommenen besuchen einander in ihren Sonderwirthschaften oder Häuslichkeiten, vereinigen dieselben schliesslich und überlassen sich vollends dem Genusse der gegenseitigen Zärtlichkeit. Mit besonderer Vorliebe wird von den Liebespaaren der Schönheitsgarten mit den Kunstsammlungen aufgesucht, der für ihren Gefühlsüberschwang so viel Berührungspunkte darbietet. Vordem haben sich auch Einige in ihrem Drang nach Absonderung und Ungestörtheit weit oben im Gebirg ein allerliebstes verstecktes Thal ausgefunden, in das sie sich zurückziehen, welches kleine wunderschöne Thal so recht zum Aufenthalt von Liebesleuten geschaffen ist. Dahin haben sich von jeher viele unserer frischen Liebesleute zurückgezogen, um die Freuden des Paradieses zu geniessen. Sie können da, abgeschlossen von allem Störenden, rein nur für einander leben; denn, wenn auch die mitgebrachten Vorräthe einmal aufgezehrt wären, so wird der leibliche Unterhalt auf diesem glücklichen Fleckchen Landes fast ohne Mühe verschafft. Die der unbelauschten und doch unverschlossenen Heimlichkeit Bedürftigen können da auf dem weichen Mose des Waldes, auf dem üppigen Rasen der Wiesen, oder zwischen wunderlich gestalteten Felsen, über die der Gebirgs-

bach einen Absturz macht, sich ergehen, sich verstecken und verlieren, sich lagern, mit einander plaudern, schäkern, sich lieblosen und wieder in der Grotte oder im kleinen Hüttchen tiefer im Thal unten zur Ruhe gehen; bis eines Tages das holde Weibchen halb mit Freude, halb mit Angst gesteht, dass . . . etwas geschehen sei. Da zieht man allmählig wieder unter die Leute hinab und wenn der gewisse Zeitpunkt nahe gerückt ist, pflegt der Mann sein liebes Weib, bis die ihr jetzt obliegenden Dinge, wie Geburt, Säugen und Pflegen des Kindes erfüllt sind. Dann sind sie wieder Beide frei, bleiben aber auch in der Freiheit einander treu: eben weil sie sich gegenseitig so überaus lieb haben.“

„Das ist bei uns der naturgemässe, gewöhnliche Verlauf der Liebeszeit,“ schloss Heinrich.

18.

(Die Schönheitvolle.)

Nun fragte ich: „Ist es denn aber nie vorgekommen, dass zwei Jünglinge gerade dasselbe Mädchen geliebt haben und nun auf einander unbändig eifersüchtig geworden sind?“

Heinrich antwortete: „Darüber will ich dir eine Geschichte erzählen, die sich hier ereignet hat; damit du siehst, welchen Ausgang derlei Dinge bei uns nehmen.“

„Wenn du schon erwachsene Mädchen bei uns hast sehen können und sie dir gewiss jugendfrisch und — jedes in seiner Art — schön vorgekommen sind, so denke dir nun alle Vorzüge und Schönheiten derselben in einem Mädchen vereinigt und du hast ein Bild Derjenigen, von der ich dir erzählen will, und die hier nur mit dem Namen „die Schönheit“ oder „die Schönheitvolle“ genannt wurde. Sie hatte — ganz so, wie sie war, ohne weitere Verschönerung — unsern Künstlern als Vorbild der griechischen Liebes- und Schönheitsgöttin dienen können. — Diese nun wurde, wie du dir denken kannst, zur Liebeszeit nicht wenig von den Jünglingen umworben. Eine ganze Schar Derselben bemühte sich unablässig, ihr gefällig zu sein in allem, was ihr nur die geringste Beschwerde verursachen konnte. Diese Jünglinge ackerten, kochten, fegten für sie — darum nur, dass sie selbst von diesen rauhen Arbeiten verschont bleiben sollte — und bauten ihr ein zierliches bequemes Haus. So

wurde ihrer Schönheit gehuldigt. — Die meisten Verehrer aber, die nicht gerade ausgezeichnete Beweise ihrer Gegenliebe oder besonderer Freundlichkeit erhalten hatten, blieben nach und nach wieder weg, weil Jeder bei sich bescheiden dachte: „die Schönheitvolle ist nun einmal nicht für mich,“ und machten sich mit andern Mädchen vertraut. Viere aber von den Jünglingen, Jeder ein Muster von Jugendkraft und Schönheit, blieben standhaft zurück und waren der Schönsten mit wachsender Leidenschaftlichkeit ergeben.

Das göttliche Mädchen, die alle erwiesenen Huldigungen, weil ihrer Meinung nach mehr ihrer Schönheit als ihrer Person selbst, mehr ihrem Körper als ihrer Seele geltend, bisher ruhig hingenommen, bemerkte nun mit Schrecken, dass die vier Standhaften, während sie ihr zu huldigen suchten, sich selbst gegenseitig immer mehr und mehr mit Blicken ansahen, die Unwillen, Neid und Hass ausdrückten und sie getraute sich desshalb nicht, ihren eigentlichen Liebsten, den sie sich endlich unter den Vieren ausgewählt, vor den Andern auszuzeichnen, so wie sie's gewollt.

Verständig, wie sie war, suchte sie der Angelegenheit bald einen befriedigenden Abschluss zu geben. Und zwar folgendermassen. Sie hatte eben, während die andern Drei gerade abwesend waren, einige Augenblicke mit ihrem Liebsten allein zugebracht, ohne sich ihm aber anvertrauen zu können, als fast im selben Augenblick von verschiedenen Seiten her die drei übrigen Verehrer in ihr Haus traten und sich einander sowohl, noch mehr den schon Anwesenden mit verhaltener Wuth anblickten. Die Schönste empfing die Angekommenen ohne Unterschied sehr freundlich, so dass für den Augenblick der Sturm beschwichtigt war, trat dann unter sie und sprach in feierlich ernster Weise die Worte:

„Ich habe,“ begann sie, „heute eine wichtige Angelegenheit mit euch auszumachen. — Ich weiss, dass ich von euch Allen mit gleichstarker Liebe geliebt bin. Ich kann indess nur einem Einzigen angehören. Um der Sache ein Ende zu machen, will ich euch nun den Auserwählten nennen, dem ich unter Allen am liebsten angehören möchte. — Da ich aber bemerke, welche Unruhe euch über meine Worte befängt, so wollen wir früher etwas Anderes abmachen.“

„Sage mir,“ wendete sie sich an Einen, „was wirst du thun, für den Fall — merke wol: für den Fall — dass du nicht der Erwählte wärest?“

Betroffen antwortete Dieser: „Ich weiss noch nicht, was ich dann thun würde, weiss aber, dass es was Schreckliches sein wird; denn ich liebe dich zu sehr.“

„Da habt ihr's,“ fuhr sie klagend fort. „Das ist's, was mich betrübt. — Wie die wilden Thiere, wie die Raubthiere würdet ihr euch zerreißen und verderben und euch gar nicht wie Menschen betragen. Das aber hält mich jetzt ab, euch den Erwählten meines Herzens zu offenbaren; denn ihr würdet ihn mir wahrscheinlich tödten. — Das thäten Die, die mir sagen, dass sie mich lieben! — Darum hab ich mich besonnen und nenne ihn nicht.“

Alle Viere stürmten jetzt auf sie ein, sie solle ihn dennoch nennen, weil jeder Einzelne für sich glaubte, er wäre es selbst.

„Nur unter einer Bedingung,“ fuhr sie fort und wendete sich wieder an den schon Gefragten: „Liebst du, dass man dich für wahrhaft und ehrlich hält? Das heisst: wenn du mir etwas versprichst, wirst du es halten?“

Er bejahte natürlich. So auf die gleiche Frage alle Uebrigen.

„Wohlan,“ fuhr sie fort, „ich werde euch meinen Liebsten nennen, wenn ihr Alle, Jeder für sich, verspricht: für den Fall dass ihr übergangen seid, ruhig von hinnen zu ziehen und mir meinen Liebsten nicht anzutasten.“

„Das können wir nicht,“ sprachen sie Alle zusammen.

Sie darauf: „Gut. So bleib ich stumm.“

Sie wendete sich wieder an den zuerst Angeredeten und sagte: „Setzen wir jetzt den Fall — wol gemerkt: wir setzen den Fall — du wärest der Erwählte, sieh, du würdest in grosser Gefahr sein, wenn ich dich nennen wollte; denn gegen Dreie könntest du nicht aufkommen. Leiste also das Versprechen, damit die Andern auch dazu bewogen werden und du sicher seiest.“ Und sie bat so freundlich und so rührend, dass Dieser endlich das Versprechen leistete. Und so machte sie's auch mit den Uebrigen. —

Nun sie Alle das Versprechen geleistet, fuhr sie fort, mit eindringlicher Beredsamkeit ihnen die schrecklichen Folgen zu schildern, die da kommen würden, wenn sie ihr Versprechen brächen und flehte zuletzt mit Thränen im Auge:

„O handelt mir menschlich, liebe Jünglinge, und thut meinem Liebsten kein Leid! Begreift, wie denn vor allen Dingen am wenigsten die Liebe sich zwingen lässt und gezwungene Liebe — das Un-

ding — ja niemals zu Genuss und Glück führen kann. Drum, im freien Land, gewähret auch meiner Liebe die Freiheit!“ —

Als sie nun hoffen konnte, sich die Gemüther der vier Jünglinge günstig gestimmt zu haben, liess sie Diese ihr Versprechen vor einer Versammlung aller Erwachsenen der Insel, die sie zusammenberief, feierlich wiederholen und gab ihnen zuletzt folgenden Entschluss kund:

„Morgen im Verlaufe des Tages werde ich Einen von euch Vieren in seinem Hause aufsuchen. Es würde mir leidthun, ihn nicht zu treffen; denn er ist's, der mir ins Thal der Liebenden folgen wird. — Die Uebrigen, die so wahrheitliebend und ehrlich sein werden, ihr im Beisein aller Mitgenossen gegebenes Versprechen zu erfüllen, werden ruhig zurückbleiben und sich in das Unvermeidliche finden.“

Das half. Der Geliebte zog des andern Morgens ungehindert ins glückliche Thal, die Andern aber wurden bei der allgemeinen Theilnahme der Inselbewohner allmählig von ihrem stillen Liebesgram geheilt und verbanden sich später mit anderen Mädchen. Endlich, als die Gemüther schon ganz beruhigt waren und die Betreffenden wieder mit einander verkehrten, traf es sich sogar, dass sie die erlebte Liebesgeschichte zu einem wirkungsvollen Bühnenspiel erdichteten, indem sie dieselbe so darstellten, als wenn die Schönheitvolle weniger klug gehandelt und alles den traurigsten Ausgang genommen hätte. Sie führten dieses Liebes-Trauerspiel auch in eigener Person auf unserer Bühne auf. —

Das ist die Geschichte der gefährlichsten Eifersucht, die bei uns vorgekommen.“ Mit diesen Worten schloss Heinrich seine Erzählung.

19.

(Heinrichs Häuslichkeit.)

Wir waren unterdess bei Heinrichs Behausung angelangt, wo Agnes und ihre Tochter schon das Mahl für uns Alle bereitet hatten. In das Wohnzimmer eingetreten, fragte ich Heinrich: „Du hast wol noch andere eigene Kinder ausser deiner zu Hause lebenden Tochter?“

„O ja,“ antworte er, „Söhne und Töchter hab' ich noch Mehrere; aber Diese leben in ihren eigenen Häusern. Nur diese letzte Tochter

hat sich meine Agnes zu ihrem Liebling erwählt; sie hat sie allein bei sich erzogen und sie bleibt nun, wie mir scheint, zeit-lebens der Mutter anhänglich. Darum findest du sie hier im Hause. Meine übrigen Kinder hab ich absichtlich mitten unter den andern erzogen. Mein Fleisch und Blut ist ja um nichts besser als das der andern Väter hier.“

Bald nach uns trat das liebe Mädchen, die Tochter Heinrichs ein und wandte sich sogleich mir zu, mich fröhlich ansprechend: „So jetzt gefällst du mir, lieber Fremder, da du heiter bist und nicht mehr so trübsinnig und selbstquälerisch wie gestern Abend.“

Dann fuhr sie fort: „Heute Nachmittag, wenn du willst, werde ich an Heinrichs Statt dich auf der Insel herumführen, weil er den Nachmittag arbeiten wird.“

„Heinrich arbeitet?“ fragte ich.

„Freilich. Wie Alles und Jedes hier, vom kindischen Jungen angefangen, sich selbst den Unterhalt verschafft, so auch Heinrich, und es ist ihm so zur Gewohnheit geworden, dass er sich nicht wohl fühlen würde, wenn er das Arbeiten unterliesse. Auch du, mein Lieber, wirst in der Folge auf die eigne Arbeit angewiesen sein. Das ist nun einmal die Einrichtung auf der Insel und Alles befindet sich wohl und frei dabei. Freilich du als Mensch der grossen Welt, die auf ganz andere Art lebt, bist solches nicht gewohnt. Aber du wirst dich belehren lassen. Ich selbst werde dich unsere Art lehren.“

„Ich werde mich gewiss gerne von dir belehren lassen,“ sagte ich, „und mir ein Häuschen einrichten, wie hier schon fast jeder Knabe und junges Mädchen eines hat.“

20.

(Gesundheit auf Freiland.)

Nach dem Mahle, das nun eingenommen wurde, fiel mir auf einmal die Heilkunst ein, deren Jünger auch ich einstens gewesen, und ich erinnerte mich, dass hier noch gar nichts von ihr war erwähnt worden. Ich fragte also mein freundliches Mädchen, das sich zu mir gesetzt hatte, mit den Worten:

„Sage mir, was thut ihr denn auf der Insel, wenn ihr krank werdet? Was wendet ihr für Mittel und Verfahren an?“

Das rosige Mädchen sah mich erstaunt an und sagte:

„Wie meinst du? Menschen in Freiheit krank werden? Was fällt dir ein? Krank werden in der vollen frischen Lebenskraft? Das kommt bei uns nicht vor. Freilich die Krankheit des Alters, die steht uns Allen einmal bevor, wann wir zum Sterben gehen. Jenes Krankwerden aber, mitten im Alter der vollen Lebenskraft, kommt wol dort vor, wo sie vorsätzlich ganz gegen die Natur leben und Dinge mit Gewalt ihrem Körper aufzwingen, die nun einmal die Natur nicht dulden will. Bei uns, die wir jeden leisen Wink der Natur gern befolgen und Dinge, die uns schaden, vermeiden — wie es ja auch ganz in der Ordnung ist — haben wir keine solchen Krankheiten; wir sind stets gesund und der allereinzige Fall, wann der Natur mehr zugemuthet wird als gewöhnlich, ist beim weiblichen Geschlechte das Gebären und Pflegen der Kinder, welche Beschwerden aber andererseits durch so viel Angenehmes versüsst wird. Wir verkühlen uns auch nicht beim plötzlichen Eintreten eines niederen Wärmestandes, weil wir von Jugend auf nicht den Schwall von Kleidern tragen, wie ihr, und unsere Haut dabei so zart und empfindlich werden lassen, dass sie den Wechsel der Wärme nicht verträgt, und verderben uns auch sonst nicht, weil wir unter unsern Sinnen den Geruch, den Sinn für die Luft, die wir einathmen, und den Geschmack, den Sinn für die Speisen und Getränke, die wir einnehmen, so im Stande der Natur erhalten und noch durch Uebung verfeinert haben, dass wir alles Schädliche in Luft und Nahrung, durch jene fein witternden Sinne gewarnt, allsogleich vermeiden und nur das Nützliche und Nothwendige aufsuchen. Wir könnten z. B. nicht darauf verfallen, sowie die Leute der grossen Welt draussen, den Rauch scharfer Kräuter einzuziehen oder den durch Gährung geistig gemachten Saft der Trauben so lang zu geniessen, bis wir betäubt umfielen, uns fällt es nicht ein, uns zu überarbeiten oder sonst in irgend einer Weise so auszuschweifen, bis wir die Schwäche in allen Gliedern fühlten. In dem Falle müssten wir ja die Thiere, die beim Weiden die Giftpflanzen unberührt stehen lassen, für viel vernünftiger halten als uns Menschen. So kann ich, wie in vielen andern Dingen, auch hierin das Gebahren der Leute von der Welt draussen nicht begreifen, dass sie nicht verstehen wollen, gesund zu sein. — Darum hat ja eigentlich unser Vater Heinrich, der Gründer dieser Ansiedlung, wie er mir oft erzählt, uns hieher verpflanzt, damit wir

all diesem naturwidrigen Treiben entzogen würden. Nicht wahr, Heinrich?“

Bei diesen Worten des Mädchens bekam ich erst den rechten Begriff von der ganzen Glückseligkeit, der sich diese freien Inselbewohner erfreuten! — Also auch keine Krankheiten hatten sie, bedurften gar der Heilkunst nicht, die glücklichen Menschen!

„Es kommen,“ sagte Heinrich, „selten und fast nur bei Kindern geringe Verletzungen und kleine Unpässlichkeiten vor, gleichsam als Warnung, sich ein andermal davor zu hüten und heilen natürlich ganz von selbst. Andere Uebel und Krankheiten, die bei den Menschen draussen so häufig vorkommen, gibt es hier nicht, in dieser aus den Gesundesten erwählten und hier noch durch den Genuss der Freiheit veredelten Menschenrasse. Ich habe mir nicht umsonst damals die schwere Mühe gegeben, die genauesten Nachrichten zu erlangen über die Gesundheit der Eltern und Grosseltern von den Kindern, die ich zu meinem Vorhaben auswählen wollte, und liess die scheinbar schönsten Kinder zurück, wenn ich bemerkt hatte, dass Kinder oder Eltern zu irgend welcher Krankheit neigten, oder wenn ich nicht die Sicherheit hatte, dass auch die Grosseltern sämtlich rüstige und langlebige Leute gewesen seien. Alles das, um keinerlei Erbübel und Krankheits-Anlagen in meine Ansiedlung zu verpflanzen. Dafür hoffen wir auch Alle einst eines natürlichen Todes zu sterben, d. h. nur an Altersschwäche.

Die einzigen Tode, die unter uns vorgekommen sind, waren bei lebensschwach zur Welt gekommenen Kindern, bei denen wir uns aber auch keine Mühe gegeben haben, diese der Natur gleichsam missrathenen Wesen am Leben zu erhalten. Keiner der Unsrigen würde es über sich bringen, einer Jammergestalt, die sich nie vollends des Lebens und der Freiheit würde erfreuen können, zum mühsamen Fortleben zu verhelfen.“

21.

(Der Jungen Rechte und Rechtsgeschichten.)

„So kann also die Medizin,“ mit diesen Worten schloss ich dieses Gespräch, „bei euch höchstens nur als Gesundheitslehre und Gesundheitskunst vertreten sein; das Andere entfällt ja alles von selbst.“ Und ich fuhr fort: „Wie aber steht's mit den Rechten? Wie sind die bei euch vertreten?“

„Die Rechte sind allerdings — u. z. namentlich im Kindergarten — bei uns vertreten,“ antwortete Heinrich. „Nur bedürfen wir dazu keiner Gesetzbücher und keiner Richter, sondern die Jungens machen sich ihre Rechte von Fall zu Fall selbst. So haben sie als die wichtigsten längst unter sich festgesetzt: das Recht des Eigenthums, das Recht des Gemeinwesens und das der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit untereinander, die wenn sie ja einmal verletzt werden, sogleich die entsprechende natürliche Strafe mit sich führen. Ich will dir ein paar derlei Rechtsfälle erzählen.“

Ein sehr lebhafter Junge — ich weiss nicht Knabe oder Mädchen — hatte in dem kleinen Hauswesen eines Genossen was zerbrochen und im Glauben, dass er von Niemandem gesehen worden sei, war er ganz stille darüber und machte keine Anstalt, das zerbrochene Ding wieder zu ersetzen, wie es billig gewesen wäre. Von seinen Genossen, die ihm damals zugesehen hatten, zur Rede gestellt, antwortete er dreist: „Ich habe nichts zerbrochen!“ und läugnete alles ab. Die erschrocken über seine Lüge, riefen alle Altersgenossen zusammen und erzählten das. Das läugnende Kind hatte von nun an einen schweren Stand. Es ward sichtlich von den Andern gemieden und wenn es Einen anredete, so ward es abgewiesen mit den verdriesslichen Worten: „Lass mich; mit dir kann man ja nicht reden und nicht verkehren, weil du nicht die Wahrheit sprichst und nicht ehrlich bist.“ Endlich ward's dem Kinde zu arg. Als es wusste, dass alle seine Genossen gerade beisammen waren, stürzte es mitten unter sie, warf sich mit Thränen in den Augen auf die Kniee und bat flehentlich: „Verzeiht mir, meine Genossen, dass ich ein einzig Mal nicht die Wahrheit gesprochen. Aber wenn ihr mich wieder in eurer Gesellschaft aufnehmen wollt, so will ich immer wieder die Wahrheit sprechen und ehrlich sein. Verzeiht mir!“ Wie man sah, dass seine Reue eine vollständige war, da wurde es auch gerne wieder von Allen aufgenommen. — Sein Fall aber lebt noch immer im Andenken der Kinder von Geschlecht zu Geschlecht fort, und der Junge ward so ehrlich und wahrheitliebend, als man es nur denken kann.

Fast zur selben Zeit ereignete sich ein anderer derartiger Fall. Es wurde ein Knabe durch ein unglückseliges Gelüste nach fremden Dingen, die ihm gefielen, verleitet, sich öfters dergleichen anzueignen und in seinem Häuschen verborgen zu halten. Regere Aufmerksam-

keit der Betroffenen und ein Untersuchen seines Häuschen brachte seine Thaten ans Licht, und es ward bei der allgemeinen Zusammenkunft beschlossen: „Weil er das Eigenthum des Andern nicht achte, so werde man allgemein auch das Seinige nicht achten. Man zog nach seinem Häuschen, plünderte es rein aus und zerstörte es von Grund aus, und so oft er wieder Anstalt machte, sich etwas zusammenzutragen oder zu bauen, so wurde es in seiner Abwesenheit bald von irgend Einem wieder vertragen oder zerstört. Jetzt suchte er sich dadurch zu entschädigen, dass auch er seinerseits in die Wohnungen der Abwesenden eindrang und sie plünderte. Das war aber nicht sobald bemerkt worden, als er auch von den Betreffenden und andern Hilfeleistenden eingefangen, mit Stricken gebunden und in ein einsames Gemach gesetzt war, aus dem er sich nicht entfernen konnte. Um die Zeit des Mahles gab man ihm spärlich zu essen, nur so viel, dass er nicht hungerte. — Das war ihm zu viel. Er schrie und jammerte und rief jeden Vorübergehenden an, dass er ihm helfe. Es stand aber immer eine Wache da, die jedem Vorübergehenden, dem das Geschrei da drinnen auffiel, erklärte, der da sei durch allgemeinen Willen seiner Mitgenossen der Freiheit beraubt worden, weil er das fremde Eigenthum nicht achte. „Freilich,“ sagte dann der Vorübergehende, dem dies gesagt worden, achselzuckend „dann taugt er nicht für die Gesellschaft; aber wie lange wollt ihr ihn denn so eingesperrt halten? — „Bis er anders wird und wieder das Eigenthum anerkennt,“ war die Antwort der Wache. Der da drinnen aber erhob ein neues Weinen und Flehen und rief reumüthig: „Das bin ich schon. Ich bin schon anders worden. Ich sehe jetzt alles ein, was ich gefehlt; gebt mir aber die liebe Freiheit zurück und laßt mich wieder in eurer Gesellschaft sein. Ich sehe, ihr musstet so wider mich verfahren; denn keine Gesellschaft kann ohne gegenseitige Anerkennung des Eigenthums bestehen.“ Als die Wache dies hörte, rief sie durch ein verabredetes Zeichen alle Genossen daher und man liess seiner aufrichtigen Reue Vergebung angedeihen.

Diese beiden wirklichen Fälle mit noch einigen ähnlichen — von denen man dir noch genau die Oertlichkeiten angeben wird — bilden den Jungen ihre Rechtsgrundlagen und, wie gesagt, leben sie durch die Erzählung von Kind zu Kind fort als abmahnende und belehrende Beispiele.

Aber nicht nur die Erzählung wirklicher Fälle allein wird das Andenken an diese Rechtsgrundlagen frisch erhalten, sondern auch durch aufgeführte Spiele von erdichteten solchen Fllen.“

Ich bat Heinrich, mir nun auch ein solches Spiel zu erzählen und er begann von Neuem:

„Eines ibernimmt z. B. die Rolle des Thunichtgut, vollbringt da allerlei für die Gesellschaft Unleidliches und wird dafür immer entsprechend bestraft. Weil er aber schliesslich sich gar nicht bessert, so wird in dem iber ihn gehaltenen Rath beschlossen, ihn bei nächster Gelegenheit zu Schiffe nach der grossen Welt zu bringen und ihn dort auf eine Weise, dass er den Rückweg nicht finden kann, seinem Schicksal zu iberlassen. Das geschieht. Dem Auszuführenden, der denn doch eine Ahnung bekommt, was man mit ihm vorhat, wird sehr bange, weil er sieht, wie mühselig er da sich würde seinen Unterhalt verschaffen müssen und welche unfreien, unerquicklichen Gesellschaftsverhältnisse da bestnden. Die Nacht hindurch getraut er sich kaum zu schlafen, weil er fürchtet, dann beim Erwachen seine Gefhrten nicht mehr um sich zu finden. Zuletzt, da er dies alles nicht mehr zu ertragen vermeint, bittet und fleht er diese an, sie möchten um alles nicht ihr Vorhaben mit ihm ausführen; er wolle, wenn auf die Insel zurückgekehrt, keinerlei Störungen des Gemeinfriedens mehr machen. Jene aber antworteten: „Wir möchten dir gerne glauben und dich wieder mit zurücknehmen, wir würden aber dadurch gegen den allgemeinen Willen verstossen, zu dessen Ausfhrern wir uns verpflichtet haben. Alles was wir thun können, ist dies: wir lassen dich für ein Jahr hier. Du magst sehen, wie du dich fortbringst; dann nach diesem Jahr kehren wir wieder und auf allgemeines Verlangen holen wir dich auf die Insel, wo du dann keine Störungen mehr machen wirst.“ Das wird — spielweise — alles so ausgeführt und die Abholung des gebesserten Thunichtgut und dessen Erzählung von seinen Erlebnissen in Europa bildet den Schluss des Spiels, des „Spieles vom verstossenen Thunichtgut“, wie es mit Namen heisst.“

22.

(Das grosse Kriegspiel.)

Hier brach Heinrich ab und begab sich zu einer Arbeit, mich der Führung seiner Tochter iberlassend.

Die letzte Erzählung Heinrichs von dem Spiele der freien Kinder, sowie die Erinnerung an das Kriegspiel bei meiner Ankunft, erweckten die Begierde, diesen Spielen einmal selbst beizuwohnen, und ich gab das meiner liebenswürdigen Führerin zu erkennen.

„Gerne,“ sagte sie, „will ich dich zu einem solchen Spiele hinführen, und zwar zu einem der grössten, die hier aufgeführt wurden; denn es spielt schon seit einigen Tagen und wird auch heut noch nicht zum Schluss kommen. Ich will dir, während wir durch Felder und Fluren und Wälder unsern Weg verfolgen, den Ursprung und bisherigen Verlauf dieses Spieles erzählen.“

Wir machten uns auf den Weg und sie begann zu erzählen:

„Irgend Einem von den jungen Leuten träumte einmal, unsere glückliche Insel habe einen Nachbar, eine Insel, worauf ein wildes Volk, ein Menschenfresservolk hause. Diese erfuhren von uns und machten in der erschrecklichen Absicht uns einen Besuch, um uns zu bekriegen und theils zu Gefangenen und Sklaven zu machen, theils sich mit unserem Fleische zu mästen. Gerade als es zwischen Beiden zum Kampfe kommen sollte, erwachte der Träumer und er erzählte, wie es beim Aufstehen des Morgens der Brauch ist, den Traum seinen Genossen. Auf Diese machte die Erzählung einen ausserordentlichen Eindruck und sie versuchten sogleich, jenen Traum im Spiele darzustellen. Eine Abtheilung musste die Menschenfresser spielen. Sie waren mit der entsprechenden rohen Kleidung aus Fellen angezogen und mussten unvermuthet bei uns landen. Die andere Abtheilung der Spielenden, die die Bewohner der eigenen Insel darstellten, dadurch plötzlich allarmirt, mussten sich gegen die andringenden Wilden vertheidigen. Ich will nicht alle die feinen Kriegslisten aufzählen, die sie da gegeneinander angewendet, die kannst du ein andermal selbst beobachten, kurz, die Wilden wurden vorläufig durch allerlei gelegte Hindernisse aufgehalten und mussten Lager schlagen. Da nun, während die Wilden bei lässiger Wache in ihren Zelten schliefen, — so ward's gespielt — wurden sie von den Unsrigen ganz unvermuthet beschlichen und, ohne dass sich ein Einziger zur Wehre setzen konnte, gefangen und gebunden. Bis so weit spielten sie den ersten Tag, und weil dies Allen ausnehmend gefallen, so beschlossen sie das Spiel die folgenden Tage fortzusetzen, und so spielen sie auch heute noch daran.

Dies ist der weitere Verlauf des Spieles:

Man hielt jetzt Rath und beschloss, die Wilden zur Gesittung zu bekehren, dadurch, dass man sie auf der ganzen Insel herumführte, ihnen das schöne friedliche und freie Leben zeigte, wie es hier Brauch, dann ihre Geschicklichkeiten, ihre Maschinen, ihre Geräthe der Naturforschung und endlich alles Schöne der Kunst, was die Insel aufzuweisen hat. Das that man und liess sie wieder laufen. Die Wilden waren aber dadurch noch keineswegs bekehrt, sondern sie dachten nur immerfort an die niedlichen glänzenden Dinge, die sie auf der Insel gesehen, und weil sie's für Gold hielten, so bekamen sie Lust, sich das ein andermal zu holen.

Diejenigen, welche die Inselbewohner darstellten, hielten indess genaue Wache, und als die Wilden in noch grösserer Anzahl zum zweiten Male anrückten, war man darauf gefasst und erwartete sie hinter Verschanzungen.“

„Bis hierher sind sie im Abspielen dieser Geschichte gekommen,“ schloss das Mädchen die Erzählung. „Du wirst jetzt gleich sehen, was weiter vorgeht; denn wir sind bei dem Spielplatz angelangt.“

Wir standen am Ufer eines See's, in dem sich mehrere Inseln befanden. Diese Inseln waren der eigentliche Schauplatz des jetzigen Spieles. Eine dieser Inseln bedeutete die unsere, eine andere etwas kleinere die Insel der Wilden. Wir fuhren mit einem Kahn an einen Platz, von wo wir das ganze Schauspiel der Jungens übersehen konnten.

„Du siehst da die Schanzen,“ fuhr meine Begleiterin fort mich zu unterrichten, „die jungen Leute dahinter, Armbrustschützen, spielen die Inselbewohner. Da weiter seitwärts am Ufer haben die feindlichen Wilden ihr Lager geschlagen und Stellung genommen. Gib acht, jetzt tritt der Anführer der Unsrigen unter seine Leute und wird sie anreden.“

Richtig, so geschah's. Und er sprach zu ihnen die Worte:

„Kampfgenossen! Es drängt die Entscheidung. Wollt ihr vor den rohen Wilden denn immer weiter zurückweichen und ihnen zuletzt die ganze schöne Insel preisgeben? Also fasst einen todtverachteten Muth und dringt im unaufhaltsamen Sturme vorwärts. Bleiben auch Einige von uns als Opfer, so retten wir doch das Ganze, die Insel.“

Alles schien bereit zum Sturme, aber da kam, mit neuerbauten Wurfmaschinen hinter sich, ein anderes Häuflein junger Leute heran. Die thaten Einsprache gegen den angeordneten Sturm.

„Keiner der Unsrigen darf fallen,“ wurde dem Anführer von diesen Hinzukommenden entgegnet, „kein Einziger, weil jeder Einzelne von uns mehr werth ist als das ganze wilde Volk zusammen. So wollen wir sie auch nicht durch rohe Kraft, durch ein tollkühnes Hineinrennen in ihre vergifteten Pfeile, sondern durch Ueberlegenheit des Geistes besiegen. Gib nur Acht, wie die Wurfmaschinen die wir da eben verfertigt haben, auf sie wirken werden.“

„Ja, die Maschinen vorher!“ rief jetzt Alles und sie wurden in Thätigkeit gesetzt.

Die Geschosse dieser Wurfmaschinen bestanden — des Spieles halber und damit Niemand verletzt werden konnte — aus Knäueln von Werg, mit Schnüren umwickelt. Diese Geschosse wurden nun zumeist gerade auf das Zelt des feindlichen Anführers geschleudert und die Jungen, welche die Wilden spielten, stutzend über das anscheinend unerwartete Ereignis, verkrochen sich, wo sie nur konnten, um nicht getroffen zu werden.

Der Leiter der Maschinen begann nun wieder zu befehlen. Er rief seinen Leuten zu: „Jetzt gleich die Schwimmer fort und von beiden Seiten im Umwege auf die feindlichen Schiffe zugeschwommen, die Köpfe mit ausgehöhltem Kürbis, mit Seegras, Schilf oder dergleichen bedeckt, damit sie euch nicht merken, und auf ein gegebenes Zeichen schlägt ihr Alle zugleich Löcher in ihre Schiffe, dass sie sinken und nicht mehr taugen zur Flucht. Wir werden sie indess von hier aus erschrecken.“

Das alles geschah. Die Darsteller der Wilden, durch die Maschinen bedroht, dachten einen schnellen und starken Ausfall zu machen und waren eben im Begriff, sich vollends zu sammeln — sie machten das alles in ihrem Spiele so genau, als ob es der höchste Ernst wäre — da begannen auf einmal und zugleich mit einander alle Schiffe zu sinken und die Wache darauf schlug einen entsetzlichen Lärm, weil sie nicht sah, woher das alles gekommen war. In den schwimmenden Kürbissen, Schilf- und Seegrasbüscheln hatten sie keine Feinde vermuthet. Da ergriff sie Alle eine plötzliche Furcht, sie warfen die Waffen weg und fielen auf die Erde nieder, um Gnade zu flehen.

Sie wurden Alle gefangen genommen.

„Ich merke,“ sprach meine Begleiterin, „für heute ist das Spiel zu Ende. Wenn du aber wissen willst, wie es weiter damit werden

soll, so kann ich dir's erzählen, denn ich weiss von ungefähr den beiläufigen Plan davon, der freilich nicht immer genau eingehalten wird.“

Da ich mit der Fortsetzung der Spiel-Geschichte gerne einverstanden war, so fuhr sie, während wir den Kahn ans Land brachten und unsern Weg weiter verfolgten, in ihrer Erzählung fort:

„Die Wilden werden nun strenge gefangen gehalten und wie das erste Mal auf der Insel herumgeführt, aber nicht sobald freigelassen wie damals. Unterdessen werden die Schiffe ausgebessert, unsere Krieger versehen sich mit den Kleidern der Wilden und fahren nun selbst nach dem Lande der Wilden, wo sie die zurückgebliebene Bewohnerschaft überfallen und ebenfalls gefangen mit sich führen. Nur die Kinder werden nach der Heimkehr freigelassen und mitten unter den eigenen Kindern der Insel gepflegt und erzogen. Dann endlich, als die Kinder der Wilden unter unserer Bildung herangewachsen sind und auch die alten Wilden durch vieles Herumführen und Einblickenlassen in unser gesammtes friedliches Leben viel von uns gewonnen haben und zuletzt ganz zahm geworden sind, lässt man sie endlich frei, gibt ihnen ihre Schiffe, ihre Weiber und Kinder wieder und lässt sie nach ihrem Lande zurückfahren. So sind zuletzt die Wilden der Bildung zugänglich, aus Feinden und Menschenfressern unsere Freunde und guten Nachbarn geworden und wir besuchen uns gegenseitig. Das ist voraussichtlich der Schluss des Spiels.“

23.

(Baumstark und der böse Schalk.)

„Jetzt, wenn du willst, kannst du dir einige Häuser der Erwachsenen besichtigen, die hier der Reihe nach liegen.“

Ich war gerne bereit.

„Das erste Haus hier ist das des Baumstark.“

„Baumstark? Wie, so heisst er wol wegen seiner Stärke?“

„Ja. Er ist der grösste und stärkste Mann auf der Insel. Sieh dir sein Haus an. Es ist ganz aus Steinblöcken aufgebaut. Es ist seine Arbeit allein. Er allein — freilich mit Hilfe verschiedener Maschinen — brach die Steine aus dem Steinbruch oben im Gebirg und bearbeitete sie, fuhr sie auf gemachter Bahn hieher und legte sie nach seinem Plan übereinander, so dass er dies Haus hier zu Stande brachte, ein Werk so sehr der Kraft, wie der Geduld.“

Ich besah mir das Haus. Es war ein Säulenhau, wie fast alle übrigen, die ich noch zu sehen bekam. Eine äussere Reihe mächtiger rohbehauener Säulen umschliesst die längliche Geviertfläche des Hauses; dann kommt eine ebensolche innere Säulenreihe, welche ihrerseits den eigentlichen Wohnraum einschliesst. In dessen Mitte befindet sich ein gemauerter Aufgang nach oben, der nebstbei das ganze Gebäude zusammenhält und stützt. Die Säulen sind belegt mit Steingebälk und dieses wieder mit schliessenden Steinplatten. Auf diese Art wird ein geländerloses flaches Dach gebildet, das zur Abwehr des Regens mit einer Lage fest erstarrenden Mörtels belegt ist. Hier befinden sich eine Menge Blumentöpfe mit schönen Pflanzen drin, so dass das Obere wie ein Ziergarten aussieht, sowie überhaupt am Gebäude viel frischgrüner Pflanzenschmuck angebracht ist. Mitten auf der Decke dieses Baues ruht wieder ein ähnlich geforneter aber viel kleinerer und einfacherer Bau mit ebensolchem Aufgang und flachem Dach, als es der grössere Unterbau hat. Ganz oben befindet sich eine grosse dichtschartige grüne Laube. Ueberall am Bauwerk ist die natürliche Farbe des Steines gelassen, nichts mit Kalk oder Mörtel vertüncht.

In der kälteren Jahreszeit, so belehrte mich die Begleiterin, wird der Raum zwischen den Säulen, den äusseren wie den inneren, durch Doppelfenster und Thüren allseitig geschlossen. Dasselbe geschieht im obern Stockwerk. In der wärmern Jahreszeit wieder wird das Haus auf den drei der Sonne ausgesetzten Seiten mit hölzernen Läden oder auch blos mit aufgespannter Zeltleinwand verschlossen, während die vierte offen bleibt.

Aus der verhältnismässigen Grossartigkeit des Werkes konnte man wol die Kraft und Ausdauer Dessen, der dies Gebäude allein zu Stande gebracht, ermessen.

Ich fragte jetzt nach dem Weibe des Baumstark und hörte Folgendes:

„Sein Weib heisst „der böse Schalk“, wegen der Dinge, die sie dem Baumstark angethan hat, bevor Beide einander Mann und Weib geworden sind. Höre die Geschichte ihrer Liebe.“

„Man hatte nie geglaubt, dass sich gerade diese Beiden zusammenfinden würden; denn sie sind grundverschiedene Naturen. Baumstark ist unendlich gutmüthig, in seinen Bewegungen urkräftig aber langsam und wenig zierlich; der böse Schalk hingegen hatte ein

überaus rühriges, zierliches und neckisches Betragen. Gerade dadurch gefiel sie Baumstark so gut und er war seit lange ihr beständiger Begleiter gewesen, hatte für sie gearbeitet und trug sie oft, wie sie's liebte, halbe Tag lang auf seiner starken Schulter herum. Nun kam die Zeit der Liebe und Baumstark machte ihr sein Geständnis. Das überlebendige Mädchen, dem nie eingefallen wäre, sich mit dem täpischen Baumstark zu verbinden, lachte über sein Geständnis aus vollem Halse und fing jetzt an, ihn auf alle erdenkliche Weise darüber zu necken und zu quälen. Er aber, geduldig wie kein Anderer, machte sich nichts daraus und war nach wie vor ihr gehorsamer Diener. Ihr Uebermuth hingegen wurde immer grösser und sie verfiel darauf, angeblich als Proben seiner Liebe ihn allerlei schwierige Dinge ausführen zu lassen. Baumstark that alles, was sie verlangte, sprang über die breitesten Gräben, lief um die Wette mit schnellen Thieren, wälzte oder schleppte Steinblöcke, rüttelte Bäume vom Erdboden los und baute zuletzt dies Haus ganz allein auf. Alles umsonst. Nachdem die Arbeit vorüber war, sagte sie mit schelmischen Bedauern: „Baumstark, ich kann's noch trotzdem nicht glauben, dass du mich so überschwänglich liebst, wie du sagst. Ich werde dir schwierigere Dinge aufgeben.“ Einmal wieder sagte sie in ihrem Uebermuth zu dem schon ungeduldig werdenden Baumstark: „Die letzte Probe: Wenn du jenen wilden Stier, den sie dort festgebunden haben, loslässt, ihn bei den Hörnern hieherschleppst und vor meinen Augen mit deiner Faust zu Boden schlägst, so glaub ich's gewiss, dass du mich liebst, und will dann dein Weib sein.“ Baumstark ging. Sie verfolgte seine Schritte, wie er festen Entschlusses auf den brüllenden Stier zuzuging Da, als er schon die Hand an die Stricke legte, ward das übermüthige Mädchen auf einmal bleich und rief mit Schrecken: „Er thut's wirklich!“ Darauf, was sie aus der Kehle bringen konnte, schrie sie: „Halt ein, halt ein, lieber Baumstark, ich glaube, jetzt glaub' ich fest an deine Liebe. Aber halt ein! Versuch nicht Unmögliches! Halt ein!“ Und schnell wie ein Wiesel war sie ihm zugelaufen und lag im nächsten Augenblick weinend in seinen Armen. — Von da an war sie ihm kein böser Schalk mehr, aber der Name ist geblieben. — Du siehst sie Beide dort auf den Feldern zusammen arbeiten: er pflügt und sie leitet die Zugthiere. Merk, wie traulich sie jetzt mit einander thun. Ja, die Beiden haben sich unendlich lieb.“ —

24.

(Häuser-Einrichtung.)

Bevor wir weiter gingen, gedachte ich mir nur noch die innere Einrichtung des Hauses Baumstark zu besehen, während ich bis jetzt mehr auf den Bau allein achtgegeben. Sie war äusserst einfach. Mit Springbrunnen versehen ein tiefer Wasserbehälter zum Baden, eine tragbare Feuerstelle mit den Kochgeräthen, eine Handmühle und Handpresse, weiters die Geräte zum Spinnen und Weben, die Schlafstätten, eine Laute, eine grosse Schiefertafel mit Schreibstift und Schwamm, einige unvollendete Figuren von Menschen und von Bauwerken, aus Wachs und aus feinem Thon geformt. Das war ziemlich alles. In der Umgebung des Hauses war übrigens ein Gemüse- und Blumengarten, die Scheune, ein Hühnerhof und der Stall und die Weide für die wollegebenden, die Zug- und Melkthiere, alles einfach aber höchst zweckmässig eingerichtet.

Nachdem ich dies alles besichtigt, gelangten wir auf unserm Weitergange auch zu den übrigen Häusern. Die meisten waren offene Säulengebäude mit Steingebälk oder mit Bogenbau, zudem dasselbe flache Dach und Obergeschoss darauf mit den grünen Pflanzen und Blumen wie bei Baumstarks Haus. Andere Häuser hatten wieder andere Formen, je nach dem Geschmack ihres Bewohners, aber keines war von so wuchtigen Formen wie das zuerstgesehene des Baumstark, sondern mehr von zierlicher Art.

Alle diese Häuser, die ich jetzt gesehen, gehörten halb und halb schon zu den sogenannten Schönbauten; hingegen, wie mich meine Begleiterin belehrte und ich es heute Vormittags in der Lebensschule zu sehen Gelegenheit hatte, die jüngeren von den Erwachsenen, d. i. die Jünglinge und die Jungfrauen und dann natürlich die erst vor Kurzem aus dem Kindergarten befreiten Jungens besitzen nur erst eine Hütte oder ähnlichen Nothbau, bis es ihnen später beifällt, alle Zeit und Mühe auf die Errichtung eines ganz nach eigenem Geschmack geformten Baues zu verwenden.

25.

(Am Badeseee.)

Nachdem wir dies alles besichtigt, nahmen wir wieder eine ganz andere Richtung des Weges und meine freundliche Begleiterin sagte

dabei zu mir: „Ich werde dich jetzt von einer anderen Seite her wieder zu dem See führen, u. zw. an den Platz, wo die Meisten unserer Erwachsenen fast täglich vor Abend zum Baden zusammenkommen.

Aus dem dichten Baumgange, in dem wir gerade wandelten, waren wir jetzt auf einmal ins Freie gelangt. Da zeigte sich uns, auf der einen Seite ans Gebirg gelehnt, der spiegelklare See. In diesem sah man schon, einzeln und zu Gruppen vereinigt, einige Badende und Schwimmende.

„Jetzt sind Ihrer freilich noch Wenige da,“ sagte das Mädchen „aber warte, bald werden sie zahlreicher ankommen.“

Wir suchten uns einen Platz, von wo wir am besten die Ankommenden sowie die Badenden übersehen konnten.

Richtig, kurze Zeit darauf kamen sie zu ganzen Rudeln, die Kleider meist schon unterwegs abgelegt, dem See zugewandert und ohne weitem Aufenhalt die in der Hand getragenen Kleider am Strande niedergelegt, die Sohlen abgestreift und hurtig ins Wasser gesprungen!

War das ein wundervolles Bild, das sich jetzt darbot an diesem See! Junge Männer auf der Höhe ihrer Kraft und der Ausbildung ihres Wuchses, ihre Frauen, schön gebildet, wie man sie nur denken kann, voll aufgeblühte Rosen, Alle in unbefangener Natürlichkeit zum einladend klaren Wasser sich drängend, um sich drin zu bewegen und zu erlustigen. Der ganze griechische Himmel mit allen seinen Göttern, Göttinnen, Helden, Musen, Nymphen und Grazien schien da auf die Erde versetzt zu sein, um sich einmal im Bade zu vergnügen, und ich wünschte mir nur die geübten Augen eines Malers, um all die Schönheit da in mich aufzunehmen.

„Sieh da, unser Baumstark!“ erinnerte mich meine Begleiterin, den ganz ins Anschauen Verlorenen. Richtig, da kam er einhergeschritten. Auf jeder Schulter, nach Araberart, sass ihm je ein Junge, die ihm im Barte herumkrauten und mit denen er gemüthlich plauderte. An der Hand führte er sein liebes, so schwer errungenes Weibchen. Die Jungens, wie er am Strande angekommen, kletterten an seinem stämmigen dichtbehaarten Körper hurtig herunter und gesellten sich zu ihren am Strande und den seichteren Stellen mit Schwimmen und Kahnfahren sich herumtummelnden Genossen. Es waren Dieselben, die früher das gewisse Spiel hier aufgeführt. Baumstark und sein Weibchen aber schwammen weit in den See hinaus.

„Aber jetzt gibt Acht,“ erinnerte mich meine Führerin, „es kommt die Schönheitvolle, Jene, die einmal Viere zugleich so heftig geliebt haben, dass bald Unheil daraus entstanden wäre und die uns zum Vorbild der griechischen Liebesgöttin gedient.“

Ich gab zu verstehen, dass ich ihre Geschichte schon kenne und verlegte mich aufs Schauen. — Da kam sie denn an der Hand ihres Mannes, eine vollendete Schönheit, die mich so entzückte, dass ich nur bei mir dachte: ‚O wie schön muss sie erst als frisches Mädchen gewesen sein!‘ und die Eifersucht der Jünglinge wol begreifen konnte. Ihr Erscheinen machte auch unter Allen, die gerade in der Nähe waren, eine merkbare Bewegung. Die sie doch fast alle Tage sahen, sie wendeten sogleich das Gesicht ihr zu, um den Anblick ihrer vollendet schönen Formen zu haben. — Freilich das wahrhaft Schöne, das gewissermassen nie Alternde, sieht man immer gerne, so oft die Gelegenheit dazu da ist. — Und wenig Anffälliges oder Geziertes war in ihrem Betragen, die doch wusste, dass sie weitaus die Schönste hier sei im Lande der Freiheit! An den Arm des Mannes sich schmiegend, wandelte sie ruhig dahin, den sie treffenden Blicken mit ihren sanftleuchtenden Augen freundlich zugrüssend, in dem Augenblick aber, als etwa der Mann zu sprechen begann, sogleich zu ihm sich wendend und ihm mit voller liebender Aufmerksamkeit angehörnd. Auch diese Beiden begaben sich ohne weiters in die klare Flut. Ich konnte die Augen nicht von ihnen abwenden.

„Wenn du dir,“ erinnerte mich meine Begleiterin, eine Vorstellung machen willst, wie unsere schönste Frau als junges Mädchen ausgesehen haben mag, sich dort die beiden halberwachsenen Mädchen, ihre Töchter, die da lustig schäkernd, Arm in Arm auf uns zugehauften kommen. Sie heissen nur „die beiden Töchter der Schönsten“ und sind Zwillinge. Nur, wie du bemerken kannst, haben diese Töchter etwas Schalkhaftes und wild Ausgelassenes an sich, das die stillere Mutter nicht hatte.“ Wie Gazellen waren sie, die Zierlichgebauten, an uns vorüber auf einen überhängenden Felsen zugelaufen und zugleich miteinander hinabgesprungen in die tiefste Stelle des See's. Und so schnell waren ihre Bewegungen gewesen, dass man sie nicht ruhig beobachten konnte.

Nun kam eine kleine Gruppe Erwachsener zum See, die wegen ihrer unverilgbaren guten Laune und Lustigkeit, sowie Geschicklichkeit in der witzigen Rede und ihrer höchst possirlichen Bewegungen

halber die Gattung der Spassmacher hier vertraten und durch ihr Erscheinen bald zu solch allgemeiner Heiterkeit Anlass gaben, dass der See von herzlichem Lachen widerhallte. Diese lustigen Leute brauchten aber auch nur zusammenzukommen, so war die ergötzlichste Steigreif-Komödie fertig. — Auch im Wasser schwimmend riefen sie sich einander witzige Worte zu, die gern und treffend erwiedert wurden.

26.

(Gruppen am Seestrand.)

Nun schien man des Bades genug zu haben, denn es schwammen allmählig die Meisten ans Land und setzten sich da, wie sie das Ungefähr oder die Neigung gerade zusammenfügte, in malerischen Gruppen an den schattigen Strand. Man plauderte, summt Lieder vor sich hin oder ergab sich der Ruhe, Jeder nach seinem Gelüst.

Da schienen es die an einer andern Stelle des Strandes versammelten Jungen, die fast sämmtlich erst vor Kurzem den Kindergarten verlassen hatten, auf Jemand von den Erwachsenen abgesehen zu haben, denn sie deuteten auf den Ort, wo Diese ruhten, liefen darauf allesammt hin und näherten sich Einer der schönen Frauen darunter. Ihr Anliegen war: „O sing uns heute wieder einige deiner schönen Lieder vor; denn sie gefallen uns gar so gut. Wir bringen dir hier auch gleich die Laute dazu, zum Begleiten des Gesanges. — Mit einem freundlichen Lächeln und einem: „Recht gerne, meine Lieben!“ ward ihr Ersuchen angenommen und ich hatte mit ihnen den Genuss des schönsten, seelenvollsten Gesanges, den ich je vorher gehört. — Freilich, wenn man's versteht, so seine ganze Seele in ein Lied zu versenken, dass die Gesamtstimmung, die Sangweise und des Liedes Inhalt vollends ein einziges Ganzes werden, das sich dazu auf so anspruchslose schlichte Weise darbietet und wenn noch die Natur ein Uebriges gethan hat mit Verleihung einer glockenreinen, ausdrucksvollen Stimme: da muss das Gebotene jeden fühlenden Menschen entzücken. Die Jungen, deren Wunsch auf diese Weise erfüllt war, schienen auch ganz entzückt darüber. Sie schmiegeten sich immer zutraulicher an die freundliche, liebenswerthe Sängerin und baten immer eifriger um Fortsetzung des Gesanges, bis sie endlich vollends befriedigt waren und schon mit dem seligen

Eindruck im Herzen sich still entfernen wollten. Da hielt sie die freundliche Sängerin noch zurück und sagte ihnen: Wartet noch ein Weilchen und ich will euch jetzt noch, wenn ihr wollt, ein paar schöne, kleine Geschichten erzählen, Märchen oder dergleichen.“ „Ja, ja,“ riefen die nun auf einmal wieder aufgeweckten Knaben und Mädchen. „Erzähle, erzähle.“

Während der Erzählung, die da folgte, ward nun auch die übrige Gesellschaft wieder lebendig, die so lang der Gesang gedauert, sich mäuschenstill verhalten hatte. Jetzt aber ging das bunte Treiben wieder an. Da hatten grössere Jungens einen todten, noch frischen Fisch ans Land gebracht; der wurde mit feinen Messerchen zergliedert und einer der herzugekommenen Erwachsenen erklärte den Jungen den Körperbau des Fisches. Anderswo gab wieder die untergehende Sonne den Gegenstand zu einem lebhaften Gespräch ab; wieder wo anders sassen junge Liebespärichen zusammen und schwelgten im Ausmalen künftiger Seeligkeit, wenn sie erst Mann und Frau wären; indess nicht weit davon Einer der Spassmacher einer Gruppe von Zuhörern gerade eine Art Lalenbürger-Geschichte erzählte, über die man in schallendes Gelächter ausbrach.

Also bunt wechselnd war das Bild des Lebens, das sich da am grünen Strand des See's vor meinen Augen entfaltete. Was mich am meisten dabei entzückte: die gewisse, ich möchte sagen, göttliche Unbefangenheit, mit der sich Jeder gab, wie er war! Die entschiedene Weltfreude und Seelenzufriedenheit, die Jedes in seinen Mienen trug! — Mich brachten sie auf Augenblicke ganz aus dem Zusammenhang mit der wirklichen Erdenwelt. „Das sind Bewohner des Paradieses, oder Bewohner der Erde, wenn sie erst ein tausend Jahr älter geworden, oder gar Bewohner eines andern höher entwickelten Wandelsternes als die Erde ist! so sagte ich mir. Diese Wahngedanken liefen mir abwechselnd durch den Kopf, bis ich mir wieder zurief: „Glückauf! Du bist ja auf Freiland, du kannst der Genosse dieses freien Menschengeschlechtes werden. Vor dir ist Wirklichkeit und kein Traum.“

Da fühlte ich eine Seligkeit in meinem Geiste, da durchzuckte mich der tröstende Gedanke: „Freue dich; du kannst noch gesund und frei werden wie Diese da. Dein krankes Gemüth, wenn irgendwo, muss auf Freiland wieder genesen.“ Den einen Druck freilich fühlte ich in meinem Innern, dass ich mich noch immer nicht so

unbefangen aussprechen konnte wie Diese da, die jeden Gedanken, jedes Gefühl, die über ihre Seele gehen, auch ohne Rückhalt, ohne Falschheit, ohne Täuschung, ohne Verlegenheit in klare Worte zu fassen, fähig erschienen, während wir Menschen der freiheitungewohnten grossen Welt dies leider ganz verlernen müssen. Dieses „mich nicht aussprechen können“, „mich nicht geben können, ganz wie ich bin“, dies einzige kränkte mich jetzt in meiner sonstigen Seeligkeit.

27.

(Karl im Säulensaal.)

Es war jetzt bereits die Dämmerung eingetreten und die hier Versammelten begannen allmählig sich von hier in Bewegung zu setzen.

Einige Männer und Frauen waren auch an uns vorbeigekommen, die meiner Begleiterin zuriefen: „Wann du deinen Europäer endlich mit allem bekannt gemacht hast, Jung-Agnes, so führe ihn auch einmal in unser Haus, damit er uns was erzählt und wir ihn kennen lernen, Ja?“

„Also ‚Jung-Agnes‘ heisst du?“ fragte ich.

„Sie nennen mich,“ antwortete das Mädchen, „wol auch mit dem Namen ‚Nesthökchen‘, weil ich, die Einzige, so lange bei der Mutter zu Hause bleibe, ohne was Eigenes anzubauen.“

Andere riefen währenddessen mir selber zu: „Du Freund des alten Heinrich, komme doch einmal des Abends in den Versammlungssaal, um uns von deinem Lande zu erzählen. Wir freuen uns schon darauf.“

Ich sagte das gleich für heute zu. Wir schlossen uns den letzten fortgehenden Paaren an und gelangten in den Saal, wo sich bereits Alle versammelt hatten, um Gespräche zu führen oder den Vortrag Heinrichs zu hören.

Heute war ich selbst der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, denn Heinrich, bald nach meinem Eintreten, kam auf mich zu und ersuchte mich im Namen Aller, ihnen etwas von Europa zu erzählen, u. zw. weil diese anwesenden Jünglinge, Mädchen, Männer und Frauen meist selbst schon in Europa gewesen waren, — das regelmässig erscheinende Schiff Friedrichs zur Meerreise benützend

— eigentlich nur von den allerneuesten Begebenheiten, die seither in Europa vorgefallen waren, etwas Näheres erfahren wollten.

Durch einige hinweisende Fragen Heinrichs war ich bald auf den Weg geführt und erzählte und berichtete nach ihrem Wunsche. Zuletzt beantwortete ich noch die Fragen, die mir von einzelnen Wissbegierigen gestellt worden waren. — Mich wunderte bei alledem, wie sie nur an Europa so viel Antheil nehmen konnten. Ich für meinen Theil dachte mir: Einmal auf dieser Insel angesiedelt, lasse ich die ganze übrige Welt laufen, wie sie will. — Die genauere Aufklärung hierüber bekam ich freilich erst später.

Nach allen dem schlief ich wieder in dem mir angewiesenen Gemach.

28.

(Die Naturschule.)

Des andern Morgens, wie verabredet, kam Heinrich, mich zum weitem Ausgang abzuholen.

Auf dem Wege, demselben wie gestern, fuhr er fort, mich auf das Kommende vorzubereiten. Er sagte mir:

„Heute werden wir die zweite Abtheilung des Lehrgartens, die **Naturschule**, besuchen. Sie erfüllt die Aufgabe, jenen heranwachsenden Jungen, in denen der Trieb nach Naturkenntnissen erwacht, ohne Buch und strengen Unterricht, sondern blos durch gewisse bildliche und handgreifliche Darstellungen den ersten Einblick in das Wesen und Getriebe der Natur zu gewähren. So werden sie in der Naturwissenschaft ohne jeden Zwang, sondern von selbst und gleichsam spielend eingeweiht, und es sind meine Jungen, wie du wol vielfach bemerken wirst, von Anfang an völlig selbständige Denker. Ich habe darin meinen Erziehungsgrundsatz glänzend bestätigt gefunden, der heisst: ‚Was in eines Menschen Natur nicht ist, wirst du ihm auf keine Weise einbläuen; was aber darin ist, das kommt, wenn du nur die Gelegenheit gibst, von selbst besser zum Durchbruch, als durch was immer für Erziehungskünstelei.‘“

Mit diesen Worten waren wir eben bei der Bücherhalle und den Eingängen zu den drei Schulen angelangt. Wir traten also durch die Pforte der Naturschule ein und mein Führer fuhr in seiner Erklärung fort:

„Du wirst hier bald zwei auseinandergelungene Wege gewahren. Sie entsprechen den zwei grossen Abtheilungen in der Naturforschung, inwiefern sie sich auch mit dem Menschengelst befasst oder nicht. Wir wählen — du siehst sie hier schon — vorerst das Einfachere, die Abtheilung, die noch nichts mit dem Menschengelst zu thun hat. Hier der Beginn.“

Wir gelangten zu einem sehr langen aber schmalen Säulenhause, in das wir eintraten.

„Hier in dem ersten Gemach,“ sagte Heinrich, „sind alle die Vorrichtungen gesammelt, die wir brauchen, um den Jungen die Wissenschaft von Zahl und Maass klar zu machen, oder die Genauigkeitslehre, wie sie bei uns auch genannt wird.“

Ein zweites viel grösseres Gemach in dem Gebäude enthielt alle die Vorrichtungen zu Versuchen auf die Naturkräfte. Man sah in diesem Gemach oder Saal, der der Naturlehre gewidmet war, alle möglichen Vorrichtungen zum Erkennen der Gesetze bei der Bewegung der festen, der flüssigen Körper und der Luft, wie Hebel, Schrauben, Keile, Züge und Räder, Wassertaucher, Springbrunnen, Pumpen, Wagen, gewöhnliche und ins Wasser tauchende, Würfel mit Wasser gefüllt, aber dessen Wände beweglich und nur durch Hebel und Gewichte zusammengehalten, so dass man den Druck des Wassers auf die Wände an diesen Gewichten ablesen konnte, dann eine grosse doppelte Luftpumpe, zum Verdünnen und Verdichten zugleich, die wenn man's haben wollte, jeden Augenblick durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden konnte, dann Wasserräder, Windräder und was es dergleichen Vorrichtungen noch mehr gibt. Ferner gab es da Fallmaschinen, Pendel, die Vorrichtungen zu Versuchen mit Schall, Licht, Wärme, Blitz und Richtkraft, alles in der einfachsten und anschaulichsten Form.

Das nun folgende Gemach in dem Gebäude war ausschliesslich den Stoffen gewidmet. Es enthielt eine Sammlung der wichtigsten reinen Stoffe und dann die Vorrichtungen zur Zerlegung und Zusammensetzung oder Mischung der Stoffe in einer sogenannten „Mischungsküche“.

Im letzten Gemach, das nun folgte, war eine übersichtliche Sammlung aller wichtigen unbelebten Naturkörper oder Mineralien, ganz in der Weise, wie sie unsere Naturalienkabinete darbieten, aufgestellt.

29.

(Der Pflanzen- und Thiergarten.)

Das Zunächstkommende war der vereinigte Pflanzen- und Thiergarten. Es handelte sich dabei, alle ohne viel Umstände und Gefahr zu habenden Pflanzen- und Thierarten — möglichst in ihrer natürlichen Freiheit lebend — Denen, die ihren Natursinn befriedigen wollten, zur Schau zu bieten.

Die Pflanzen waren, in Familiengruppen abgetheilt, in der natürlichsten Ordnung über den einen Theil des Gartens hin verbreitet. Die Thiere im andern Theil — eben mit Ausschluss der gefährlichen und schwer zu beschaffenden — waren je nach ihrer Lebensweise in entsprechenden Behältern oder eigens für sie hergerichteten Gärten untergebracht. So fanden sich — von den niedrigsten Thieren angefangen bis durch die Abtheilungen der Krabben, Spinnen, Käfer, Schmetterlinge u. s. w. hindurch bis zu den Lurchen hinauf — mit Draht umspinnene Bauer, Käfige oder Behälter für die Thiere, geräumig genug, dass auch die Larven und überhaupt alle Verwandlungsstufen mitsammt ihren Nahrungspflanzen oder sonstigem Frass darin Platz fanden und die Thiere sich fast wie in freier Natur darin gehalten konnten. Die Lurche, d. s. Eidechsen, Schlangen u. dgl. — und die Vögel hatten schon wieder grössere Behälter, nämlich eigene kleine Gärten, in die man von oben darübergerbauten Gängen aus hineinblicken und so die Thiere, ohne sie zu stören, beobachten konnte. Die Fische, die wie die übrigen Wasserthiere in abgetheilten Teichen beisammen waren, konnte man wieder vom Grunde aus beobachten, wo ein wasserdicht verschlossenes Häuschen mit Fenstern gebaut war, in das man durch einen Gang hinabgelangte. Eigene grössere Gärten wieder hatten die übrigen Wirbelthiere, ebenfalls von einem oben darübergerbauten Gang aus der Beobachtung zugänglich.

Die Richtung aller dieser Beobachtungsgründe führt strahlenförmig zusammen gegen die Behausung eines älteren Freiländer-Paares, das sich die Pflege dieses Naturgartens zum Lieblingsgeschäft gemacht und hier mitten drin sich angesiedelt hat. Nebenbei findet sich da immer eine Schar jüngerer Freiländer, die ihnen, in der Absicht dabei Neues zu sehen und zu lernen, bei ihrem Geschäft

hilfreich an die Hand gehen. Wir fanden sie Alle zusammen beschäftigt in einem entlegenen Theile des Gartens, wo sie etwas Neues und Eigenartiges dem Naturgarten beizufügen die Absicht hatten, nämlich die Vereinigung möglichst vieler Thierarten in einem einzigen grösseren Garten, wo sie nebst dem sonstig natürlich freien Leben noch untereinander einen Kampf ums Dasein zu führen hätten, dessen Beobachtung natürlich viele neue Reize bieten musste.

Es fehlte diesem Sammelgarten nur wenig mehr zur Vollendung und die Thiere — nur junge waren dazu bestimmt — konnten bald darein versetzt werden. Jedes Thier hatte nach der verschiedenartigen Gestaltung der Gegend gleichsam seinen bestimmten Platz darin angewiesen, auf dem es seine Nahrung finden und wohin es bei Angriffen stärkerer Thiere seinen rettenden Rückzug finden sollte. Es hatte natürlich viel Mühe und genaue Rechnung gekostet, um dies für alle Thiere, die hier vereinigt werden sollten, durchzuführen, aber einmal das richtige Verhältnis genommen, musste sich dieser Thierstaat bald völlig so von selbst erhalten können, wie in der freien Natur draussen. Ein solches Werk noch zu schaffen, hatte sich das Naturforscherpaar zur Aufgabe gesetzt und ich sah mit Freude, wie weit sie es darin schon gebracht.

Das Naturgärtnerpaar begleitete uns in ihre Wohnung. Die konnte nicht eigenthümlicher sein. Sie war malerisch auf einem Hügel gelegen, vollständig offen und luftig, aber so von üppig wuchernden Schlinggewächsen umrankt und bedeckt, dass man weder Säulen, Bogen und Decke noch übrige Bestandtheile des Baues mehr sehen konnte. Das Paar selbst — rührige und freundliche Alte — war fast beständig von einem Rudel gezähmter Thiere gefolgt, worunter possirliche Aeffchen, gelehrige Hunde, zuthunliche Lama's, dünnbeinige hurtig springende Gazellen und Rehleins, schmeichlerische Katzen, Raben, Elstern, Papageien u. dgl., so dass, als wir in dem grünen Hause ankamen, es förmlich von ihnen darin wimmelte. Doch waren sie so gut gezähmt und erzogen, dass sie keinerlei Unarten begingen und ihren Herren auf Wink und Wort gehorchten. Diese gezähmten Thiere haben des Nachts ihren Aufenthalt rings um das Haus am Fusse des Hügels, allwo sich auch nicht weit davon die Käfige und Behälter der zu Versuchen bestimmten Thiere befinden.

Im Verein mit dem Naturforscherpaar, das seine zahmen Begleiter zurückliess, besuchten wir mittels der oben darübergewährten

Gänge die Gärten der grösseren Thiere. Löwen, Tiger, Elefanten u. dergl. fand man hier freilich nicht vertreten, sondern meist nur die der Freiheit überlassenen Hausthiere, die da ein freies von keiner Zählung beeinträchtigtes Leben führen, und dann allenfalls noch die auf der Insel einheimischen oder von Europa aus leicht zu beschaffenden Thiere.

30.

(Weitere Sammlungen.)

Am Rückweg durchschritten wir die Versuchsabtheilung, die ebenfalls ein eignes Gebäude enthielt, in dem von wissbegierigen jungen Freiländern herrührende Zubereitungen der den Versuchen gewidmeten Thierkörper, als Gerippe, Gefässeinspritzungen, Nervendarstellungen u. dgl. aufbewahrt wurden. Ebenda war auch der Bau und das Körperleben des Menschen auf ähnliche Weise dargestellt zu sehen.

Nachdem wir die „Naturgärtner“ verlassen hatten, kamen wir wieder in ein rundliches Gebäude, oben mit einem Thurm versehen. Der untere Theil des Gebäudes enthielt eine anschauliche Darstellung der ungleichen Oberfläche unseres Erdkörpers, die Gebirge erhaben, die Beschaffenheit des Landes durch Zeichnung und in Farben (wol auch durch eingesetztes natürliches Gestein) ausgedrückt; dann verschieden grosse bildliche Darstellungen des ganzen Erdkörpers. Alles Arbeiten derjenigen ältesten Freiländer, die sich damals bei Gelegenheit der Weltreise von der heimkehrenden Gesellschaft getrennt und die Reise noch fortgesetzt hatten.

Weiters gelangten wir in ein Gemach, dass der Geschichte des Erdkörpers gewidmet war, denn es enthielt Sammlungen der ausgestorbenen Pflanzen und Thiere, Urweltlandschaften und die Vorrichtung zur Erklärung der Polabplattung, der Mond- und Ringbildungen u. s. w.

Der Thurm des Gebäudes enthielt in seinem untern Stockwerk die bildliche Darstellung der um unsere Sonne sich bewegenden Himmelskörper, dann die Gesamtübersicht der übrigen Sonnen des Weltraumes, wie sie von unserer Erde aus sichtbar sind. Das obere Stockwerk des Thurmes war zu einer kleinen Stern- und Witterungswarte eingerichtet.

31.

(Das Mädchen vorm Spiegel.)

Unter Erklärungen und Mittheilungen von Seite Heinrichs kamen wir im Verfolgen des Weges wieder bei unserm Scheidewege an und wandten uns jetzt zu der dem Menschengenoste und Menschenleben gewidmeten Abtheilung.

Das Erste, was uns aufsties, ein rechtes: „Erkenne dich selbst!“ war ein kleines Säulengebäude mit nichts anderem darin als einem mannshohen grossen Spiegel. Vor demselben fanden wir ein lebhaftes Mädchen, das sich hier — die kleidende Hülle abgeworfen — ein eigenthümliches künstlerisches Spiel bereitete. Sie war gerade in einem Alter, dass man nicht recht sagen konnte, ob man sie noch zu den halbreifen Mädchen oder schon zu den erwachsenen Jungfrauen zählen sollte, und ihr harmloses Spiel, das sie trieb, bestand darin, dass sie sich gleichsam mit ihrem eigenen Spiegelbild unterhielt, die allerlieblichsten Wendungen, Bewegungen und Geberden davor ausführend. Bald verhielt sie sich ruhig wie eine Statue und schien Fleckchen für Fleckchen ihrer eigenen Schönheit am Spiegelbild zu mustern. Bald wieder — unter anmuthigem Selbstgespräch — machte sie die Geberden und Bewegungen ihres zierlich gebauten Leibes zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, gleichwie ein Schauspieler seine Rolle lernend den Ton und Ausdruck seiner eigenen Stimme dabei prüfend belauscht, so im Wechsel ihrer Bewegungen diejenigen des Spiegelbildes nie ausser Acht lassend. Und wie künstlerisch schön und wie unbefangen natürlich war dies Spiel des jungen freien Mädchens! Die höchste Kunst möchte kaum im Stande sein, das nur einfach nachzuthun, was hier ohne Kunst geboten ward.

Das merkte ich nun, wenn wir bei uns der Tanz- und Anstandsmeister bedürfen, um unsere Geberde, Haltung, Gang und Bewegungen einigermassen im künstlerischen Sinne zu verbessern, hier ist die Rolle eines solchen Meisters dem Spiegel zugetheilt; das Uebrige thut die Uebung und der feine Geschmack des Einzelnen.

Nun ward sie unsere Aufmerksamkeit gewahr.

Für unsere in Schamhaftigkeit und Zimperlichkeit erzogenen Mädchen, welch peinlicher Anlass wäre das gewesen? Zwei Männer ein Mädchen solcherweise vorm Spiegel ertappen! Welches Erröthen!

Welche ärgerliche Verlegenheit wegen des belauschten Alleingespraches! Welch verschämtes Zubedeckensuchen der Reize! — Und ich selbst — noch nicht eingeweiht in freiländische Art — ich glaubte, nichts anderes wenigstens würde jetzt erfolgen, als dass das Mädchen, in die bekannte Stellung der Medicäischen Schönheitsgöttin sich versetzend, unsern augenblicklichen Rückzug verlangen werde. Nichts von alledem. — Jetzt bin ich zu dem Glauben gebracht, auch nicht wenn alle Männer der Welt zur Schau gekommen waren, so hätte sie, die natürlich Unbefangene, ihr Spiel unterbrochen, hätte sie etwa eilends die Kleider aufgenommen. — Ganz gleichgiltig dafür, ob sie allein oder nicht, beobachtet oder nicht, unterbrach sie auch während des Gespraches mit Heinrich ihr Spiel nicht ganz und erst, als sie in mir den angekommenen Europäer ersehen, war sie über den Antheil an meiner fremdartigen Persönlichkeit vom Spiel mit ihrem Spiegelbild abgekommen und da hängte sie sich, während wir sprachen, allmählig die Kleider um. Als wir den Spiegel verliessen, gab sie uns so lange bis ihre Neugier befriedigt war, das Geleite; dann mit einer raschen Wendung und ein lustiges Liedlein anstimmend, schlug sie sich seitwärts in die Büsche.

32.

(Menschenschule und Gesichtsgarten.)

Wir waren im Verlaufe des Weges wieder bei einem Gebäude angelangt.

„Es enthält,“ sprach Heinrich, „viele bildliche Darstellungen zur Menschenforschung; eine Sammlung der Bildnisse von den ausgezeichnetsten und merkwürdigsten Menschen, die je gelebt haben, in aussprechender Reihenfolge geordnet und dann die sogenannten Völkerbilder.“

Das Angekündigte fand ich denn auch und ich hätte mich zwischen diesen bedeutenden Bildnissen gerne länger aufgehalten, wenn ich mich nicht getröstet hätte damit, dass ich ja bei gelegener Zeit noch nach Belieben hier verweilen könne.

Wir entfernten uns und betraten die Geschichtsabtheilung. Es war hier durch Zusammenstellung von Alterthümern oder deren genauen Nachbildungen alles gethan, sich in diese oder jene alte Zeit im Geiste versetzen zu können. Es waren da in einer der ersten

Abtheilungen die Geräthe der rohesten Urmenschen vom Steinalter angefangen und durch das Erz- und Eisenalter aufwärts steigend bis in die Zeiten der anfangenden Bildung hinauf. Von da an war alles wieder nach Völkern abgetheilt. So gab es hier gleichsam im Kleinen ein altes Aegypten, Indien, Persien u. s. w., dann — reichhaltig vor allen — ein altes Griechenland und Rom im Kleinen. Alles andere übertreffend war besonders die Abtheilung Griechenland durch ergänzende Nachbildung seiner merkwürdigsten Alterthümer und sinnige Zusammenstellung derselben geeignet, ein klares Bild von seinen alten Zeiten hervorzurufen. So ging's anderseits durch das alte Germanien in die Ritterzeiten und herauf in die neue Zeit mit denselben Zusammenstellungen der wichtigsten aus allen diesen Zeiten erhaltenen Merkwürdigkeiten, alle Richtungen der menschlichen Thätigkeit umfassend.

Von dieser Geschichtsabtheilung konnte ich mich schwer trennen. Ich musste nur immer von Neuem immer den ordnenden Geist bewundern, der alles dies in so übersichtlich belehrende Einzelbilder zusammengestellt hatte, so dass ich überzeugt bin, aus ihnen allein, ohne weiters ein Geschichtsbuch zur Hand zu nehmen, könne man schon den Geist der einzelnen Zeitalter begreifen, wie durch kein Buch.

Ich musste mich endlich doch losreisen, da ich ja ein andermal und vielmal die Gelegenheit haben würde, diese geschichtliche Sammlung zu begehen. Wir kamen zum Schluss der Naturschule, den die Darstellung der Jetztwelt bildete, eine Darstellung der Erdoberfläche, wie sie zufolge des Aufenthaltes der Menschen sich gestaltet, die Pläne und Ansichten (meist übermalte Lichtbilder) aller bedeutenden Gegenden und Städte. Auch dieses war von den Weltreisenden sehr anziehend und lehrreich zusammengestellt.

Nachdem wir wieder zum Thorbogen der Naturschule herausgetreten waren, lenkten wir die Schritte wieder zum Haus Heinrichs, um noch bei rechter Zeit zum Mahle zu kommen.

33.

(Der junge Gottesläugner.)

„Heute Nachmittag,“ sagte Heinrichs Tochter, „musst du dich schon allein behelfen, denn es sind heute nothwendige Arbeiten zu thun; allerlei reife Früchte müssen eingebracht werden, damit sie nicht verderben. Wandre daher einmal allein auf der Insel herum.“

Ich ging also nach dem Male vor allem in das Haus der Bücher und blätterte da manches durch. Dann aber zogs mich wieder in die Naturschule, wo ich Vormittags mit Heinrich gewesen war, um vieles noch genauer zu besehen und auch, um zugleich andere, besonders jugendliche Besucher der Naturschule zu beobachten, wie sie sich darin benehmen würden.

Das traf sich gerade recht. Denn als ich noch nicht weit gegangen, bemerkte ich, wie ein Kreis grösserer Kinder oder „Jungens“, wie sie hier genannt werden, lebhaft über einen anziehenden Gegenstand stritten. Ich blieb daher in einer Entfernung, so dass ich alles hören konnte und in einer Weise, dass ich die Streitenden nicht störte, ruhig stehen und hörte folgendes:

„Und ich sage dir,“ rief der Eine aus „es gibt keinen Gott. Die Natur reicht für sich allein aus. Höre, was ich alles gethan, um in dieser wichtigen Sache auf den Grund zu kommen. Ich hatte erzählen gehört und in den Büchern mühsam gelesen, dass die alten Völker, um mit Gott zu verkehren, Thiere zu Opfern hergerichtet und dann den Gott angefleht haben, er solle sein Wohlgefallen mit dem opferbringenden Menschen bezeigen, dadurch dass er Feuer vom Himmel fallen lasse auf das Opferthier, damit es verbrannt werde. Das that auch ich und flehte zum unbekanntem Gott: O lass dein Feuer auf dieses fallen, damit ich weiss, dass du bist; denn sieh, wenn du nicht dich zu erkennen gibst, so kann ich nicht an dich glauben.“ — Ich mochte flehen, so inbrünstig ich wollte, so lang ich wollte: alles in den Wolken blieb ruhig, das Opfer unverbrannt. Da fasste mich ein unbändiger Zorn und Wuth und so rief ich zum Himmel hinauf: „So bist du also nichts, du Gott, an den ich glauben möchte, oder du bist ein ohnmächtiges Wesen, dass nicht einmal mein Opfer anzünden kann, oder du willst dich nicht um mich kümmern, weil ich dir zu gering erscheine; gut, so kümmere ich mich auch nicht um dich, ich mache mir nichts aus dir, du schwacher, du schlechter Gott, du Nichts!“ — So rief ich hinauf und erwartete, wie ichs ebenfalls in den Büchern gelesen, nichts anderes, als dass jetzt der Zorn Gottes ausbrechen und mich mit seinem Donner niederschlagen werde. Und ich hätte mir nichts daraus gemacht, auch Augenblicks zerschellt zu werden; wenigstens wusste ich dann, ob es einen Gott gibt oder nicht. Aber nicht ein Lüftchen rührte sich. Ich packte mein Opfer zusammen — es war mein schönes weisses

Lämmchen — und von da an glaube ich an keinen Gott, weil er sich mir nicht gezeigt hat.“

Der Andere der Jungen, oder vielmehr die Andere, denn es war ein Mädchen, erwiderte: „Du glaubst also, das mächtige Wesen werde sich von dir zwingen lassen, der du gegen ihn ein Wicht bist?“

„Thut nichts,“ sagte der Knabe, „so muss das mächtige Wesen sich gefallen lassen, dass ich, der Wicht, nicht an ihn glaube. Denn ich kann doch nicht, ohne dass er sich offenbart, an ihn glauben.“

„Sieh,“ sagte das Mädchen, „ich bin mit ihm nicht so streng verfahren und er hat sich mir, wenngleich nur im Traum, in seiner Gestalt gezeigt.“

„Wie so? Erzäle mir das.“

Ich habe fleissig immer die grosse Natur mir angesehen und sie im Ganzen so schön und vortrefflich gefunden, dass ich nicht glauben konnte, es habe sich das alles von selbst, durch den eigenen Trieb, der jedem Ding einwohnt, so zusammengestellt, geordnet und heranentwickelt, wie unsere Erwachsenen sagen. Ich glaubte vielmehr mit ganzer Seele an einen grossen Gott, der das aus seinem Willen so geschaffen, und sehnte mich nur darnach, dass er sich mir einmal, wenn auch nur im Traume, in seiner Gestalt zeige. Das geschah. Ich ward im Traum hinaufgeführt zu den Sternen und weiter und weiter über das Weltgebäude hinauf, und da sah ich einen alten Mann wie unsern alten Heinrich, mit weissem langen Barte, mitten auf zarten rosenrothen Wolken daherschweben. Mit mildem Blicke winkte er mich zu sich heran und sagte: „Sieh mich nur an, ich bin der mächtige Gott, an den du immer gedacht hast, wenn die Natur für deine Begriffe dir zu gross erschien. Sieh, ich dringe mit meinem klaren Auge bis zur Erde hinab, die da mitten unten in der Welt liegt, ich sehe jeden Menschen auf der Erde, ja ich seh' die Gedanken eines jeden Menschen, aber ich zeige mich nur meinen Lieblingen, die von selbst an mich glauben. So zeig ich mich auch dir in meiner wahren Gestalt.“ Da richtete er sich langsam von seinem Sitze auf und stand in fürchterlicher Grösse da, er streckte die Hand aus und es erscholl ein ungeheurer Donner, als ob das ganze Weltgebäu durcheinanderbräche, und es blinkte ein blendendes Licht, in das ich nicht sehen konnte. Da sank ich auf mein Gesicht zu Boden, sank auch zugleich mit meinem ganzen

Leibe immer tiefer und tiefer abwärts, bis ich wieder bei der Erde ankam. Und nun war auch der Traum zu Ende; ich erwachte.“

Diese Erzählung hatte den himmelstürmenden Jungen auf einmal ganz still und nachdenkend gemacht. Lange blieb er in sich gekehrt stehen und sagte endlich ganz langsam und mit tiefem Ernst: „Es war das nur im Traum, aber vielleicht liegt doch die Wahrheit darin. Lass uns Beide recht eifrig hier im Garten die Natur erforschen; denn darin muss der Gott ja zu finden sein, wenn sie sein Werk, ist. Nach einiger Zeit aber lass uns wieder so zusammenkommen, uns weiter zu besprechen. Vielleicht wissen wir dann, wie wir daran sind.“

„Das ist auch der allein rechte Weg,“ beistimmte ein später zur Gruppe gekommenes grösseres Mädchen, „der Weg, um aufs Wahre zu kommen. Höre nun, was meine Ansicht über den Gegenstand ist.“

Der Knabe machte eine abwehrende Bewegung, sagend: „Nein nein, ich mag nichts Fremdes mehr darüber vernehmen. Ich wills lieber durch eigenes Denken mit mir ausmachen.“

Das grössere Mädchen, sich daran nicht kehrend, fuhr fort: „Hast du die Traumgeschichte vom rosenfarbnen Wolkengott geduldig angehört, so wird dir mein viel nüchterner Glaube auch nichts verschlagen. Höre zu. — Ich denke mir die Geschichte so. Zu allem Anfang war der Urstoff — Ur-Welt-Stoff oder Dunst, wie du willst — ganz ruhig und genau nach seiner verschiedenen Art und Dichte in einen regelmässig geschichteten Riesenball vereinigt. Da kam, ganz von einer andern Weltengegend herüber, das allgewaltige Wesen, was Gott genannt wird, und sah diesen ruhig regelmässigen Ball des Urweltstoffes. Es konnte aber der grosse thätige Geist was Ruhigtodtes nicht leiden. Daher mit den Worten: „Was? Ruhe hier? **Auf! Bewegung sei!**“ schlug er mit dem Schöpferstabe in das ruhig und träg Daseiende hinein, rüttelte es auf und mischte es derart durcheinander, dass es von nun an und bis in Ewigkeit die Bewegung nicht wieder verlieren kann. Einmal in Bewegung, entstand alsbald in dem dunstförmigen Wesen des aufgerüttelten Stoffballes der Drang und Trieb, sich zu ordnen und zu gestalten und zu verdichten, um — wiewol vergebens — den verlorne Mittelpunkt der Ruhe wiederzufinden.“

„Manche der Unsrigen spotten mir über diesen „Gott-Bewegungsmacher“, der doch nur ein blosses Wort sei, zur Erklärung unerklärlicher Dinge hingestellt. Aber wie soll ich's anders machen? Ich bin in meinem Denken ohne Anstand vorwärts gekommen bis zur Bewegung. Einmal in Bewegung kann ich mir alles andere darnach denken. Woher aber die erste Bewegung?! — Wir können's nicht ergrübeln. So will ich mir den Kopf nicht weiter zerbrechen und denk' entweder: der Gott-Bewegungsmacher hat den Anstoss dazu gegeben, oder ich nehme gleich von vorneher die Bewegung als anfanglos an, ohne weiter zu fragen, wie das zugeht.“

„Da thust du klug daran,“ sprachen Einige der Zuhörenden. „Es ist diese deine Meinung vorläufig auch die Meinung der Meisten von uns da. Auf Wiedersehen!“

Bei diesen Worten gingen sie nach verschiedenen Seiten auseinander, ohne aber mich zu bemerken.

„Wie frühzeitig,“ dachte ich mir, „machen diese Freien den Glaubens- und Zweifelprozess durch, nämlich als kaum angehende Jünglinge, während wir das erst als angehende oder gar schon erwachsene Männer auszufechten kommen!“ „Freilich,“ fuhr ich in meinen Betrachtungen fort, „sind Diese das selbständige Denken schon von Kindheit auf gewohnt, und was sie nur immer zu fragen veranlasst sind, darüber wird ihnen von den zunächst über ihnen Stehenden oder auch von den Erwachsenen eine aufrichtig unumwundene Antwort, während man unsern Kindern gar strenge das, was sie wissen wollen, vorenthält, aber das, was sie noch gar nicht anzieht, ihnen mit Gewalt aufzwingt, so dass man bei uns von Glück sagen kann, wenn man noch vor der völligen Mannesreife dazu kommt, allen aufgebürdeten Wust abzuwerfen und selbständig zu denken.“

Ich gewann durch das bisher Erfahrene eine rechte Achtung und Liebe zu diesen freierwachsenen Jungen und legte es in meiner weiteren Wanderung recht darauf an, noch andere Paare oder Gruppen so unbefangenen ihre Meinungen austauschen zu hören.

34.

(Die Geschichtserzählerin.)

Jetzt aber begab ich mich vor allem auf dem mir schon bekannten Wege zur Geschichtsabtheilung, und zwar in die der Griechen,

und besichtigte darin alles aufs Genaueste. Da, als ich gerade aus einem der Göttertempel, die ebenfalls hier nachgeahmt waren, — sowie sich am geeigneten Orte nette Modelle der alten Städte Athen und Rom hier befanden — heraustreten wollte, hielt mich der Anblick einer Schar junger Leute, welche eilig dem Tempel zuschritten, zurück. Ich trat hinter die Säulen, um aus dem Verborgenen zu beobachten, was die Herankommenden hier thun würden.

Jetzt sah ich, Allen voran und viel grösser und älter als die Uebrigen, schritt ein holdseliges Mädchen, deren ganzes Wesen und Auftreten mich sofort entzückte. Sie erschien mir eine vollends entwickelte Jungfrau, so hold und lieblich, — zugleich wieder so achtungseinflössend — dass ich durchaus nicht begriff, wie sie nur so allein für sich mit den viel Jüngeren dahinwandeln konnte, ohne dass nicht vielmehr ein feuriger Jüngling auf Schritt und Tritt ihr nachfolgt, um ihre Liebe zu gewinnen. Sie trug an sich ein einfach zierliches Linnenkleid, durch einen Gürtel um die Mitte des Leibes zusammengehalten, ausserdem ein mantelartiges Kleidungsstück nachlässig über die Schulter geworfen und zierliche Sohlen an den Füßen. Das Haupt, ein würdiger Vorwurf für den meisselnden Künstler, ihr Haupt mit dem langherabwallenden natürlich geringelten Haar edel in die Höhe gerichtet, trug sie in den Zügen des Antlitzes, in Aug' und Mund, zugleich die weibliche Zartheit und die entwickelte Geisteskraft, die unendliche Menschenliebe, sowie die Festigkeit des Willens ausgedrückt. Die Liebe jedoch, das sah man an ihrem ganzem Wesen, die Liebe zum Manne, war — obwol vielleicht schon nahe daran — noch nicht in diesem jungen Herzen erwacht.

„Wie gewöhnlich bereits,“ dachte ich mir, „muss in diesem glücklichen Lande die Schönheit geworden sein, wenn dies herrliche Mädchen so unangefochten allein dahinwandelt?“

Ueber alles anmuthig waren ihre Bewegungen, ihr Schritt, ihre Haltung, ihr Blick; alles war fest und entschieden und doch auch wieder von einer gewissen Weiche und Zartheit; vor allem aber so natürlich unbefangen, so ohne Scheu und Verlegenheit, ohne Hinterhalt und Falschheit, dass man aus jeder Bewegung ihres Leibes die Gedanken ihres Geistes, die Gefühle ihres Herzens absehen und gleichsam ablesen konnte.

Wie unbewusst schön waren jetzt ihre Bewegungen, als sie bei einer schattigen Baumgruppe nahe vor dem Tempel Halt machte,

das mantelartige Kleidungsstück vollends abstreifte, sich darauf lagerte und zu den auf gleiche Weise im Halbkreis sich lagernden Knaben und Mädchen, die gefolgt waren, mit schöner klangvoller Frauenstimme zu sprechen begann! — Sie sprach: „Im Angesichte des nachgemachten griechischen Göttertempels hier will ich euch also in Kurzem die Geschichte jenes Griechenvolkes erzählen, dass euch so sehr anzieht und dessen Geschichte zu erzählen ihr mich allesammt gebeten habt. Lagert euch und . . . höret mich an.“

Das Mädchen, nachdem sie schon diese letzten Worte etwas langgedehnt gesprochen, machte jetzt eine kleine Pause. Ihr Blick überflog die Antlitze der wissbegierig Dasitzenden, gleich als ob sie nachdächte über die Weise, in der sie erzählen müsse, dass es für die Zuhörer passt. Es bedurfte weniger Augenblicke zu dieser Entscheidung. Jetzt hat sie auch den passenden Anfang — man konnte alles dies aus ihren sprechenden Mienen ablesen — und so begann sie nunmehr den aufhorchenden Jungen und Mädchen die versprochene Geschichte des Griechen-Volkes zu erzählen.

Mit welcher Lebendigkeit! welchem Verständnis! welchem Geschmack! — Auch ich, der doch — gezwungen und freiwillig — zur Genüge griechische Geschichte gelernt, ward durch den Zauber ihrer Erzählung hinter meiner Säule ein gerade so andächtiger Zuhörer, als die Knaben und Mädchen draussen waren, die wol heute zum ersten Male Geschichte zu hören bekamen.

Es war nicht die trockene Geschichte der Gelehrten; nein. Es war die Geschichte der Griechen, etwa wie sie uns ein echter Volksdichter erzählen würde! Wol mochte sie das Mädchen oft und oft, etwa vom alten Heinrich, in dieser Form haben erzählen gehört, dass sie sie so gut nacherzählen konnte.

O dass ich in meiner Jugend auch auf solche Weise in die Geschichte wäre eingeführt worden! Wie gerne hätte ich den grundgelehrtesten Vortrag meiner Lehrer für die schlichte aber dichterisch angehauchte Erzählung dieses Freiländer-Mädchens hingegeben! —

Nachdem sie über Ursprung und Herkommen des Griechenvolkes schnell hinweggegangen, dafür ihre Götter- und Heldensagen anschaulich anziehend dargestellt hatte, begann sie mit voller Begeisterung, die sich allen Hörern mittheilte, von den Perserkriegen mit ihren berühmten Schlachten bei Marathon und Salamis zu erzählen. Darauf folgte eine übersichtliche Darstellung des ganzen griechischen

Lebens während seiner Blüthezeit, in der die grössten Geister ihres Volkes, ein Perikles, Sofokles, Sokrates, Platon, Aristoteles u. s. w. gelebt, mit ihrem Aufschwung in Kunst und Wissenschaft. Kürzer, weil nicht so erquicklich, wurden die auf diese Blüthezeit folgenden Bürgerkriege erzählt und zum Schluss ein Bild von Griechenlands Zerfall vor dem andringenden Welteroberer Alexander gegeben. Das war der kurze Inhalt und Gang ihrer Erzählung gewesen.

Wie schnell waren die Stunden, die sie gedauert und wie angenehm lehrreich vorübergegangen!

Da, als das Mädchen nun aufstand und sich anschickte, ihrer Zuhörerschaft die griechischen Göttertempel zu zeigen und näher zu erklären, drückte ich mich, um nicht zu stören, sacht bei Seite, verlor sie aber dabei allmählig aus den Augen.

Im Nachdenken über das Erlebte, betrat ich den Rückweg, da es indess fast Abend geworden war. „Was ist doch für ein himmelweiter Unterschied,“ dachte ich mir, „zwischen diesem freierwachsenen Mädchen von heute und, von gleichem Alter, den unsern? Was sind die dagegen für blöde und dabei doch anspruchsvolle Gänschen geblieben? Mit was für nichtssagendem Wesen haben sie frühzeitig schon ihre Natur übertüncht und verfälscht? Mit wie viel Eitelkeit, Putzsucht, Schein der Sittsamkeit und Koketterie! Wie ist dadurch ihr Geschlecht herabgekommen, dass es aber auch fast gar nichts Eigenes und Ewiges in der Welt gethan hat, nicht einmal in dem ihnen recht eigenthümlich zugehörigen Fach der ersten Erziehung! — Und was für ein herrliches Wesen kann das Weib sein, wenn seine Natur unverfälscht gelassen wird? Ich sah's wieder an der jugendlichen Erzählerin von heute. Welches unserer Mädchen würde sich in solcher Lage so gut bewähren? — Dagegen werden sich — das traue ich ihnen zu — unsere Mädchen und Frauen freilich wenigstens körperlich viel schöner, viel „reizender“, wie sie sagen, dünken, weil sie allenfalls eine weissere und zartere Haut haben als dies in Freiheit erwachsene Mädchen, das in ihrem Leben keine Diener brauchte. Aber, frag' ich: liegt die Schönheit denn allein in der Farbe und in der Zartheit der Oberfläche? Liegt sie nicht vielmehr in der **Form**, und — innig mit ihr zusammenhängend — in der **Bewegung** dieser Form und in der **Uebereinstimmung** von Aussen und Innen? Wie viel verlören da unsere sogenannten Schönheiten beim Vergleich? Was für bleiches, mattes und

schlaffes Wesen, welche Schwäche, Krankhaftigkeit und Hilflosigkeit und welcher Widerspruch von Aussen und Innen wäre da zu finden? Und wie vollendet schön dagegen . . . Mit zwei Worten: **Welch ein Unterschied zwischen einem Wesen der Natur und einem Wesen der Künstelei?! —**

35.

(Ein Abend mit den Jungen.)

Während ich solches bei mir dachte, gerieth ich auf meinem Wege wieder auf Gruppen lebhaft im Gespräch begriffener Knaben und Mädchen, und auch auf Einzelne Derselben, die sich unbefangen einem Alleingespräch hingaben oder Liederweisen vor sich hinsangen oder auch einander Märchen oder Träume und Erlebnisse erzählten. Dabei merkte ich nachträglich, dass sie sich in ihrem Gebahren gar nicht stören liessen, wenn ich mich ihnen auch soweit näherte, dass sie mich sahen. Ich erkannte daraus, dass hier mein heimliches Lauschen ganz unnöthig war; gab sich doch Jeder gleich, ob er sich auch beobachtet wusste. Ja, sie zogen mich zutraulich unbefangen selbst ins Gespräch und als es vollends Abend geworden war, da luden sie mich ein, in ihrem Schlafhause, welches sich in der benachbarten Schule des Lebens befand, bei ihnen zu übernachten.

Das kam mir sehr gelegen, nachdem ich erfahren, wie gut sich's mit diesen jungen Geistern verkehren lässt, während ich vor den Erwachsenen, im Gefühle, wie tief ich unter ihnen stünde, immer noch eine gewisse Scheu hegte, die ich erst späterhin ablegte.

So, mich ganz der Genosse dieser mir schon bekannt gewordenen frischen Jungen fühlend, liess ich mich von ihnen unter vertraulichem Gespräch und indem sie mich geradezu in ihre Mitte nahmen, bis in das Gebäude geleiten, wo sie heut mit mir zu schlafen vorhatten.

Wie wir so miteinander dahingingen, erinnere ich mich, kam Einer der kleineren Jungen auf den Einfall, einen älteren geradeweg zu fragen:

„Du, sag' mir, was ist's mit dieser ‚Freiheit‘, das Wort, was unser Fremde schon ein paar Mal so bedeutsam ausgesprochen hat? Was meint er damit?“

Der Gefragte, sogleich bereit, erwiderte mit einer Gegenfrage:

„Wenn dir etwas zu thun einfällt, wer hindert dich daran?“

„Niemand,“ sagte der Andere, „wirklich Niemand; das heisst,“ fuhr er sich bedenkend fort, „im Fall mein Wille an sich gescheidt oder vernünftig ist, so dass ich nichts gegen die Natur unternehme und auch nichts, was meinen Mitgenossen schadet.“

„Nun also, da hast du das ganze Wesen der Freiheit,“ erinnerte der Aeltere, „die Freiheit, das heisst von Niemanden abhängen als von sich selbst und noch allenfalls von der grossen Natur und von der Menschengesellschaft. Die Unfreiheit im Gegentheil wäre unsere **Abhängigkeit einzelnen Menschen** gegen über, einem Herrn, König o. dgl., wie's in der grossen Welt oft vorkommt, von wo unser Fremder her ist. Darum ist ihm unsere Freiheit etwas gar so Auffallendes.“

Und noch durch weitere Erläuterung — besonders durch Anführung passender Beispiele — erklärte er ihm den hingegebenen Begriff. Unterdessen — auf das Schlagwort ‚Freiheit‘ — hatten die übrigen Aelteren in der Stille ein bezügliches Lied für sich zu singen begonnen, das ebenfalls von Freiheit handelte. Das machte mich aufmerksam auf den Inhalt und auf die Weise des Liedes, das Diese wol erst vor Kurzem von den Erwachsenen gehört und abgelernt haben mochten.

„Was ist die Freiheit? Die göttliche Freiheit?!“

Und:

„Wo nur ist sie zu Hause, die Freiheit?“

So fragte das Lied und gab sich selber die Antwort, und so endigte jeder Absatz desselben etwa damit:

„Die ganze weite Welt, sie hat sie nicht,“

„Wir allein, die weltentlegenen Eilandbewohner hier,

„Wir haben und geniessen sie, die beglückende Freiheit,

„Die Frei-heit!“

Immer mehr Stimmen der grösseren sich dazu gesellenden Jungen traten ein, bis sie sammt und sonders zum halblauten Absingen des Liedes gelangten.

Im Thale unten waren aber damals gerade die eigentlichen und wirklichen Sänger der Insel anwesend und sowie daher die Jungens

mit ihrem schüchternen Singen zu Ende, so dauerte es nicht lange, dass die Künstler-Sänger, davon angeregt und angemuthet, für sich selbst den Vortrag des Freiländer-Lieblingsliedes aufnahmen, der nun wie ein mächtiges Echo aus dem Thale zu uns heraufklang. Wie mir da andächtig und freudig zu Muthe war! Ein echtes und gerechtes Jubellied der Freiländer, enthält es den Ausdruck aller der schönen Lebenslust, die hier auf der Welt die einzige Stätte, sich rein zu äussern, hat. Allüberall und von allen Seiten, von allen Höhen schien es auf dieses Lied hin auf der blühenden Insel lebendig zu werden und sich zu regen. Allüberallhin und von allüberallher klang am Schluss das hehre Zauberwort: „Die Freiheit“, getragen von dem vollen schönen Dreiklang des Liedes.

Unter alledem verfolgten wir gemächlich den Weg zu der Jungen Schlafhaus.

Soeben war das Schlusswort des Freiheitjubelliedes weithin wiederhallend verklungen, als wir bald darauf an Ort gelangten. Da es unterdessen vollends Abend geworden, so zündete man in dem Gebäude — eine offene Halle — die in der Mitte herabhängende Ampel an, mir wurde eine Schlafstelle angewiesen und jeder Junge schleppte sein einfaches Bettzeug herbei, möglichst in die Nähe meiner angewiesenen Schlafstelle, um mit mir noch eine Weile des Gespräches zu pflegen. Zu guter Letzt ward das Schlafhaus von drei Seiten geschlossen, während die eine, die Südseite, offen blieb — denn nie schläft man hier gern in einem völlig abgeschlossenen Raum — und nachdem sich Alles rund um mich her behaglich auf den Bettstätten gelagert hatte — Knaben und Mädchen in unbefangener und unbeachteter Vermischung durcheinander — so ward mir insbesondere die Aufgabe, in kurzem Umriss recht vieles von Europa zu erzählen, das durch so vieles ihnen Fremde und Unbegreifliche von jeher ihre Neugierde reg' erhielt.

Wie staunten sie, besonders da ich ihnen auf ihre Fragen mittheilte, wie noch heutzutage oft auf die geringsten Veranlassungen — beispielsweise weil es ein einzelner hochgestellter Mann so haben will — grosse Kriege ausbrechen können und als ich ihnen — zum Theil aus eigener Erfahrung — des Näheren erzälte, wie es dabei zugeht? Sie hatten in ihrer Einfalt geglaubt, so etwas könne etwa nur in der ältesten Zeit und unter halbwildem Völkern vorkommen,

aber nicht bei den gebildeten Völkern der Gegenwart. — O die glücklich Unbefangenen! —

Das Gespräch wendete sich auf die in der grossen Welt so vielfach geübte Zwangserziehung. „Wie gut,“ riefen sie mit Befriedigung aus, „ist es also, dass wir hier sind! Denn hier sind wir so frei wie die Vögel in der Luft.“

Je eifriger sie mir zuhörten, desto grösser ward meine Beredsamkeit, so dass wir erst spät das Gespräch abbrachen, um uns dem Schläfe hinzugeben.

Des Morgens nach dem Erwachen — so war es die ganz natürlich aufgekommene Sitte — hatte Der und Jener einen schönen oder auch possirlichen Traum zu erzählen. Auf Träume wird nämlich von Jugend auf sehr achtgegeben, sie sind in ihrer schönen Märchenhaftigkeit eine besondere Seite des Lebens und als der Dichtung verwandt angesehen.

Ueber dem Traumerzählen war dann die Zeit gekommen, mich von meinen Schlafgenossen zu trennen, weil ich mich für heute mit Heinrich verabredet hatte, die Schule der Kunst zu durchwandern, wonach ich sehr begierig war.

36.

(Der Schönheitsgarten.)

Einige der Jungen zeigten mir den Weg, den ich allein nicht getroffen haben würde, und in kurzer Zeit traf ich den mir schon entgegenkommenden alten Heinrich.

Nach vollbrachtem Gange auf dem bekannten Wege traten wir durch die Pforte mit der Aufschrift: „Schule der Kunst.“ Mit ungeduldig freudiger Erwartung folgte ich dem vorausschreitenden alten Heinrich, in meinem Innern andächtig erwägend, dass ich den Ort betrete, wo die kunstsinnigen Freiländer all ihr Schönes zusammengetragen hatten, alles was nur dem Besucher eine Augenweide darbieten konnte. Wie hochgespannt auch meine Erwartungen, sie sollten da glänzend befriedigt werden.

Nur jetzt möchte ich wünschen, dass ein wenig Darstellungsgabe mir eigen wäre, damit ich ein möglichst ebenbürtiges Bild der Erinnerung liefern könnte von den Schönheiten, die dort meine Seele entzückend in sich aufgenommen!

Erst war's wie in einem schönen Park mit frisch grünen Matten, anziehenden Baumgruppen, Laubengängen und dergleichen, nur mit dem Unterschied, dass man fast durch nichts an die Menschenhände erinnert wurde, die es hergestellt. So gab es keine abgezielten Kieswege, keine nach der Schnur gesetzten Bäume, sondern man schritt auf natürlich entstandenen Fusswegen und wo irgend eine Regelmässigkeit zu bemerken, war sie so bescheiden angebracht, dass allenfalls auch die Natur selbst es so hätte treffen können.

Der Park oder „Schönheitsgarten“, wie er hier genannt wird, bestand aus so vielen in einander unmerklich übergehenden Abtheilungen, als man mit Hilfe der zu Gebot stehenden Mittel, des auserlesenen Pflanzenwuchses der Insel und der Gestaltung des Landes, einzelne in sich abgeschlossene Gegenden herzustellen im Stande war. So hatten die Gartenkünstler einer jeden Gegend ihren eigenthümlichen gleichartigen Pflanzen- und Baumwuchs zugetheilt. Den Mittelpunkt jeder solchen Gegend bildete ein übereinstimmend geformtes Bauwerk im Freiländergeschmack, eine Vergnügungshalle gleichsam, das Einzige, was da an Menschenhände erinnerte; aber es war in so einfach natürlichen, gut zum Ganzen der Umgebung stimmenden Formen erbaut, dass man es schier aus dem Geiste der Gegend selbst erwachsen halten konnte.

Was sah ich da nicht an landschaftlichen Schönheiten! Einmal dabei begann's mich wie vaterländische Erinnerung anzuheimeln, denn die Bäume des herrlichen sanft bergansteigenden Waldes, durch den wir gingen, waren am nördlich gelegenen Abhang nach und nach lauter solche meiner deutschen Heimat angehörige geworden: — so weit sie nämlich in diesem Himmelsstrich und in dieser niederen Lage über dem Meere gediehen — die Bäume des Mittelgebirgs. Sanft immer bergansteigend gerieth man auf eine Anhöhe, von der man die Rundschau über den ganzen Garten und die umliegenden Gefilde der Insel genoss.

Nachdem ich in dieser Augenweide von Schönheiten der Gebirgsnatur genugsam geschwelgt, begaben wir uns rasch bergab nach jenseits in eine andere Abtheilung des weitläufigen Gartens, die mit ihren ausgedehnten Wiesenflächen, mit dem durchgeschlängelten Bächlein, mit Weiden und Erlen und andern die Feuchte liebenden Bäumen daran, mit ihren lichten grünen Buchenwäldern und wölbigen Eichenwäldern gleichsam den Schönheiten der Ebene gewidmet war.

So in gleicher Weise reizend erschien die in der Mitte der Abtheilung gelegene Vergnügungshalle.

In ähnlicher Weise ging es fort, rings durch alle die Abtheilungen des Gartens herum.

Die Mitte aber zwischen allen, zugleich die Mitte des Gartens selbst enthält das Schönste. Hier hatte sich dem Künstler der Landschaft zugleich der Freund der Blumen gesellt und, dem Ausdruck der anliegenden Landschaften sich anschliessend, war immer auch die Art der schmückenden Blumen gegen die Mitte zu immer schöner und üppiger, so dass der dort gelegene Schwanenteich, mit der herrlichen Insel drin, ohne Zweifel das schönste Fleckchen unserer ganzen Erde ausmacht. (Dies Fleckchen ist das Paradies, das Eden des Freiländers. Hier, wie mir Heinrich erzählte, zu einer gewissen Zeit des Jahres, wann draussen in der Wirthschaft die Arbeit aufhört und hier alles in der schönsten Blüthe steht, in dieser Zeit pflegen alle erwachsenen Freiländer hieherzukommen, um nicht nur Tage, sondern Wochen lang hier zu verweilen. Das ist gleichsam die Festzeit der Freiländer und eben weil es eine nur einmal im Jahr eintretende Festzeit, so mag sie immer schön, der Reiz immer neu und keiner Abstumpfung fähig sein. Da entwickelt sich, wie mir Heinrich mittheilte, ein so frei-schönes Leben und Treiben, gegen das jenes am Seeufer, welches ich gesehen, nur ein schwacher Abglanz gewesen; denn wenn dies die Tagesruhe, so ist jenes gleichsam die Jahresruhe und jeder Einzelne schon von vorneher in freudiger, festlich gehobener Stimmung, die sich dann bei jeder geselligen Gelegenheit, beim gemeinschaftlichen Bade, beim Gesang, beim Bühnenspiel bemerklich macht. Welche Freude überkam mich, wenn ich daran dachte, dass, sobald diese Jahreszeit herangerückt, ich all dies festliche Treiben dann mitansetzen und mitgeniessen würde.

Das Neue, das jetzt kam, liess mir keine Zeit, diese Wonnen noch mehr im Voraus auszumalen. Wir waren im zierlich gebauten Kahn über den Schwanenteich gerudert und standen nun auf der Insel, die, so niedlich sie von weitem aussah, denn doch eine ziemliche Grösse hatte.

Auf dieser Blumeninsel stand die zierlich gebaute „Frohsinns-halle“, welche den Mittelpunkt abgibt des heiteren Lebens, welches sich in der alljährigen Festzeit hier entwickelt. Die Blumeninsel,

welche ausserhalb der Mitte des See's liegt und sich auf der einen Seite ziemlich dem umgebenden Lande nähert, ist hier durch eine schöne Brücke mit diesem verbunden.

37.

(Das Gemäldehaus.)

Wir überschritten die Brücke und gelangten zu einem weitläufigen, vielgetheilten und von obenher lichtempfangenden Gebäude, in das wir eintraten.

Eine neue Schau! Ein neuer auserlesener Genuss! Die erste sich darbietende Abtheilung enthielt die Gemäldesammlung der Freiländer-Landschaftsmaler. Die Landschaftskünstler, welche seinerzeit den Schönheitsgarten eingerichtet hatten, mussten, als ihnen einmal die Mittel ausgingen, um all' das Schöne, was sie hatten darstellen wollen, in Wirklichkeit auszuführen, nunmehr zum Pinsel greifen, und so haben sie — die Vielgereisten — alle die wahrhaft schönen Landschaften unserer lieben Erde — mitunter wol auch erdichtete — in dieser Sammlung in dichterisch verklärten Gemälden wiedergegeben. In diesem Gebäude — dem Haus der Gemälde — sind sie in einer guten Ordnung zur Schau aufgestellt.

Wenn nirgend sonst, hier muss dem Beschauer der beseligende Gedanke aufleben und Wurzel fassen: O wie schön ist die Welt! Wie schön ist unsere Erde! — Das ist der Eindruck, den ich von dieser Landschaftsbilder-Sammlung empfangen habe.

Die weiteren Abtheilungen des Gemäldehauses enthielten keine reinen Landschaftsbilder mehr, sondern zunächst nur Menschenbilder. Diese zu besehen, führte mich Heinrich darin herum. Erst spielende Kinder, ganz kleine und allmählig immer grössere, waren der Gegenstand der Bilder, diese aber vom Maler so klar und gut dargestellt, dass man von jedem Kindergesichte hatte ablesen können, was es fühlt und denkt und so schön gebildet, dass man sie liebgewinnen musste, sowie man sie nur ansah. Anstatt der kleineren Kinder gaben die folgenden nun grössere und grössere Knaben und Mädchen und endlich Jünglinge und Jungfrauen. — An diesen letzteren Bildern war in Schönheit, in Naturwahrheit und in Liebenswürdigkeit zugleich das Höchste erreicht, was man sich nur vorstellen kann. Wol erklärlich: nie hatte ein Maler zu Bildern ringender Jünglinge, baden-

der Mädchen, kosender Liebespaare bessere Vorbilder als hier auf der Insel, wo Alles in freier Natürlichkeit fast hüllenlos einhergeht, ohne blöde Scham einerseits, ohne Frechheit andererseits, und wo durch ein naturgemässes Leben die Gesundheit und mit ihr die Schönheit so gedeiht wie hier — und höchstens im alten Griechenland mag manchmal ein Aehnliches der Fall gewesen sein. — Es folgten in den Bildern nun noch die Mütter als liebe Pfleger ihrer Kinder — rechte freiländische Madonnen — und die erwachsenen Menschen überhaupt als Jäger, Krieger, Erzähler, Denker, Schauspieler u. s. w. von ebensolcher Vollendung in Auffassung und Durchführung. Alle diese Darstellungen nicht etwa als blosse genaue Abbilder alles des hier auf Freiland Vorkommenden — dazu hätte man keiner Malerei bedurft, dessen was man ohnedies alle Tage in Wirklichkeit hier sehen kann — sondern mit sorgfältiger Auswahl dessen was auch hier nicht alle Tage vorkommt und also der Verewigung besonders werth war.

Eine weitere Abtheilung der grossen Bildersammlung bildeten die Geschichtsbilder, wenige im Vergleich zu den andern Gattungen, weil sie nur solche Vorgänge darstellen, die sich aus dem Bilde von selbst erklären — wie es ja auch sein sollte — diese weniger aber von grossem Werth. Sie stellen meist lauter erdichtete Geschichten dar, als Märchen, Götter- und Heldensagen, sowie Liebesgeschichten u. dgl., die je in einer zusammenhängenden Reihe von Gemälden vorgeführt werden.

Eine weitere sehr anziehende aber noch nicht vollständige Abtheilung der Sammlung bildete die nun folgende Bilderreihe, die den Verlauf der ganzen Menschheitsgeschichte, in dichterischer Auffassung natürlich, darstellen sollte. An dieser Abtheilung — so sagte mir Heinrich — wird noch emsig gearbeitet und soll dieselbe etwa bis zur nächsten Festzeit ihre Vollständigkeit erhalten.

Den Schluss des Ganzen machten die unterhaltenden Bilder, untermischt mit anderm, was in keine der früheren Abtheilungen gepasst hatte.

Die um das Haus herum und obenüberhin aufgestellten geformten, gemeisselten oder gegossenen Bilder oder Standbilder stellten alle die bedeutenden Menschenformen und Menschengruppen dar, die eben dieser Kunst zugänglich sind.

Im äussern Umkreis des Platzes, wo die Gebäude der Gemäldesammlung standen, befanden sich auf entsprechenden Untersätzen zierlich gearbeitete Bauwerk-Modelle aufgestellt, Entwürfe von Schönbauten der kunstsinnigen Freiländer, die sie aber in Wirklichkeit auszuführen nicht die Gelegenheit gehabt. Ich nahm mir vor, sie bei einer nächsten Gelegenheit genauer zu besehen, weil das mehr Musse erfordert. Gefällig in ihren Formen und jedes von bestimmt ausgesprochener Eigenthümlichkeit schienen sie mir, indess schon auf den ersten flüchtigen Blick.

38.

(Der Spielmann und die Tonhalle.)

Der erste zweigetheilte Scheideweg, auf den wir am Rückweg gelangt waren, führte uns darauf in die Abtheilung der Musik und der redenden Künste. An dem Hause, das die Bühne enthielt, gingen wir einstweilen vorüber, ohne einzutreten, weil jetzt nicht gespielt wurde. Wir wandelten also durch die Gegend, die durch ihre düstere Stille einen eigenthümlichen, wie zum Nachdenken und zur Versenkung in sich selbst einladenden Eindruck auf mich machte, ganz zurück, bis wir zu einer überhängenden Felswand kamen, an die in ihrer Aushölung ein sonderbar gestaltetes, fast halbkugelförmiges, fensterloses Gebäude angelehnt stand.

Während des Hieherganges gab mir Heinrich mit Folgendem die aufklärende Einleitung zu dem, was ich jetzt weiter erfahren sollte. Er sagte:

Ich war damals, als ich mir die 12 Kinderpaare zur Erziehung auslas, so glücklich gewesen, darunter auch ein ausserordentliches Musiktalent zu bekommen, einen förmlichen kleinen Mozart. Das zeigte sich sehr bald und ich pflegte dies Talent so viel als möglich. Ich unterrichtete ihn und liess ihn durch Meister unterrichten — ohne jedoch durch übermässiges Drängen ein Wunderkind aus ihm zu machen — verschaffte ihm die nöthigen Instrumente und nahm sie auch hieher mit. Auf der Insel angelangt, suchte er bald seinen Lieblingswunsch auszuführen, nämlich unter unserer Uebrigen Hilfe eine eigene Art von Orgel zu bauen, auf der er seine Weisen spielen und in seiner Kunst zur Vollendung gelangen könnte. Aber wie kunstreich auch diese Orgel von uns verfertigt war, so genügte sie ihm zuletzt nicht mehr und er bekam seine vollendete künstlerische

Ausbildung erst, als er mit den Uebrigen nach Europa gereist war. Da liess er die Andern nach Merkwürdigkeiten laufen und sammeln und Bilder machen: er suchte sich einen ihm anstehenden grossen Tonmeister und kehrte nicht eher zurück, bis er nicht alle Musik vergangener und gegenwärtiger Meister kennen und spielen gelernt und bis er nicht selbst ein Meister in seiner geliebten Kunst geworden. Darnach erst war es uns möglich, auf seine Anregung hin die Orgel zu bauen, die er sich immer gewünscht und die er auch in Europa nicht hatte finden können.

Er liess zuerst ein Gebäude aufführen, das einen eigens zum Anhören von Musik geschaffenen Innenraum haben sollte, so dass die Töne rein und gleichzeitig als sie erzeugt, ebenso auch gehört würden. Das Zweite war nun die Orgel selbst, die er der einen Seite des Zuhörerraumes anbauen liess. Diese Orgel erzeugte alle Töne der Instrumente, die er nur brauchte, in der Reinheit, in der Schnelligkeit und von der beliebig zu wechselnden Stärke, wie sie sein feines Ohr und sein entwickelter Tonsinn nur haben wollte, ward durch Wasserkraft getrieben und schickte die Töne von der einen Wand des Gebäudes in den Zuhörerraum.

Nun erst, als dies allés fertig, war er in seinem eigentlichen Element und man fand ihn nur abwechselnd bei seinem Instrument spielend, oder neue Weisen ersinnend in den Wäldern umherstreifen.

So gelangte er bei uns zur höchsten Vollendung. Er ist im Stande, den innern Geist von allem und jedem, was das Menschenherz bewegt, durch seine Musik darzustellen, und wenn wir zum Anhören in seiner Tonhalle versammelt sind, so kann er durch sein Spiel aus uns machen was er will, Fröhliche und Jauchzende, Traurige und Weinende, wie's ihm einfällt.

Er ist auch in anderer Beziehung eine Ausnahme in unserm Freiland. Er brauchte zu seinem Unterhalte auch gar nichts zu arbeiten, wenn er's nicht aus körperlichem oder Gesundheitsbedürfnis thäte: so tragen ihm, die er durch sein göttliches Tonspiel ergötzt, gewöhnlich das Beste, was sie haben, in sein Häuschen, das er mit seiner Frau, der Sängerin bewohnt.

In meinem Sammelwerke hatte ich — mit Hilfe meiner musikalischen Freunde von damals — unter den Kunstsammlungen natürlich auch eine Sammlung der schönsten Musikstücke gemacht, so wie ich's eben gekonnt. Aber was hat unser Spielmann daraus

gemacht? Wie hat er aus meiner Sammlung wieder erst das Beste herausgefunden, wie hat er's ergänzt, verbunden und geistreich geordnet? So dass es jetzt schier unmöglich wäre, ohne ein Barbar zu sein, da noch was hinzuzuthun oder wegzunehmen.

Diese Sammlung der schönsten Tonweisen haben dann unsere geschickten Maschinenbauer unter des Spielmanns Anleitung auf Walzen übertragen und dem grossen Orgelwerk eingefügt, dass man sie beliebig von selbst spielen lassen kann. Und zwar in zweierlei Art, sowie es auch von Grund aus zweierlei Musik gibt.

Die eine, die wahre Musik, hat nur höchst einfache Weisen, die entweder aus dem Volk überliefert kommen oder die nur der grössten Tonmeister Einer ersinnen kann. Einfach, dass man sie nach ein paar Mal hören schon auswendig kann und sie Einem dann den ganzen Tag über wieder einfallen, sind sie trotz ihrer Einfachheit doch unter anderer Musik so hervorragend, dass sie Einem gleich ans Herz greifen und es mit einem bestimmten unabweislichen Gefühle gefangen nehmen. Diese Art Musik hat nichts Grelles, nichts Spektakelndes an sich und ist — obwol so einfacher Art — doch schwer gut zu spielen: solcher Reinheit, solcher Bedachtnahme auf die Feinheiten des Vortrages und regen Mitgefühles bedarf es, um die Hörer zu befriedigen. Mancher, der sonst so geläufig spielen kann, dass man ihn für einen Meister halten möchte, taugt für diese Art Musik zu nichts, der aber das Talent dazu hat, macht aus dem Zuhörer, was er will. So ist die eine Art Musik von des Spielmannes Sammelwerk.

Die andere Art Musik zieht weniger das Herz, die wendet sich, indem sie allerdings ebenfalls den Hörer anzieht, mehr an den Verstand, an den Kopf, das Herz lässt sie fast kalt. Sie ist nicht einfach wie die andere, und obwol eine grössere Geläufigkeit zu ihrem Spiel erfordert wird, so kann sie doch endlich auch jeder gewöhnliche Musiksinn überwinden. Sie lässt sich nicht gleich aufs erstemal begreifen und zieht umsomehr an, als man bei öfterem Zuhören erst den Zusammenhang der einzelnen Theile zu einem Ganzen begreift.

Auch diese Art Musik hat der Spielmann in eine Sammlung gebracht und sie dem grossen Orgelwerk auf Walzen einfügen lassen. Sie bildet nun, sowie er sie geordnet hat, gleichsam eine einzige unendliche Weise, die sich, wenn das Werk nicht absichtlich zugesperrt ist, ohne Unterbrechung von selbst abspielt.“

Wir waren nun während dieses Gespräches an dem Gebäude der Tonhalle und des grossen Orgelwerkes angelangt und traten ein. Richtig spielte das Werk eine Weise, die durch die Art, wie jeder Theil auf ein Vorhergehendes und auf ein Nachfolgendes Bezug hatte, dem Verstande anziehend wurde. Wir folgten eine Zeit lang dem Gang des Spiels und gaben uns dem Eindruck hin, den es machte. Es kam mir dies Spiel vor wie der träumende Geist der Musik selbst; ich dachte bei mir: so etwa muss es im Kopf eines Tondichters umgehen, in solch ununterbrochener Reihenfolge müssen die Weisen in seinem Geiste vorübergehen, wenn er ganz den wechselnden Stimmungen des unaufgeregten Gemüths sich freiwillig überlassend, durch eine stille Gegend dahinwandelt.

Heinrich, indem er rechtzeitig in die Tastenreihe eingriff und zugleich das Werk dabei abspernte, schloss das Spiel mit ein paar passenden Accorden ab und versprach, mich nun etwas anderes hören zu lassen.

Er zog ein Register und es begann — erst leise und langsam dann immer voller und schwellender — eine Weise zu klingen, so klaren eindringlichen Tones, von so himmlisch schönem Zusammenklang und lebendigen Schwunges, dass ich in meiner Ergriffenheit alsbald auf die hie und da umherliegenden Polster mich niederliess, die Augen zgedrückt, um nur ganz ungestört diese wunderbaren Tonfluthen in meine Seele aufzunehmen. Heinrich hatte mir dazu das Beispiel gegeben. — Das Tonstück ging zuletzt, langsam und leise, wie es begonnen, wieder zu Ende. — Feierliches Schweigen von uns Beiden, gleichsam ein Nachgeniessen des Gehörten. — Endlich erhob sich Heinrich, um ein anderes Register zu öffnen, aber er hielt inne, weil er im vordern Raum ein Geräusch gehört. Er lauschte, beugte sich dann zu mir und sprach flüsternd: „Die Sänger sind da, du wirst auch Gesang hier hören.

Nun ging im vordern Raum inmitten seiner Höhe ein Vorhang auf und eröffnete einen dahinter liegenden kleineren Hohlraum, in dem eine stille Gesellschaft versammelt stand, eben bereit, den Gesang zu beginnen. Ich hörte das einfache Lied, gesungen von diesen himmlisch schönen Stimmen in diesem so eigens zum Anhören von Musik geschaffenen Raum: es war so, wie ich mir in meiner gläubigen Zeit einmal die Engelchöre vorm Throne Gottes vorgestellt hatte. —

Ein anderes Lied, das sie noch sangen, von mehr heiterm Wesen ward so treffend gegeben, das es alle verborgene Lebenslust und Fröhlichkeit meiner Seele auferweckte: es machte die Erinnerung aufleben an einen der wenigen heitern Augenblicke meines Lebens, wie ich einmal auf dem Gipfel einer Alpe, mich losgebunden fühlend von allen Erdensorgen, aus voller Kehle dem Himmel zugejauchzt hatte; so war der Eindruck dieses heiteren Liedes.

39.

(Das Geberden- und Singspiel.)

„Du hast da eine kleine Probe unserer Musik gehabt,“ sagte Heinrich. „Gehen wir indess; denn du siehst, dass die Sänger sich zum Gehen anschicken, um zur Bühne hinüberzugelangen, wo etwas vorbereitet wird.“

Ich war von dem Erlebten ganz verwirrt, dass ich nicht wusste, was zu erwiedern oder zu fragen. Doch mein Begleiter und Führer erklärte mir unaufgefordert dasjenige, was ich etwa zur Verständigung nöthig hatte. Unter anderm das:

„Es wird dir,“ begann er „manches in der Bewegungsweise des Orgelwerks noch nicht einleuchten; beispielsweise, wie das Tastenwerk, das inmitten des Hörraumes steht, gar so weit vom eigentlichen Orgelwerk entfernt sein kann und doch, wie du bei meinem Abschluss-Spiel bemerkt haben wirst, im Augenblick als man nur eine Taste berührt, schon der Ton aus dem Werk erklingt und nicht wie bei euren — freilich viel einfacheren — Orgeln, erst ein Weilchen hinterdrein. Das haben wir uns durch eine Blitzkraft-Vorrichtung, die mit dem Werk verbunden ist und immerfort mit Stoff gespeist wird, so bewerkstelligt. Wie ich die Taste berühre, läuft der entbundene Blitzstrom auf Leitungsdrähten zum Spielwerk und veranlasst dort im selben Augenblick die entsprechende Bewegung, welche den Ton hervorbringt. Diese Einrichtung — abgesehen von der bequemen entfernten Stellung des Spielenden — trägt nicht wenig zur Vortrefflichkeit des Werkes bei. Auch im Uebrigen ist es ein Meisterwerk des Maschinenbaues. Durch einen etwas stärkeren Tastendruck, sowie durch Oeffnen gewisser Register u. dgl. kann man nicht nur beliebige Stärke und Reinheit des Tones, sondern auch hervorbringen, dass mit dem Druck der einen Taste schon ein voller Drei-

klang ertönt und zwar gerade die jeweilig gewünschte Abart desselben und so noch vieles dergleichen mehr.“

Uebergehend auf den gehörten Gesang fuhr er in seiner Erklärung fort: „Abgesehen von übrigem, der Hauptgrund, warum dir jene Gesangstimmen gar so lieblich anzuhören vorkamen, war, dass keiner der Sänger je mit der ganzen Kraft seiner Stimme hervortrat, sondern so viel als möglich in derjenigen Lage und Stärke seiner Stimme verblieb, in der sie am lieblichsten klang. Die Kraft und Steigerung wird lieber dadurch hervorgebracht, dass allmählig mehr und mehr Sänger derselben Stimmlage eintraten. Es wird dadurch vermieden, was bei euch oft den schönsten Chorgesang stört: ein gewisser harter und scharfer (schreiender) Ton, wenn die Sänger eine stärkere Kraft oder Steigerung auszudrücken haben. Der feinhörige Spielmann hat uns durch jenes Verfahren über diesen Fehler hinweggeholfen.“

Ich kam im Weitergange zu folgender Frage: „Ihr habt, wie eine eigenthümliche Musik, wol — abgesehen von dem Freiheits-Jubelliede, was ich schon kenne — auch eigene Lieder, die ihr selbst gemacht? Gewiss. Denn die beiden Lieder, die da gesungen wurden, hab ich noch nirgends sonst gehört.“

„Freilich haben wir die,“ antwortete Heinrich, „und besonders unsere musikkundigen Liebespaare liefern uns manchmal ganz wunderschön gesetzte Liebeslieder, die, wenn sie allgemein gefallen, auch allgemein gelernt, dann von den eigentlichen Sängern hier und anderwärts vorgetragen und wol auch in das grosse Spielwerk aufgenommen werden. — Im Uebrigen halten wir fest an dem Grundstock von schönen Weisen, die wir von Europa herüber mitgenommen haben und an denen, die der Spielmann dazu gedichtet hat.“

Er fuhr fort: „Ich führe dich jetzt auf unsere Bühne. Da wirst du manchmal auch Musik hören, nämlich in unserm Geberden- und Singspiel.“

„Auf dieses sind wir durch folgendes Märchen gerathen, das Einer der Unsrigen geträumt hat. Das war so. Er träumte, er blicke in schöner sternenheller Nacht zum Himmel auf, und da dächte er gerade bei sich: ‚Ob denn der gewisse helle Stern dort nicht auch seine Bewohner habe wie die Erde hier unten, und ob Diese nicht vielleicht ganz verschieden von den Menschen hier beschaffen wären.‘ Sieh, da wurde er flugs im Traume auf jenen Stern versetzt, mitten unter seine ganz eigenthümlichen Bewohner. Diese hatten denselben

menschlichen Leib und alles Uebrige wie wir, nur aber hatten sie eine zwar angenehm klingende und leicht nachzusprechende aber höchst unvollkommene Sprache, also dass sie zur Mittheilung ihrer Gedanken oder vielmehr ihrer Gefühle sich mehrentheils der Geberden und des Gesanges mit bedienen mussten. Sie hatten keine Wissenschaften — die sie sich nicht hätten mittheilen können — sondern ihr ganzes Dasein war: sie freuten sich des Lebens, sie liebten einander und lebten überhaupt nur ein Leben des Herzens, der Gefühle. Darum war ihre Wortsprache so arm, ihre Geberdensprache und ihr Gesang dafür um so vollkommener.“

„Das war der Traum. Der Träumer erzählte ihn den Uebrigen und er gefiel allgemein, besonders aber unsern Sängern. Und von der Zeit an begannen die Versuche, das Treiben dieses Sangvolkes auf der Bühne darzustellen. Du wirst im Laufe der Zeit einige Stücke dieses Geberden- und Singspiels zu sehen und zu hören bekommen.“ — An eurer Oper habt ihr übrigens etwas Aehnliches.“

„Und was spielt ihr sonst für Stücke auf eurer Bühne?“ fragte ich.

„Alle die erstlich,“ war die Antwort, „die auch bei euch ein dauerndes Ansehen bewahren, nur mit möglichster Vermeidung alles Schicksals-, alles Gespenster- und Wunderwesens — bei uns muss alles natürlich zugehen — und aller der schwarzen Bösewichter rein aus innerer Schlechtigkeit, denn die könnte bei uns Niemand mit Wahrheit spielen und, wenn auch, ihre Darstellung würde nur Unwillen und Missfallen erregen. — Heute z. B. wirst du das Stück von der liebenden Sappho sehen und im Lauf der kommenden Tage die Heldenstücke vom Königsmörder Macbeth, vom Fliesseroberer Jason, vom stolzen Koriolan, vom Cäsartödter Brutus, das Liebesstück von Romeo und Julie u. dgl., sowie hin und wieder eines der unterhaltenden Stücke.“

„Eigene Stücke aus unserm freien Leben haben wir zwar schon auch, aber in rechten Schwung werden sie erst kommen, wenn unsere kleine Welt einmal mehr mit der grossen Welt draussen in lebendige Berührung getreten sein wird. Die Thaten, die dann beiderseits geschehen werden, die erst werden reichen Stoff zu neuen eigenthümlichen Bühnenstücken geben. Freilich, diese Zeiten werd' ich nicht mehr erleben.“

40.

(Eine Bühnenaufführung.)

Unter diesem Gespräch waren wir dem Bühnengebäude nahe gekommen und traten ein.

Das Innere des Gebäudes war, abweichend von den unsern, ganz eigenthümlich eingerichtet, worüber mich mein Begleiter aufklärte. Es ist nämlich der Bühnenraum viel grösser als der Zuschauer-raum, darum, weil hier Alles lieber selbst mitspielt — wenn auch nur als stummer Spieler — als blos zuschaut und zuhört. Der Innenraum ist rund, die Mitte desselben, unser Parterre, erhöht und gleichfalls als offene Bühne zu gebrauchen. Rings im Halbkreise um diese runde Mittelbühne ausserhalb der sie umgebenden Treppenstufen befindet sich der Zauschauerraum, ebenfalls und noch mehr erhöht als die Mittelbühne und von Säulen eingefasst. Nach der vordern Seite zu schliesst sich die offene Bühne mittels einer breiten Treppe den beiden nebeneinander liegenden, mit Vorhängen geschlossenen eigentlichen Bühnen an. Die können nun entweder einzeln nacheinander benützt werden, indem während des Spieles auf der einen, die andere Bühne für die kommende Scene vorbereitet wird — also dass keine Stockung einzutreten braucht — oder sie können durch Wegnahme der Scheidewand in eine einzige grössere Bühne verwandelt werden. Die Ausstattung der Bühne ist sehr einfach, ebenso die Kleidung, denn das Spiel ist da die Hauptsache, und Jeder der Spieler ist so vertraut sowol mit seiner Rolle als mit dem ganzen Stück, dass kein Einsagen nothwendig ist.

Der Vorhang hob sich und sie spielten nun das bekannte Stück von der liebenden Sappho, aber nach ihrer Weise eigenthümlich verändert und erweitert. Die ganze Scene vom olympischen Fest, bei dem Sappho den Siegerpreis der Sänger gewinnt und sich dem schönen Jüngling Faon vermählt, der sie so bewundert, welche Scene im Grillparzer'schen Stück nur erzählt wird, ward hier gespielt. Weiters bemerkte ich, dass man sich aus der Versform, in der das Stück geschrieben ist, gar nichts machte, indem man diese ohneweiters zur Urform der Sprache zurückführte, nicht nur der Wortfolge nach, sondern auch dem Sinne nach. Alles übernatürlich dichterisch-ausschweifende war vereinfacht worden.

Die ganze Darstellung übte einen grossen Eindruck auf mich, besonders durch die einfache und wirkungsreiche Art ihres Spiels. Eine solche Sappho und Melitta, ein solcher Faon konnten wirklich im alten Griechenland gelebt haben und genau solches, wie hier dargestellt ward, erlebt haben. Am ganzen Gemälde kein Strich zu wenig, keiner zu viel: die lebendige, unverfälschte schöne Natur.

Grundverschieden ist diese, jede Art überwuchernden Beiwerks entbehrende, nur nach einfacher Naturwahrheit und Naturschönheit strebende und sie erreichende Darstellung von unsern Aufführungen, an denen alles von prunkendem Beiwerk strotzt: die Sprache in Verse gegossen, die Gedanken und Gefühle zur höchsten Verzückung aufgeschraubt, der Vortrag des Schauspielers in dem Gleise eines gezwungenen Anstandes sich bewegend! Welche Weise ist wol wirklich schöner? — (Doch Jedem das Seine. Eine solche Darstellung wie diese hier, kann ja doch nur im freien Lande gedeihen, wo alles Uebrige schon an sich so schön und der Natur verwandt ist, während wir drüben mitten in der verderbten, geschmacklosen Welt für solch einen ungewürzten Gesundheitstrank der Natur nicht empfänglich genug wären.)

41.

(Nach der Aufführung.)

Nach dieser Bühnenvorstellung gingen die Zuhörer und die Darsteller keineswegs gleich auseinander, sondern man lagerte sich gruppenweise auf den Treppen, dem Bühnen- und Zuschauerraum und pflegte emsig des Gespräches, dessen Gegenstand natürlich zu meist die stattgehabte Vorstellung war.

Es wurden feinduftende schmackhafte Früchte herumgereicht, feine weisse Brödchen und Milch. Milch ist nämlich bei den Freiländern ein allbeliebtes und hochgeschätztes Getränk und im Geniessen derselben sind sie wol nicht weniger Feinschmecker als bei uns die Weintrinker und Biertrinker genaue Kenner ihres Lieblingsgetränkes sind. Die hier herumgereichte Milch — aus der Musterwirthschaft — war aber auch dem Geschmack und ihrer Frische nach ein herrliches und zugleich gut nährendes Getränk, das mir trefflich mundete.

Bald nach der Vorstellung gesellte sich Heinrichs Tochter zu uns, welche im Stück eine kleine Rolle gespielt hatte. Sie erzählte

mir davon, was die nächst vorhergegangenen Tage für Stücke aufgeführt worden waren. Man konnte diese Stücke, von denen mir Jung-Agnes den Hauptinhalt und die Darstellungsweise ausführlich berichtete, recht eigentlich „Freiheitgründerstücke“ nennen; denn sie hatten das Leben solcher Helden zum Vorwurf, welche mit Edelsinn und Freiheitsliebe ausgestattet, die Freiheit ihres Volkes gründen wollten um jeden Preis und die dadurch, dass sie sich nicht der rechten Mittel bedienten oder dass sie in einen ungünstigen Zeitpunkt geriethen mit ihrer grossen That, endlich gerecht aber bedauerungswürdig scheitern und zu Grunde gehen mussten.

Das eine Stück hat den Titel vom „edlen Räuber“. Es ist der Held derjenige des Schiller'schen Stückes, das nur im Geschmack der Freiländer auf eigenthümliche Weise abgeändert zur Darstellung kommt. Der Held des Stückes gelangt nicht durch „spitzbübische Künste“ eines schlechten Bruders, sondern durch seinen eignen Geist und Thatendrang zum Räuberleben. Er macht sich's zur Aufgabe durch Ausrotten des Schwachen und Schlechten die Gesellschaft zu läutern und der Freiheit entgegenzuführen und geht an der Ungunst der Zeit und dadurch, dass er sich des grundverkehrten Mittels bedient, „die Freiheit durch Gewalt einführen zu wollen“, zu Grunde. Er bildet allein den Mittelpunkt des Stückes. Kein Gegensatz von innerer Schlechtigkeit, das Beispiel eines schwärzesten Bösewichtes, sein Bruder Franz, steht ihm gegenüber, weil die Freiländer solchen Wichten keinen Geschmack abgewinnen können. Auch der Vater Moor und die Geliebte Amalia haben einen andern Charakter als im Stücke Schillers. — Das andere derartige Stück war das vom „Kaiser Josef“. Auch Dieser geht im edlen Bestreben, die Freiheit einzuführen zu Grunde, weil er dies mit dem grundverkehrten Mittel der Gewalt und in ungünstiger Zeit unternimmt.

Spät erst trennte sich die Gesellschaft, um sich nach Haus zu begeben. Einige blieben gleich lieber im Bühnengebäude zurück, um die Nacht dort zu verbringen, zu welchem Zweck immer einige Decken und Kissen daselbst vorrätzig sind.

42.

(Kindergarten-Besuche.)

Den darauffolgenden Tag besuchte ich zum zweiten Male mit dem alten Heinrich den grossen Kindergarten, um daselbst wieder viel Neues und Anziehendes zu sehen und zu erleben.

Diesmal waren wir gerade zu einer Zeit hingelangt, wann die am Werkplatz Beschäftigten Ruhe zu machen pflegen und diese Zeit benützen, um den nahegelegenen Kindergarten zu besuchen und sich da mit der heranwachsenden Jugend abzugeben. Ich konnte da beobachten, in welcher musterhaft liebenswürdiger Weise sich die Erwachsenen mit den Kindern aller Altersstufen zu schaffen machten, um mit ihnen zu spielen, sie neue Spiele oder wol auch nützliche Thätigkeiten zu lehren, kurz, sie auf angenehme Weise zu unterrichten und zu erziehen.

Diesmal bot der Kindergarten ein ganz anderes Bild. Nur am Tummelplatz der jungen Kinder ging es ganz so zu wie sonst; aber in demjenigen Theil des Gartens, wo sich die älteren Kinder, die sogenannten Jungens, aufhalten, gab es viel Neues zu sehen: Wo nur ein Erwachsener sich blicken liess, war er gleich von einem Rudel lustiger und wissbegieriger Jungen umgeben, die irgend ein Anliegen an ihn hatten: die Erzählung eines schönen Märchens, einer lustigen oder lehrhaften Geschichte, das Unterrichten in einer nützlichen oder schönen Kunst, das Kennenlernen der Natur.

Hier lernte ich — bei den einzelnen Gruppen im Vorübergehen zuhörend — die rechte Art des Jugendunterrichtes kennen. Da gibt's keine bestellten Lehrer, welche den in eine Schulstube eingepferchten Jungen die sonst anziehendsten Gegenstände in einer Weise beibringen, die den lustigen Jungen nur Langweile und Unlust, ja Ekül und Abscheu erregen können und die ihnen für die übrige freie Zeit saure Aufgaben zutheilen. Woher es auch kommt, dass die solcherart in ihrem natürlichen Wesen unterdrückten Jungen, wenn sie wieder einmal aus der verhassten Schulstube in die kurzugeschnittene Freiheit gelangen, leicht ausarten und boshafte Range werden. Ein solches „Zeitalter der Ausgelassenheit“ bei den Jungen gibt es hier nicht, weil niemals ihre natürliche Freiheit und gesunde Lebhaftigkeit unterdrückt worden ist.

Es ist dieses Alter, in dem ihr Geist sich mächtig zu regen anfängt, vielmehr gerade dasjenige, in welchem sie den Erwachsenen recht ehrfürchtig und liebevoll entgegenkommen, da sie sich von ihnen so viele anziehende Dinge lehren lassen können. Hier läuft auch nicht der Lehrer den Kindern nach oder zwingt sie zu sich heran und dringt sich ihnen mit seinem trockenen Unterricht auf, sondern hier läuft umgekehrt der wissbegierig gewordene Junge jedem

Unterricht spendenden Erwachsenen nach und geht ihn mit den gar freundlichen Worten an: „Bitte, lehre mich das, erzähle, zeige mir jenes.“ Den Erwachsenen hingegen macht es Vergnügen, so oft als möglich den Kindergarten zu besuchen, um dort je nach Gelegenheit das Treiben der freien Jugend zu beobachten oder ihnen bei irgend etwas behilflich zu sein.

Heinrich gab mir im Vorbeigehen immer die nöthigen Aufklärungen.

Ich sah, wie die Kinder — mittels reihenweis gelegter Steinchen und aufgefädelter Korallen — gleichsam spielweise das Zählen und erste Rechnen lernten, wie man Pflanzen oder Thiere in ihrer Gegenwart zergliederte, um sie den Bau derselben sehen zu lassen, und wie man ihnen besonders im Erlernen nützlicher Thätigkeit behilflich war. Ja, auch sogar die schönen Künste gingen nicht leer aus. Denn siehe da! auch der gottvolle, von Allen geliebte Spielmann sammt seiner sangeskundigen Frau, der Kinderfreundin, macht sich bei den Jungen zu schaffen. Schon hat er Diejenigen sich ausgefunden, die durch einen ausgezeichneten Tonsinn und Vorliebe zur schönen Tonkunst unter den Uebrigen hervorrangen; er macht sich daran, diese seine ausgewählte Horde in den Grundbegriffen oder Anfängen seiner Kunst zu unterrichten und anzuleiten. Freilich ebenfalls nicht in einer abschreckend trockenen Weise oder mit unleidlichem Zwang, sondern so zu sagen auf eine heitere und unterhaltende Weise. Keine Spur von einem Notenlernen zuerst! Sondern er lässt sie beispielsweise erst einzelne Töne anstimmen und nachsingen, stellt einen schönklingenden Dreiklang zusammen — was den Jungen, wenn es recht rein und gut gelingt, eine grosse Freude macht — dann lehrt er sie einfach-schöne Liedchen singen — ebenfalls nicht mittels der Noten, sondern durch liebeich-beharrliches Vorsingen oder durch ein kleines Spielwerk — später unterweist er sie auch im Begleiten dieser einfachen Lieder mit der Laute und endlich, wenn er bemerkt, dass der Junge ein wirklich hervorragendes Musiktalent zeigt und die unabweisliche Neigung zu erkennen gibt, sich ganz der schönen Kunst der Töne zu widmen, da wird der Junge von ihm gleichsam ins Heiligthum eingeführt, nämlich in seine Tonhalle.

Sowie es der Spielmann mit den für seine Kunst begabten Jungen, so machen es Andere — die Maler und Bildner, die Redner, Erzähler und Schauspieler — wieder mit den ihrigen. Sie lernen da,

auf ebenso angenehme gleichsam spielerische Art, das Zeichnen mit dem Stift, die Anfangsgründe des Malens und Modellirens, das Erzählen von anmuthigen Geschichten, das Reden und Vortragen und das Schauspiel, je nachdem sie ihrer Altersstufe und natürlichen Begabung nach dazu fähig sind. Und so gibt es keinen Knaben und kein Mädchen, die zum Verlassen des Kindergartens reif geworden sind, die nicht schon in allen Hauptfächern die ersten Grundlagen des Unterrichtes erhalten hätten — denn sie theilen das von den Erwachsenen Erfahrene sich jedesmal auch untereinander mit — und so gibt es keine derartigen auf jene Stufe gekommenen Knaben oder Mädchen, die nicht schon wenigstens ahneten, nach welcher Seite hin ihre eigentliche Begabung und Naturbestimmung gelegen wäre. Diese vorläufigen Grundlagen der Erziehung erlangen dann ihre Weiterführung und Vollendung in der freiländischen Hochschule, d. i. im grossen dreigetheilten Lehrgarten.

43.

(Gottmann, Heinrichs Sohn.)

In diesen Lehrgarten, und zwar in die Abtheilung der Naturschule begaben wir uns zunächst.

Wenn ich geglaubt hatte, dass vom Werkplatz her und von der Musterwirthschaft vielleicht alle Erwachsenen im Kindergarten befindlich zerstreut seien, so irrte ich; denn ich traf ihrer in der Naturschule eine nicht mindere Zahl, ähnlich wie die Andern mit Unterricht und Erziehung der hier lebenden grösseren Jungen beschäftigt. Was war dies Freiländer-Volk zahlreich geworden in den wenigen Jahrzehenden, die es hier lebte!

Wie ich so mit dem alten Heinrich Hand in Hand einherwandelnd mir das schöne Gebahren der Eltern und Erzieher auch mit diesen älteren Knaben und Mädchen betrachtete, machte mich der Alte auf eine etwas entfernt vor uns befindliche Gruppe aufmerksam und er theilte mir darauf hindeutend nun Folgendes mit.

Er sagte mir: „Sieh auf jene ferne Gruppe grösserer Jungens, in deren Mitte ein hochgewachsener schöner Mann, der zu ihnen redet. Den sehe dir, wenn wir näher kommen, genauer an. Jener Mann ist mein eigener zweitjüngster Sohn, mein grosser Sohn, darf ich sagen; ein Mann, der mir, seinem Vater, so weit voraus ist,

als ich dem meinigen. Er macht die Freude meines Lebens aus. — Ich will dir nun, damit du ihn näher kennen lernst, im Umriss seine Geschichte erzählen und sein Wesen dir schildern.“

„Er ist mein zweitjüngster Sohn und war im Anfang nicht mehr und nicht weniger versprechend als alle meine übrigen Kinder. Bald aber, nachdem er ins Jünglingsalter getreten, zeigte sich, wess Geistes er sei. Begabt mit dem gewissen Trieb nach allumfassendem Wissen und Können, der seinerzeit auch mir eigen war, verlegte er sich gleichsam auf alles zugleich, darunter aber besonders und mit Vorliebe auf die bildenden Künste. Er machte wie die Andern seine Reise nach Europa. Die Welt der Menschen gefiel ihm nicht; vielmehr wendete er sich bald von ihr ab und lebte daselbst nur mehr der Kunst. Unter den am längsten Verweilenden kam er von seiner Weltreise auf die geliebte freie Insel zurück, gerade zurecht, um überall bei der längst in Angriff genommenen Errichtung des Lehrgartens und zwar in der dritten Abtheilung desselben, der Schule der Kunst thätig zu sein. Seine Hauptthätigkeit galt der Herstellung des Schönheitsgartens. Sein Plan vom Schönheitsgarten ward allen übrigen vorgezogen und unter seiner Leitung ward er ausgeführt. Ausserdem malte er viele Bilder für die Bildersammlung, besonders die herrlichen Jünglings- und Mädchenbilder der Schönheitensammlung. Er meisselte herrliche Standbilder und unternahm die meisten unserer Schönbauten. Er übernimmt auch gewöhnlich die Heldenrollen im Schauspiel. Kurz, er ist — ausgenommen die Tonkunst — ein rechter Allkünstler und darin dem Italiener *Buonarrotti* vergleichbar. Er ist nicht nur der geistreichste und feingebildetste, er ist auch körperlich der schönste Mann auf der Insel. Die allgemeine Liebe und Ehrfurcht wendet sich ihm zu. Die schönen Frauen Freilands vergöttern ihn. Ist ihm doch von den vielen schmeichelhaften Namen, die sie ihm gegeben haben, zuletzt von allen der Name *Gottmann* eigenthümlich geblieben. Die Männer erlauben ihren Frauen ohne weiters, um dessen Liebe zu werben — wissen sie ja doch, dass solcher Zauber auf keine andere Weise zu bannen ist — und widmen selbst in dem Falle, dass das Frauchen mit einem Gottmann'schen Sprössling beglückt zurückgekommen wäre, demselben die liebevollste Pflege. ‚Einen Sprössling vom Gottmann‘ zu haben, ist den meisten Frauen nachgerade zu einer hohen Ehre geworden, während Gottmann selbst sich im Grunde nicht so sehr viel aus den Frauen zu

machen pflegt. Nicht umsonst trägt Derselbe seinen auszeichnenden Namen; er ist wahrhaft unter seinem Mitlebenden gleichsam einem Gotte gleichgeachtet.“

„Vieles hat er mit seinem hohen Geiste — dem glücklichen Geschenk der Natur — in Kunst und Wissenschaft für uns geleistet. Beispielsweise die Bearbeitung der Geschichte in der dichterischen Form — gleichsam so wie ein Künstlergeist wünschen würde, dass die Entwicklung des Menschengeschlechtes vor sich gegangen wäre und doch nicht zu weit von der Wirklichkeit abgehend — in ein schönes abgerundetes Gemälde zusammengefasst. Du findest es in der Bücherhalle bei den neueren, durch meine Jünger verfassten Büchern: es ist sein Werk. Hernach malte er auch eine fortlaufende Reihe von Bildern dazu. Viel anderes noch, das ich dir jetzt nicht aufzählen will, hat er uns geleistet. —“

„Eine weitere Eigenthümlichkeit — die er vielleicht von mir dem Vater, geerbt — ist seine Liebe zu den heranwachsenden Jungen, nicht den kleineren im Kindergarten, sondern den grösseren, die sich schon selbst über die Grenze gewagt haben. Er leistet unendlich viel für deren Unterricht und Erziehung und du findest ihn oft seine ganze freie Zeit hier bei seinen lieben Jungen verbringen, die aber auch ganz seinen Geist und seine Richtung sich aneignen. Wollen wir uns, so schloss Heinrich, nachdem du meinen Gottmann mittels dieser Einleitung schon einigermaßen kennen gelernt, der Gruppe nun vollends nähern.“

Ich sah nach all diesen Aufklärungen, während wir unterdessen näher gekommen waren, zur Gruppe hin. Der Sohn des alten Heinrich — ein Mann mitten in den Dreissigen etwa, von edlen, geschmeidig-kräftigen Formen, freundlich ernster Miene und von der gewissen echten Manneswürde in Geberde und Betragen — stand an einen schattigen Baum gelehnt und zu den andächtig aufhorchenden Jungen, die um ihn herum in Gruppen gelagert waren, redend. Es musste, was er eben sprach, auch für die Erwachsenen sehr anziehend sein, denn ich merkte, dass auch die anwesenden Jünglinge und Jungfrauen, sowie die übrigen Erwachsenen, wenn sie von weitem den Sohn Heinrich's reden sahen, sich alsbald näherten, um ebenfalls wie die aufhorchenden Jungens seinen Worten zu lauschen. So war seine Zuhörerschaft unterdess allmählig zu einer ansehnlichen Menge angewachsen.

Diesmal war der Gegenstand seiner Rede ein recht erhabener, und die hohe Begeisterung, in die er selbst dabei gerieth, theilte sich in gleicher Weise seinen Zuhörern mit. Er sprach von der Thatkraft und dem Werth des Menscheingeistes, erzählte in einer kurzen geschichtlichen Uebersicht von all den glücklich vollbrachten Thaten des Menschengeschlechtes oder vielmehr einzelner unter ihm hervorragender Menschen und schloss mit der beherzigenswerthen Ermunterung, man möge — immer das gewisse: Hilf dir selbst! im Auge haltend und dadurch frühzeitig sich einen eisernkräftigen Willen verschaffend — nur immer auf grosse und würdige Ziele im Leben ausgehen: dann werde der eigene Geist jeweilig das leisten, was nur überhaupt menschenmöglich und das Leben werde dadurch zu einem genussreichen, gehaltvollen.

Nicht im Tone des Professors etwa, wenn er von der Lehrkanzel den gerade vorgeschriebenen Gegenstand predigt, wofür er bezahlt ist, war die Rede Gottmann's gehalten. Sondern er hatte, wie Einem manchmal ein Gedanke den ganzen Tag über einfällt, über diesen gewissen Gegenstand viel und lebhaft gedacht. Einer der Jungen hatte dann durch eine darauf bezügliche Frage den Anlass gegeben, darüber zu sprechen, und „wessen das Herz voll“ war, davon ging der Mund über. So, denk' ich mir, war diese heutige Rede entstanden.

Es dünkte mich, sowie sich allmählig mehr und mehr Erwachsene dem Zuhörerkeise anschlossen, als ob er in ebendem Maasse von dem anfänglichen Gespräch mit den jüngern Zuhörern unmerklich abkommend im Verlauf der Rede nur mehr zu den Erwachsenen spräche. Dadurch und indem er der ihn überkommenden Begeisterung gerne nachgebend sich so recht aus vollem Herzen auszusprechen kam, gewann der Gegenstand seiner Rede zusehends an Würde und Höhe.

Obwol die Jüngeren nun nicht mehr alles Gesagte gut verstanden haben mochten, hatten sie gewiss trotzdem eine nicht minder nachhaltige Wirkung davon erfahren. Gewiss, diese begeisterte Rede Gottmann's bildete in ihrem Leben ein Ereignis, an das sie sich zeitlebens erinnern werden: sie haben da zum ersten Male einen rechten Begriff von der Würde und Grösse des Menscheingeistes erhalten, sie werden jetzt, mehr und mehr den leeren kindischen Spielen entfremdet, eine gediegene Thätigkeit aufsuchen, sie werden, würde-

voller geworden in ihrem Benehmen, es nun vor allem wagen zu denken, nachzudenken über sich selbst, über ihr bevorstehendes Leben und über das menschliche Leben überhaupt. Kommt nun vielleicht Gottmann — oder auch ein Anderer — das nächste Mal in ähnlicher Weise über die Grösse der Natur oder des Weltalls zu reden — ein in vieler Beziehung noch höherer Gegenstand — so ist in ihren Geistern der Grund gelegt zum Gefallen an allem Hohen, Erhabenen und Würdigen, über was uns nur überhaupt zu denken zugänglich ist.

Nach dem Schluss der Rede wendete sich Gottmann mit liebevoller Achtung seinem greisen Vater zu, um mit ihm und mit mir, als dem Gaste Heinrichs, des Gespräches zu pflegen.

Was für ein Mann war dieser Sohn Heinrichs, der die liebende Begeisterung seines Vaters wol verdiente! — Unter all' den berühmten Menschen, die ich im Geiste mit ihm verglich, schien mir unser deutscher Dichterkönig am ähnlichsten zu sein. Nur Göthe, der junge Göthe in seiner besten Weimarer-Zeit, da er Alles um sich her bezauberte, musste etwa so sich ausgenommen haben. Wollte man ihn aber mit einem Male ganz treffend bezeichnen, so sagte man, wie Shakespeare's Antonius vom Brutus: „Es ist ein Mann!“ Ein Mann im wahren Sinne des Wortes.

Dies berühmte Wort auch sagte ich dem alten Heinrich ins Ohr, als er in begreiflicher Vätereiheit einen fragenden Blick auf mich gerichtet.

Wir setzten uns bald alle Drei in Bewegung, nach Hause zu, denn Gottmann that uns den Gefallen, das Mahl heut mit uns zu halten im väterlichen Haus.

Ich armer Geisteszwerg neben Jenem, hütete mich wolweislich, mich nur irgend auffällig zu machen und fand den reichsten Genuss in der blossen andächtigen Schau und Beobachtung der beiden Männer, des grossen Vaters und des noch grösseren Sohnes.

44.

(Gottmann's Liebesgeschichte.)

Schliesslich machten wir uns alle Drei miteinander auf nach Gottmann's Behausung, wo ich auch seine Gemalin kennen lernte. Eine junge vollentwickelte Frau von engelgleicher Schönheit — nicht von der auffallenden und gleich aufs erste Erscheinen Alles bezau-

bernden Schönheit der Rose, sondern von der stillbescheidenen des Veilchens — und von einem ausserordentlich wohlthuenden menschenfreundlich-sanften Wesen. Eben wegen dieser Eigenschaften ward sie allgemein mit dem Namen „das Veilchen“ oder „das Täubchen“ genannt.

Gottmann's Behausung war eine echte Künstlerwerkstätte, voll von Entwürfen, Modellen und halbfertigen Arbeiten, mit denen er mich durch freundliche Erklärung bekannt machte.

Das Paar führt nach Art der übrigen Künstler keine eigene gesonderte Haushaltung, sondern erwirbt sich seinen Unterhalt mit weniger Mühe in der Musterwirthschaft.

Nachdem wir uns genugsam innerhalb der vier Pfähle Gottmann's umgesehen hatten, machten wir Zwei — Heinrich und ich — uns wieder auf den Weg.

Die erste Frage, die ich, als wir bereits im Gange waren, an Heinrich richtete, war diese:

„Wie kommt es denn, dass Gottmann, der mächtige Herrscher im Reiche der Geister, sich mit einer gar so sanftbescheidenen und still-einfachen Frau verbunden hat? Ich hätte mir seine Auserwählte ganz anders vorgestellt.“

„Das sollst du bald begreifen,“ antwortete Heinrich. — „Ja, es ist merkwürdig, fuhr er fort, „wie die Natur oft die entschiedensten Gegensätze so schön einander ergänzend zusammenfügt! — Denn ich sage dir, so wie ich Gottmann kenne, er hätte mit keiner Andern verbunden ein so reines Glück der Liebe und des heiteren Zusammenlebens finden können, als gerade mit dieser Sanften!

Ich will dir in Kurzem die Geschichte dieses Liebesbündnisses erzählen.

Das sanfte „Täubchen“ oder „Veilchen“, als sie noch ein kleines junges Mädchen und Gottmann dagegen schon ein erwachsener Mann gewesen, der alle Frauen bezauberte, hatte schon damals eine entschiedene stille Zuneigung zu dem hohen Mann gefasst, die, jemehr das Mädchen zur Jungfrau heranreifte, immer stärker ward. Sie gab sich nicht zufrieden, wenn sie nicht an seiner Seite wandeln konnte, der ohne auf ihre wachsende Zuneigung Acht zu haben und an ihrem freundlich-heiteren Geplauder sich ergötzend, sie still gewähren liess.

So schlenderten die Beiden Hand in Hand — wie sie's öfter thaten — einmal auf der andern Seite des Gebirges, weit aus dem

Bereich der Behausungen hinaus, durch den dortigen wilden Wald. Nichts Böses ahnend wurden sie da auf einmal durch das Anrennen eines anscheinend sehr wilden böartigen Thieres erschreckt. Es ging nach Bärenart aufrecht und zeigte, plötzlich erscheinend und ein unheimliches Gebrülle ausstossend, seinen zähnebesetzten fürchterlichen Rachen. Das Mädchen schrie auf vor Schreck und Angst und aber dabei weder vor Schwäche ohnmächtig werdend noch überhaupt die eigene Lebensgefahr bedenkend, sondern nur ihren Begleiter, den im tiefsten Herzen gehegten Mann im Sinne, stellte sie sich kurz entschlossen und kühn aufgerichtet zwischen Gottmann und das Thier in der deutlichen Absicht, Jenen mit ihrem Leibe zu decken. Gottmann aber, nicht die Geistesgegenwart verlierend, fasste das Mädchen um den Leib und nahm sie mit kräftigem Ruck schnell mit sich hinter den nächsten dicken Baum, dort auf weitere Vertheidigung denkend. Als er nun wieder nach dem Thiere sah, so erkannte er bald, dass hier Irrthum und Täuschung im Spiele sei und dass sie sich umsonst erschreckt hatten.

Was war's? Die lustigen, den Teufel im Leib habenden Jungens waren schuld an der ganzen Geschichte. Nachdem sie schon, wer weiss was alles für Spiele getrieben und die Reihe der gewöhnlich üblichen erschöpft war, verfielen sie auf eine Art „Jagdspiel“, wie sie's nannten. Eines der wilden Thiere, die früher auf der Insel heimisch waren und von denen nur im Naturgarten noch einige gehegt wurden, war vor Kurzem daselbst verendet und diese Jungens kamen in den Besitz der Haut des Thieres, in der — noch ganz frisch — der Kopf unverletzt gelassen war. Sie verfügten sich damit in den wilden Wald, wo sie ganz allein unter sich zu sein hofften, Einer der Hochgewachsensten und Kräftigsten zog die Haut geschickt über sich, ahmte Geberde und Gebrülle der Bestie nach und die Anderen mussten auf ihn Jagd machen.

Unvermuthet war der Junge in seiner Bestienrolle auf das harmlos dahinwandelnde Paar gestossen und hatte zu seinem eigenen grössten Leidwesen den unnöthigen Schreck verursacht. Denn er war einer der Lieblingsjünger Gottmann's. Selbst erschreckt und voll Reue über sein Ungeschick wand sich der Junge mit Mühe aus der Verkleidung und bat mit Thränen in den Augen um Verzeihung.

Gottmann, ohne in Groll auszubrechen, richtete ihn freundlich wieder auf und sagte die Worte zu ihm:

„Bedenkt doch, welch' gefährliche Spiele ihr treibt! Schreckhaft für Andere und gefährlich für euch selbst! Denn glaubst du nicht, wenn ich nun zufällig ein Waffenzug bei mir gehabt, dass du leicht schon Pfeil oder Kugel im Leib hättest? Denn ich hielt dich zuerst selbst für ein wildes Thier, weil du Geberden und Gebrüll desselben wunderbar gut nachgeahmt hast.“

Während Gottmann so redete, kamen auch die andern Jungens herbei, die über das Vorgefallene nicht weniger bestürzt waren. Sie nahmen alsbald die Haut auf und fortgehend versprachen sie, nie mehr dergleichen gefährliche und erschreckende Spiele zu treiben.

Die Beiden blieben allein zurück.

Eine Weile sprach Keines von ihnen ein Wort.

Gottmann endlich, dem in der Erinnerung an das Vorgefallene zum ersten Male im Leben das Gefühl und Verständnis der echten aufopfernden Frauenliebe überkam, sagte der Hocherröthenden, sie zärtlich umfassend, die anerkennenden Liebesworte:

„Du also wolltest mich retten mit Hingabe deines Lebens? — O du grundgutes Wesen, das ich so lange nicht erkannt hatte! — Segnen darum muss ich den glücklichen Zufall, der mir so in einem einzigen Augenblick dein ganzes Herz gezeigt hat, voll der grenzenlosen Liebe für mich. Ich Selbstsüchtiger und Rücksichtsloser, stehe beschämt vor dir; ich erstaune vor so grösser Liebe und fühle mich ihrer nicht werth.“

Indem er diese und ähnliche Liebesworte sprach, war es das erste Mal, dass Gottmann — noch nie bisher aus der Fassung gekommen — vor innerer freudiger Erregung zu Thränen gerührt war. Das Bild der echten Liebe, der alleshingebenden, stand leibhaftig vor ihm und er wusste, dass sie ihm selber galt. Den nächsten Augenblick darauf ergriff ihn wieder eine unbändige Lustigkeit, dass er sich nicht zu lassen wusste. Er sang und jubelte, machte Freuden-sprünge und liebte das holde Mädchen, dabei nur immer die Worte wiederholend:

„Du liebst mich also? Liebst mich von ganzem Herzen, mehr wie dein Leben! — Und darum, wenn alle Mächte gegen mich aufstünden: du musst mein Weibchen werden! — Du liebst mich nicht wie die Andern: die bewundern, die vergöttern mich; du allein liebst mich. In dem einen süßen Wort ist alles gesagt. Nicht wahr, du mein bescheidenes Veilchen, mein ge-

heimthuendes Täubchen, Herz voll glühender Liebe, du willst mein Weibchen werden?“

Die in seligen Gefühlen Schwimmende nahm ihn gleich beim Wort und sagte bescheiden:

„Du Dankbarer! O nur den Verlauf eines einzigen Jährchens durch, wenn du Hoher es mir versprechen kannst, ganz mir allein anzugehören, so bin ich ja überglücklich für mein Leben lang. Denn es ist wahr: ich hegte eine tiefe grenzenlose Liebe zu dir und doch getraute ich mir nie die Augen zu dir zu erheben, denn ich sah dich bewundert und vergöttert von unsern herrlichsten Frauen, denen ich nicht das Wasser reiche. Du standest mir zu hoch. Da denn der Zufall meine Liebe so unverhofft an den Tag gebracht und du sie belohnen willst, so sei es drum: ich werde dein Weibchen auf so lang meine Liebe dich zu beglücken vermag.“

Und so hielten sie's. Gottmann lernte, je länger er mit dem stillbescheidenen Wesen in traurem Verkehr zusammen lebte, desto mehr dessen bewundernswerthe Eigenschaften erkennen. Es schien wirklich, als ob sie unter dem Einfluss seiner Liebe erst das geworden sei, zu dem die glückliche Anlage, die nur noch nicht entwickelte, sie befähigte. Es kam auch erst jetzt eigentlich ihre körperliche Schönheit zu Tage, die früher unbemerkt geblieben war und da sie im Ernste von sich glaubte, ihre Liebe vermöge den grossen Mann wol nur auf höchstens ein Jährchen zu fesseln und sie dies eine Glücksjahr ihres Lebens so recht aus dem Vollen zu leben gedachte, so entwickelten sich alle die verborgen gebliebene Lebhaftigkeit und Vortrefflichkeit ihres Geistes, die Wärme ihres Gefühles, die Tiefe ihres Gemüthes auf eine solche Weise, dass sie meinen Gottmann zum vollen Glück führte.

Nicht, wie sie es sich ausgedacht hatte, eine kurze Frist nur, dauerte ihr beiderseitiges Glück, sondern bis jetzt ohne die mindeste Unterbrechung sind sie fortwährend einander treu und lieb geblieben.

Wie gut sie den Gottmann in seinem innersten Wesen versteht! Wie weit sie ihm, die innerlich Lebende, in seinen höchsten Gedankenflügen zu folgen vermag! — Wie die stille Maria andächtig zu den Füßen Jesu sass, um mit empfänglicher Seele die göttliche Lehre zu vernehmen, so mit liebeich-andächtiger Miene in Gottmann's Antlitz schauend vernimmt Diese, sich traulich an ihn schmiegend die Mittheilungen seines weltumfassenden Geistes, nicht selbst-

schöpferisch aber mit lenksamer Wissbegierde und feinem Gefühl überallhin folgend und die aus dem Grossen gehauenen Gedanken des Mannes mit weiblicher ins Einzelne eingehender Liebe ausmalend und ausglättend.

Nie hat sie Gottmann, der — schon aus künstlerischen Rücksichten — nach wie vor mit den übrigen Frauen Freilands verkehrte, mit Eifersucht gequält. „Liebt er mich noch immer,“ sagte sie, „so sei es fern von mir, ihm ein Vergnügen zu verderben; liebt er mich nicht mehr so recht aus dem Grund des Herzens, so bin ich ohnedies durch nichts in der Welt im Stande, ihn zu halten.“ Immer blieb sie bei der Meinung, dass ihr Liebesglück einmal ein Ende haben müsse und machte sich im Voraus darauf gefasst, und immer nur fester ward dabei ihr süsser Bund, gerade als ob die Beiden von Anbeginn für einander bestimmt und geschaffen wären.

45.

(Der Sternentraum.)

Denselben Nachmittag verfügte ich mich an den Badsee, um wieder das Bild des frischen Lebens der Freiländergesellschaft zu haben, das ich vor Kurzem kennen gelernt. Heute bot mir dasselbe noch einen besondern Genuss, indem ich dabei einer merkwürdigen Traumerzählung beizuwohnen Gelegenheit hatte.

Als sich nach dem Bade wieder die Gruppen gebildet, hier erzählt, da gesungen, wieder anderswo gespielt wurde, kurz als das herrliche alle Augenblicke wechselnde, alle Augenblicke anziehende Bild des Lebens hier am Strande sich zu entwickeln angefangen, sowie gestern und alle Tage, da, in einer mir nahgelegenen Gruppe, sprach Einer der Freiländer, den ich bei näherem Zusehen für Gottmann erkannte, von einem merkwürdigen und schönen Traum, den er heute gehabt. Die um ihn stehenden Genossen hatten das kaum vernommen, als sie auch sogleich in ihn drangen, dass er den Traum im grünen Theater — so nannte man's — das hier ganz in der Nähe liegen sollte, öffentlich erzählen möge. Sogleich auch verbreitete sich dieses Wort von Mund zu Mund! „Kommt ins Rasentheater, der Gottmann wird uns einen grossen schönen Traum dort erzählen!“ und ich schloss mich natürlich an die bald allgemein nach einer gewissen Seite hin ergehende Gesellschaft.

Wir kamen an Ort. Ein kleines, regelmässiges, gegen den Strand zu offenes Kesselthal, das durch einige nachhelfende Veränderungen zu einem freien Schauplatz hergerichtet war. In der Mitte unten ein runder ebener Rasenplatz, die Bühne, dann um diese herum, „in weiter stets geschweiften Bogen“ aufsteigend die treppenförmigen Rasensitze für die Zuhörer. In Kurzem hatten sich der Erzähler und die hierher Gefolgten an die geeigneten Plätze verfügt und Gottmann begann also zu reden:

„Einige einleitende Worte zuvor, eh' ich den Traum selbst erzähle. —

„Jeder Erwachsene von uns denke sich in die Zeit zurück des angehenden Alters der geistigen Reife, die gewisse Zeit, da nach eifrig oblegener Naturforschung jener unabweisliche Trieb zum Tiefdenken in ihm erwacht! Er blickt alsdann oft mit grübelndem sehendem Sinn zum Sternenhimmel auf und fragt sich im Stillen: Wie mögen doch wol jene andern zahllosen Welten beschaffen sein, von denen sonst gar nichts als eine geringe Lichterscheinung zu uns gelangt? Und wenn menschenähnliche oder überhaupt vernünftige Wesen darauf wohnen, wie mag es mit ihrer Entwicklungsstufe aussehen? Sind wir Erdenmenschen die ersten oder die letzten in der Geisterwelt? Und was wird aus dem irdischen Menschengeschlecht nach Jahrtausenden, wenn es sich mit zunehmender Schnelligkeit weiter und weiter herangebildet hat? Was wird nach jener Zeit, wann die Bildung einmal allgemein über die ganze Menschheit verbreitet sein wird, weiter mit ihr geschehen? Wird man endlich einmal die Schranken überwinden, die unerbittlichen, die den Einzelmenschen durch seine Sterblichkeit und Erdegebundenheit sowol von seiner Nachwelt gleichwie von der Geisterwelt des übrigen Weltalls ausschliessen? —

Alle diese Fragen stellt dann der Menscheng Geist an sich; aber er kann sie nicht beantworten. Hier ist seinem Forscherstreben die unüberschreitbare Grenze gesetzt und nur die luftige Träumerei kann ihn darüber weghelfen.

Mich hat jene Zeit wol mehr ergriffen als jeden Andern hier, denn mein Geist, ausserachtlassend die Klugheit, sich über etwas entschieden Unvermeidliches, Unabänderliches ruhig hinwegzusetzen, wollte sich durchaus nicht mit jener unseligen Grenze des menschlichen Forschens und Wirkens zufrieden geben. Ich ward fast ein

Grübler und Beschwörer, gleich jenem gewissen Faust, der alle Geister der tiefen Erde, des Himmels und der Hölle zu bestürmen gesucht hat, damit sie ihm helfen sollten, jene unleidliche Grenze zu überschreiten. Meine damaligen Genossen haben mir daher nicht mit Unrecht eine Zeit lang sogar auch den Namen jenes Faust gegeben.

Diese Zeit ist nun längst vorüber und ich habe mich gefasst und ins Unvermeidliche gefügt; bin endlich darüber zur Ruhe gekommen. Aber vor einigen Tagen, ich weiss nicht wie es kam, stellten sich diese alten längst zurückgedrängten Gedanken wieder ein und da mir jetzt schon mehr Klarheit und weniger Ungestüm in denselben gelegen schien, als dazumal, so wies ich sie nicht ab, und wie ich den ganzen Tag über mich mit ihnen herumgetragen, so stellten sie sich auch des Nachts ein und verschafften mir diesmal so merkwürdige und wunderbare Träume, dass ich sie euch im Zusammenhang zu erzählen versucht worden bin. — Vernehmet also:

Mir träumte, ich sähe wie gewöhnlich sehnsüchtig und grüblerisch zum Sternenhimmel hinauf, als ich auf einmal von einem eigenthümlichen beunruhigenden Angstgefühl befallen wurde, gleich als ob ich von fremden mir unsichtbaren Gestalten umschwirrt würde. Ich dachte in meiner Erregung sogleich bei mir: „Achtung! Vielleicht sind es Geister jener fernen Welten, die dich besuchen wollen!“ und verhielt mich ganz ruhig. Da, ganz nahe meinem Ohr vernahm ich einer geheimnisvollen Flüsterstimme Zuruf: „Faust!“ — mit diesem bedeutungsvollen Namen nannte sie mich — „Faust! besorge nichts! freu' dich vielmehr, denn es ist so, wie du denkst: ich bin ein Geist aus jenen fernen Welten, bereit, dich nach deinem heissen Wunsch ins Weltall einzuführen, dass du nicht mehr auf den mühsal- und todbringenden Erdenkörper angewiesen seist. Hörst du mich, Mensch?“

Ich konnte dem Geist vor freudigem Erstaunen eine Zeit lang nicht antworten. Endlich aber sagte ich: „So zeige dich, du freundlicher Geist auch in irgend welcher sichtbaren Gestalt! denn es macht mir Grauen, so aus der leeren Luft angedredet zu werden.“

Kaum hatte ich ausgesprochen, so war es auch schon sichtbar: die Gestalt eines vollendet schönen Mannes mit zwar greisenhaft weissem Haar und Bart, sonst aber in Antlitz, Stimme und Betragen keine weitere Spur des Alters zeigend, hingegen aus so dünnem

Stoff bestehend, dass die Gestalt, obwol sichtbar, doch meinen Händen nichts Greifbares darbot.

Der Geist fuhr fort: „Lass dich dadurch nicht beirren, dass du mit deinen Erdsinnen nichts greifbar Körperliches an mir wahrnimmst, sondern höre jetzt aufmerksam, was ich dir sagen werde.“

Er zeigte mit dem Finger nach einem lichten Stern am Himmel und sprach mit feierlichem Ton! „Dort auf jenem Weltkörper draussen, wol an tausendmal grösser als eure Erde, bin ich zu Hause. Tausendmal auch ist jenes Geschlecht, das dort wohnt, an Bildung und Entwicklung euch überlegen und ich, den du vor dir siehst, bin Derjenige meines Geschlechtes, der nach Millionen erlesener Geister, die an dem Versuch gescheitert waren, zum Erfolge vordrang, bin der Erste, der sich taugliche Flügel erfand, um den trennenden Weltraum zu durchsetzen und euren nebelumfängenen Erdkörper heimzusuchen. Dich hab' ich mir aus dem dumpfen, langsam vorwärtskommenden Menschengeschlecht ersehen, dass du an meinen Weltfahrten theilnehmen sollst und deine sehrende Seele auf kürzerem Wege sich zur Vollkommenheit heranbilden möge.“

Ich unterbrach ihn angst- und furchterfüllt: „Mächtiger Geist, das wird mir wol den augenblicklichen Tod kosten, in den Weltraum von dir geführt zu werden; denn mein Körper ist nicht dafür eingerichtet.“

Er aber darauf: „Lass das meine Sorge sein. Ich werde deinen Körper schon tauglich machen dazu.“

Wie er dies zuwege gebracht, weiss ich nicht. Der Traum war unklar geworden. Nach einer geraumen Zwischenzeit, die ich wie in schwerer Betäubung zugebracht, erwachte ich gleichsam wieder zur Fortsetzung des früheren Traumes.

Wir waren unterdess in unserm Fluge schon in den Bereich jenes Sternes gekommen. Unsere Ankunft hatte unübersehliche Scharen der dortigen Bewohner um uns versammelt, die mit Flugwerken versehen uns entgegen schwärmten und beim Landen behilflich waren. Wenige Minuten darauf, die ich auf ihrem Sternkörper anwesend war und mich in die neuen Eindrücke zurechtzufinden gesucht, erfuhr ich, dass durch Leitungsdrähte schon die Nachricht von meinem Ankommen über ihre ganze bewohnte Oberfläche hin zu den Millionen von Millionen ihrer Bewohner verbreitet, sowie dass Lichtbilder von mir versendet worden seien und sie nicht weniger auch von jedem

einzelnen von mir gesprochenen Worte sogleich Nachr'cht erhielten.

Man bestürmte mich da, wo ich angekommen, von allen Seiten um Nachrichten von meiner verlassenen Heimat, dem Erdkörper, wollte wissen, wie viel seine bewohnte Fläche ausmache, wie viel und welche Bewohner er habe, von welchem Entwicklungsgrad u. s. w.

Ich erfüllte ihren Willen und erzälte ihnen zuletzt auch in grossen Umrissen — in der Weise unseres Sammelwerkes etwa — die fortlaufende Entwicklungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechtes von der Urgeschichte angefangen durch alle Zeiten hinauf bis zu uns. Dies Erzälten unserer ganzen Geschichte, so in einem Athem, ward mir freilich sauer genug.

Nun erst, nachdem man sich fortwährend über unsere langsame und so oft rückfällige Entwicklung verwundert, verlief sich das herbeigeströmte Volk und mein Führer gab mir nun auch seinerseits die verlangten Nachrichten über ihre Welt.

Er sagte mir: Unser Stern ist so gross, dass ich dir für jeden Einzelnen eurer Bewobner an tausend der unserigen zählen könnte und wir sind in derselben Zeit als ihr zu eurem Entwicklungsgrad gebraucht habt, unserseits so weit gekommen, dass eine Bildung, die der eures höchstentwickelten Freiländers gleichkommt, bei uns schon längst etwas gewöhnliches und allverbreitetes geworden ist. Es kommt das von unserer viel glücklicheren Lage im Weltall, als sie eure Erde hat. All unser Stoff ist dünner, leichter, unsere Luft der reine Aether selbst. Wir haben auch wenig Verschiedenheit der Jahreszeiten, vielmehr einen ewigen Frühling.

Und siehe da, ich merkte bei diesen Worten des Geistes, dass ich reinen Aether athmete. Welch eine Leichtigkeit spürte ich in meinem ganzen Wesen! Ich war wie verwandelt. Mein Geist selbst schien mir nun viel entwickelter und durchdringender.

„Weil wir euch also,“ fuhr der Geist fort „so weit voraus sind, so kannst du in der Geschichte unserer jüngern Vergangenheit, die ich dir demnächst erzälten werde, die Geschichte eurer bevorstehenden Zukunft abnehmen und heraushören. Vorerst vernimm dies: Wie ich aus deiner Geschichtserzälung abnehme, so habt ihr kaum erst drei von den ersten sieben Hauptabschnitten in der Entwicklungsgeschichte vernünftig gewordener Wesen überstanden, nämlich erstens die Urzeit oder Zeit der Wildheit, weiters die Glaubens- oder Priesterzeit und drittens die Herren- oder Fürstenzeit ,

von denen immer eine tief in die andere hinübergreift. Diese drei Zeiten habt ihr kaum so halb und halb überstanden. Die Zeit, in der ihr euch jetzt befindet, ist nur erst der Uebergang zur vierten, d. i. der Völkerzeit, in der nämlich Priester- und Fürstenschaft allmählig zu überwundenen Standpunkten geworden und alle besseren Völker mündig werdend sich nun selbst regieren. Euer nächstes Ringen — nebenbei gesagt — muss also sein: die allgemeine Verbreitung etwa der auf eurer Insel eingeführten Freiheitsbildung in möglichst allen Erdtheilen, womit wol zwei oder gar drei eurer Jahrhunderte hingehen dürften. Nach der Völkerzeit wird bei euch die Weltzeit kommen. In der verschwinden die Sitten, Sprachen und übrigen Eigenheiten der einzelnen Völker, und nur eine einzige Sprache, eine Weltsprache, nur einerlei Bildung, eine Weltbildung werden eingeführt. — Alle diese Stufen haben wir überschritten und sind nun bereits in der sechsten, d. i. der Geisterzeit, welche anbricht, wenn es einzelnen grossen Geistern jenes entwickelten Weltvolkes gelingt, das bisher auf den besonderen Weltkörper beschränkte Dasein nunmehr mit andern bewohnten Weltkörpern und so mit dem Weltall selbst in geistige Verbindung zu bringen, womit wieder eine höhere, die siebente Stufe beginnt.

Von da an beginnt mein Traum wieder undeutlich zu werden. Ich weiss nur, dass er mir — ausser diesen sieben — noch etliche solcher Stufen herzählte, in denen die Geister ich weiss nicht zu welch hohem Grad von Vollkommenheit und welch langer Lebensdauer und endlich beinah zur Unsterblichkeit, sich aufschwingen; dass ich aber indessen gleicherweise nicht müde wurde, noch immer nach Weiterem zu verlangen und zu fragen: Was aber dann? Was zuletzt? Was denn ist das Allerhöchste, das Letzte? Wird die Menschheit wol endlich einmal zur Gottheit selbst?

Da aber hielt der Geist, wie aufgebracht über meine Ungeduld plötzlich inne und erst nach einer grossen Pause in ganz verändertem Ton fuhr er fort: „Du bist unklug; verlangst Unmögliches. Du gehst darauf aus, etwas ewig Unbegreifliches dir klar zu machen; darum, als einen Unklugen, einen Unbescheidenen verlass ich dich und versetz' dich auf deinen dumpfen Erdball zurück“

Jetzt riss mir die Geduld. Ich sah, dass also auch dieser weit überlegene Geist der sechsten Entwicklungsstufe nichtsdesto-

weniger seine Grenzen habe, wie jeder andere niedere Geist und wandte mich unwillig und unbefriedigt von ihm hinweg.

Mit diesen unangenehmen Gefühlen verblassten schnell alle Bilder und indem ich bald darauf erwachte, hatte der merkwürdige Traum auf einmal ein Ende“.

46.

(Auskunft des Bühnenleiters.)

✓ Diese Traumerzählung hatte bei den Zuhörern auffallende und nachhaltige Wirkungen hervorgebracht. Zwar der Eine der Spassmacher dehnte sich jetzt wie gelangweilt und meinte in seiner derbspottenden Weise: „Der kurze Sinn des langen Traumes: Schuster bleib bei deinem Leisten, und Mensch, versteige dich nicht in die Sterne!“ Aber die Uebrigen waren sichtlich ernst und nachdenkend geworden. „Obwol ein Traum nur,“ meinten sie, „so dürfte wenigstens das von der Aufeinanderfolge der Entwicklungszeiten doch nicht gar zu weit von der Wahrheit abweichen. Und gesetzt, dies sei der Fall, könnte man nicht“ — so war der weitere Gang ihrer Gedanken — „des Heraufkommen oder Anbrechen des je zunächst erwarteten Zeitabschnittes vielleicht sogar in etwas beschleunigen, insofern man bei der Einsicht in diesen Zeitengang geeignet und planmässig auf die Welt einwirkte?“

Während sich die Einen immer mehr in diese und ähnliche Gedanken vertieften, waren dem „Leiter der Schauspiele“, der auch hier anwesend, durch die Traumerzählung wieder ganz andere Gedanken erwacht. Er wendete sich an den Träumer mit den Worten:

„Du hast uns da mit deiner Erzählung, ohne dass du es vielleicht ahnest, einen grossen Gefallen in Betreff unserer Kunst erwiesen. Du weisst, dass wir schon lange daran sind, auf der Bühne in einer längern zusammenhängenden Reihe von Stücken einmal den ganzen Hauptverlauf der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes darzustellen und wir wären mit dem Entwurf auch schon so ziemlich fertig; aber nur mit dem Anfang, mit der Einleitung, da wollte es nicht gehen. Wie sollten wir den Uranfang des Menschengeschlechtes darstellen? — Nun, wenn wir deinen Traum zu Hilfe nehmen, da geht es. Wir lassen einfach deinen Sternengeist die Sache einleiten. Er tritt auf — eben als von seinem Heimatstern her

gelangt — und findet da einen Weltkörper, auf dem es zur Zeit noch keine vernünftigen Wesen gibt: unsere Urerde. Das bewegt ihn, da zu bleiben, um einmal den Uranfang solcher geistiger Wesen zu beobachten, da es den Anschein hat, als ob ihr Vernünftigwerden nun bald erfolgen werde. Nach einer solchen Einleitung lassen wir unsern Urmenschen auftreten und der Sternengeist muss uns durch die Aeusserung seiner Beobachtungen zur **Sprache** des Stückes verhelfen, für so lang wenigstens, bis wir die Menschen selbst reden lassen können. Nun, wie gefällt dir solche Einleitungsart?“

Der Traumerzähler, mit dem Unternehmen bekannt und von dem Gedanken des Schauspielers eingenommen, verspricht auch sogleich, den Entwurf des Stückes in diesem Sinne zu ergänzen und die Aufführung auf alle mögliche Weise zu fördern.

Indem sie dieses Unternehmen noch ferner besprachen, wendeten sich Alle zum Heimwege. Da thaten sich wol Einige der langsam Hinwandeln den zur abgesonderten Gruppe zusammen und verfolgten in ihrem Gespräch irgend eine besondere Seite der angehörten Traum erzählung, darin sich vertiefend, wobei sie im Gehen immer langsamer vorwärtskamen. Ich, um nicht meinen Heimweg zu verlieren, eilte daher, Diese zurücklassend, den Vorausgegangenen nach und langte erst spät bei Heinrichs Behausung an.

47.

(Im Thale der Liebenden.)

Nachdem ich in der nächst darauffolgenden Zeit das grosse Sammelwerk in der Bücherhalle, sowie auch die Sammlungen im dreigetheilten Garten sattsam durchgestöbert, blieb nur noch eines übrig, das in seiner unbekanntten Schönheit und Seligkeit, die dort zu Hause sein musste, eine gewaltige Sehnsucht in mir erregte.

Es war das Thal der Liebenden. Wie anziehend musste es sein, die frischen Liebesleute da miteinander verkehren zu sehen, die sich ja doch, bei dem übrigen durchaus freiwendigen Leben hier, aus einem bischen Belauschtwerden gewiss nicht viel machen würden! Ich wanderte auf Gerathewohl hie und da in den weniger bewohnten Gegenden herum, hoffend, dass ich wol einmal zufällig auf den rechten Weg gelangen möchte.

Es gelang mir nicht und zu fragen getraute ich mich nicht.

Endlich, da ich mich wieder einmal weiter als gewöhnlich von den Behausungen weg begeben hatte, begegnete ich unerwarteterweise Heinrichs Tochter und Diese, weit entfernt über meine zurückhaltende Heimlichkeit ungehalten zu sein, offenbarte mir ohneweiters, dass sie gar gut errathen habe, was ich suche und bot sich mir sogar als Wegweiserin an.

Wie glücklich war ich, dies zu hören? So konnte denn mein Wunsch erfüllt werden! — Wir wanderten durch das ganze grosse Thal und gelangten dann auf einem sanft ansteigenden Wege zu den Gebirgshöhen. Da, ganz auf der entgegengesetzten Seite der Insel that sich unvermuthet eine neue abgesonderte Gegend auf, ein kleines Paradies, in die Berghöhen ringsum eingeschlossen. Mit einer gleichen heiligen Scheu, mit welcher der fromme Priester das Allerinnerste seines Gottestempels betritt, verfolgte ich an der Hand des freundlichen Mädchens den weitem Weg. Nun blieb sie stehen und lugte durch das Gebüsch auf die draussen befindliche Wiese. Sie zog mich an der Hand heran mit den Worten. „Sieh da, ein lustiges Pärchen!“

Ich sah. Ein überlebhaftes Liebespärchen war da auf der schönen Wiese in einem allerlieblichsten Spiel begriffen, das ich nur etwa unserm bessern Tanz oder mit dem Hirtenspiel vergleichen kann. Das Mädchen — vielmehr Weibchen — in den zierlichsten Bewegungen neckisch zurückweichend und bald schmollend bald wieder überzärtlich thugend, der Jüngling oder junge Mann sie verfolgend, um Liebe flehend, spielten sie auf die kindlichste Weise gleichsam nochmals die Geschichte ihrer Liebe durch. Nicht durch Geberden allein, auch mit sie begleitenden Worten. Dann wieder, wenn sie des Spieles genug hatten, überliessen sie sich eine Zeit lang herzlich-verliebttem Geplauder und Gekose und setzten jenes allerlieblichste Spiel in neuen Abwechslungen wieder fort. Endlich war ihnen abermals etwas anderes eingefallen, das sie thun sollten, denn sie liefen hastigen Laufes von der Wiese fort in den jenseitigen Baumgang.

Meine Begleiterin meinte: „Sie laufen nun zur Badequelle in der Grotte drüben“ und fuhr dann fort: „Ich muss dir nun über dies lustige junge Pärchen oder vielmehr über deren Eltern eine kleine Geschichte erzählen. —“

„Es kam bei uns in früherer Zeit einmal vor, dass ein derartiges Liebespaar. noch bevor es hiehergekommen, ich weiss nicht wie, sich entzweite und den schönen Bund wieder auflöste. Jedes der Liebenden

verband sich nach einiger Zeit von Neuem und Jedes hatte aus der neuen Vereinigung bald ein hübsches Kind, das Eine einen Knaben, das Andere ein Mädchen. Die alte Liebe schien längst ausgelilgt und vergessen zu sein, während indessen das Feuer derselben wie unter der Asche noch fortbrannte. In diesem Zustand beiderseits sich keineswegs glücklich fühlend, fügte es sich, dass sie unversehends sich wieder trafen, dass sie nunmehr anstatt sich auszuweichen ruhig mit einander sprachen und, nachdem bald der alte Zwiespalt ausgeglichen und die Verständigung eingeleitet, geschah es ganz natürlich, dass sie den alten Liebesbund um so fester wieder anknüpften. Von nun an gab es kein treueres Pärchen als diese sogenannten „Ungetreuen“. Das Merkwürdige aber, und was ich dir eigentlich hiebei erzählen wollte, war, was man an ihren beiden ersten Kindern erlebte. Man sah den Knaben und das Mädchen, die — das eine dem Vater, das andere der Mutter ähnlich — sich in gewissem Sinne Bruder und Schwester waren; ohne doch im mindesten einander verwandt zu sein, man sah sie schon von Kindheit auf wie durch einen geheimen Zug des Herzens in tiefinniger Liebesneigung zu einander entbrennen, gleich als ob sich die alte Liebe nunmehr in den beiden Kindern wiederholen und erneuern wollte. Die Beiden waren im wahren Sinn Unzertrennlliche und als sie die Zeit der Reife erreicht hatten, wurden sie natürlich ein Paar. Es ist eben das lustige Pärchen, das du vorhin gesehen hast. Sie sind die Kinder der „Ungetreuen“. Die Eltern aber können sie nicht ansehen, ohne von Neuem ihrer glücklichen Wiedervereinigung froh zu werden.“

„Jetzt sollst du auch,“ fuhr meine Begleiterin fort, „ein ernsthafteres Pärchen beobachten, nachdem du die lustigen Kinder der „Ungetreuen“ gesehen hast. Ich führe dich nun sogleich an den Ort, wo ich vermute, dass sie sich eben aufhalten könnten: es ist der freie Platz im Wäldchen.“

Wir gingen. Auf dem Wege trafen wir allerlei von den Liebenden liegengelassene Gegenstände, eine Laute, Blumensträuße und Blumenkränze, Kleidung u. dgl. auf dem Mose zerstreut an. Meine Führerin zeigte mir nun die Nähe des Pärchens an und wir schlichen in der Richtung weiter, von wo wir ihre klangvollen Stimmen abwechselnd vernahmen.

Der immer dichter werdende Wald hatte in seiner Mitte eine etwas erhöhte lichte Stelle. Da befand sich das Paar. Der junge

Mann, schön wie der griechische Liedergott, an der Seite eines jungen Weibes gelärgert, die in ihren Formen und ganzem Wesen nur der griechischen Götterkönigin vergleichbar, in trauter Umschlingung.

„Und was wird alsdann,“ sprach jetzt der herrliche Mann, „meine Liebe, dein Leben sein, wenn wir wieder hinabgegangen sein werden und unsern Kleinen dort versorgen? Was hast du dann vor?“

Mit einer klangvoll aus der Brust herauffönenden ausdrucksvollen Frauenstimme, wie ich sie nur einmal von einer grossen Schauspielerin gehört, gab sie die Antwort:

„Ich habe da mancherlei grosse und schöne Dinge vor. Vorerst dies. Ich dachte schon lange bei mir selbst: Es ist was Eigenes um die Geistesentwicklung des Menschen. Fast ein Thier wird er geboren, sein Gehirn ist eine leere Tafel, auf der noch nichts eingepägt steht. Aber er bildet, er entwickelt sich, er kommt zum Denken. Und wie weit kommt er darin! Was kann der Mensch nicht Hohes und Grosses denken, wenn er erst reif geworden! Könnte man nicht, dacht' ich mir weiter, durch sorgfältige Beobachtung des Kindes den Zeitpunkt erforschen, wann es gleichsam den ersten Gedanken denkt, wann das Kind zum Menschen wird? Und so hab' ich mir vorgenommen: ich will das Kind, welches ich bekommen werde, mit einer solchen Sorgfalt pflegen und bewachen, dass ich sein Leben bis in die leisesten Gefühle erkenne, um endlich sagen zu können: So entwickelt sich, so wird der Mensch! — Nun, und du, mein Mann, was ist hingegen dein Vorhaben für die nächste Zeit?“

„Es ist dem deinen ähnlich,“ war seine Antwort, „nur werde ich, was die Erforschung des frühesten Kindeslebens anlangt, sehr bei dir in die Schule gehen müssen, da du als Frau darin leicht weiter kommen kannst als ich. Mich als Mann zieht dagegen das spätere Knabenleben viel mehr an als das des kleinen Kindes. Mein eigentliches Vorhaben aber geht darauf aus, nicht so sehr das einzelne menschliche Wesen, sondern vielmehr die erste Entwicklung der gesammten Menschheit zu erforschen, die in der Urzeit nämlich, für welche uns endlich alle sonstigen Quellen ausgehen. Ich dachte mir: Da in unserm Kindergarten so sehr darauf geachtet wird, die natürliche Entwicklung der jungen Menschen nicht durch unnöthigen Eingriff zu stören, so muss da sehr viel auch für die Urgeschichte der Menschheit zu erforschen sein. So wie unsere Jungen bei gewissen Gelegenheiten sich zu benehmen pflegen, so wie sie in der Noth

sich zu helfen wissen und ihre ersten nützlichen Erfindungen, ihre Sprache, ihre Forschungen, ihre Spiele sich machen und so wie sie von Stufe zu Stufe im Geistesleben vorwärtsschreiten, so muss es, der Hauptsache nach, in der Urzeit auch mit der ganzen jungen Menschheit der Fall gewesen sein. So unklar mir noch dies Forschungswerk vorschwebt, so hoffe ich — unter allgemeiner Theilnahme — darin einmal zu befriedigendem Ergebnis zu gelangen.“

In dieser Weise ging das Gespräch des Paares weiter, bis sie mit einer allerliebsten Wendung auf ihr eigenes Liebesleben zu sprechen kamen. Der Ernst auf ihren Gesichtern schwand, die Lebhaftigkeit und das Feuer der Liebe tauchten darin auf. Sie erinnerten sich einander an das Entstehen und den Verlauf ihrer Liebe, bis zu ihrem Hiehergang; alle die schönen Erlebnisse wurden in ihrem Geiste wieder lebendig. Jedes vergass sich selbst und lebte nur mehr im Andern. Die herrliche Frau zuletzt, im Vollgefühl der Liebe, trat vor ihren Mann, sah ihm ins klare Auge und indem sie Denselben inniglich umfing und liebkoste, sprach sie, tief aus ihrer Seele hervorgeholt nur die wenigen, im Sinne dieser Frau aber vielbedeutenden Worte: „Mein lieber Mann!“ —

Diese Worte, von dieser Frau ausgesprochen — was lag nicht alles in ihnen? Sie sagten: alles was diese Welt enthält — ausser vielleicht mein eignes Wesen — gäb' ich hin, um dich zu behalten. Nur mit dir will ich mein Leben verbringen. Du bist mein Gott in dieser Welt! —

Bald entfernte sich das herrliche Paar von diesem Platze, um wieder in die freie Gegend hinauszuwandern. —

48.

(Rückfall in die Schwermuth.)

Mir tönten die Worte der hohen jungen Frau noch immer im Innern wieder, sie machten mich nachdenklich, ja endlich in tiefe Schwermuth verfallen. Eine schreckliche innere Stimme sagte mir unaufhörlich: „Nie, nie in deinem Leben wird dir eine solche Stimme ertönen, nie werden dir in solcher Weise die Worte gesagt werden: „Mein lieber Mann!“ — denn du bist ein elendes für die Welt verlornes Wesen, das keine Seele lieben kann!“ Diese schreckliche innere Stimme hätte mich wol zur Verzweiflung

gebracht, wenn Heinrichs Tochter, das herzensgute Mädchen, nicht bei mir gewesen wäre; so tief empfand ich damals den Abstand zwischen den vollendet schönen Wesen des Freilands und meiner eigenen Unvollkommenheit.

Heinrichs Tochter aber, mitleidigen Herzens, zog mich in Schwermuth Verlorenen nieder zu sich auf das Mos mit den gefühlvollen Worten:

„O du armer, unfreier Weltmensch! Schon wieder droht dir ein Rückfall in deine Krankheit des Gemüths. Komm, Lieber, weine dich aus an meiner Brust, — das erleichtert den innern Schmerz — thu' einige freie tiefe Athemzüge, — das lindert die Beklemmung — und dann aber sprich dich offen aus, sag mir, was dich so sehr drückt, so will ich dir guten Rath geben. Glaub' mir, auf der ganzen Insel Niemand als Heinrich und Agnes noch, wird dich so gut trösten können als ich; denn obwol Freiländerin und als solche frei von deinen eigenthümlichen Schwächen, hab' ich doch durch meiner Mutter Agnes' öftere und genaue Erzählung ihrer eigenen europäischen Lebens- und gleichsam Leidensgeschichte euch unkluge Weltmenschen von Herzen bedauern gelernt, wie ihr euch so gar wenig auf Genuss und aufs Leben versteht. Also vertrau dich mir an; ich will dir helfen.“

Solch liebeichem Anerbieten war nicht zu widerstehen. Ich that mein Innerstes vor ihr auf und bekannte alles haarklein, was mich drückte. Und sieh, schon während der Erzählung kam einige Ruhe über mein zerrüttetes Wesen; und erst gar, als ich ihrer verständig-tröstenden Erwiederung lauschte, war ich geheilt.

Sie sprach: „O welche schwarze Gedanken sind das, mit denen du dich da quälest! Welche gefährliche Gedanken! Denn glaubst du nicht, wenn du deine Seele immer so und so denken lässt, so wird sie dir beharren auf dem falschen Geleise und dein Geist wird dir endlich davon zerrüttet werden. Also wirf sie ab. Wenn du noch einen Funken Lebensklugheit hast, so wirf die Verzweiflungsgedanken als etwas Schädliches, Gefährliches aus deinem Geiste heraus. Sag', was würdest du mir erwidern, wenn ich mein Gesicht vorsätzlich über stinkenden Schwefeldampf hielte und dann bitterlich klagte: Weh' mir Unglücklichen, die ich dies einathmen muss! Du würdest sagen: Du musst ja nicht; zieh dein Gesicht nur weg und du brauchst das nicht einzuathmen. Aehnlich ist dein Fall. Du siehst,

dass wir Freiländer eine vollkommnere Menschengattung sind, als der du angehörst, und das ist nichts so Verzweiflungsvolles, sondern etwas ganz Natürliches, das nicht anders sein kann. Du möchtest eine Frau lieben wie die da und siehst ein, dass das nicht so gleich geht, weil sie wie eine Göttin gegen dich absteht. So verlange denn nicht das Unmögliche, sondern nimm fürlieb mit dem was dir zugänglich. Am besten: bleibe nur vorläufig mir allein anhänglich und ich will dich leiten und von den anhaftenden Mängeln befreien helfen. Und dann erst schau' nach solchen Göttinnen aus. — Ich sehe, du bist nun ganz wieder im Gemüthe beruhigt. Aber noch etwas hast du,“ fügte sie zutraulich ausforschend hinzu, „auf dem Herzen, das du mir gleich dem Uebrigen mittheilen sollst.“

Das war wirklich der Fall. Ich hatte seit Langem etwas auf dem Herzen, was mir nicht auf die Zunge wollte. — Ich hätte müssen gefühllos sein, wenn ich nicht das Mädchen vor mir, was mich schon zum zweitenmal so liebeich getröstet und immer so freundlich geführt, nicht von Anfang an geliebt hätte. Das fühlte ich jetzt mit der ganzen Ueberzeugung. Und dennoch, in meiner blöden Scheu vor einem abweisenden Bescheid, getraute ich mich nicht, es ihr zu gestehen.

49.

(Karls Liebe und Leben.)

Wie ich so unschlüssig sinnend vor ihr stand, fasste sie mich etwas scharf ins Auge und sagte: Mein lieber Schüchtern, da du gar so menschenscheu bist, gib Acht: ich will jetzt deine Gedanken selbst entdecken, die du mir nicht sagen willst.“

Und näher an mich tretend, so dass der Hauch ihres Mundes meine Wange berührte, sagte sie entschieden: „Ich weiss, du liebst mich und wagst es mir nicht zu sagen.“ Und nachdem sie mein bestätigendes Erröthen bemerkt, fuhr sie schalkhaft fort: „Aber ich merk' es schon lange, und, was dir zum Troste dienen mag, nicht ungern. Du einsehend, dass keine Göttinnen für dich taugen und dass gerade wir Zwei am besten zu einander passen, wirst hoffentlich zufrieden sein.“

Die freudige Ueberraschung, die ich bei diesen Worten des engelguten Mädchens erfuhr, glich wol der Wonne einer erlösten und

in den Himmel aufgenommenen Seele. Wie glücklich musste ich mich fühlen! Ich war geliebt, ich war verbunden mit einem Mädchen Freilands! —

So wurden wir Mann und Weib, ein neues Pärchen des glücklichen Thales. Da erst, in der Schule der Liebe legte ich die letzten Schlacken der innern Unfreiheit ab, und als ich die Stufen des Mutterhauses und der ersten Erziehung unsers Kleinen im Verein mit meinem liebevollen Weibchen durchgemacht hatte, jetzt erst war die mir um Geist und Herz gelegte Kruste gebrochen. Ich konnte nun ohne Scheu und Verlegenheit mit jedem Freiländer von der Leber weg sprechen, während ich früher in meiner Verbohrtheit ins Bücherleben mir dazu allemal die Gedanken erst zurechtlegen musste. Ich gerieth nie wieder in die Lage, mir zu sehr meine eigene Erbärmlichkeit vorzustellen und bei gesunden und frischen Sinnen mitten im besten Leben verzweifeln zu wollen, sondern ich nahm mich wie ich war und ohne Groll auf mich selbst besserte ich mit ausdauernder Emsigkeit allmählig meine Fehler.

Jetzt, nach der klugen Leitung meines guten Weibes und dieser meiner späten aber gründlichen Selbsterziehung erst war ich fähig und würdig, unter die Leute zu treten und mich hier in Freiland einzuleben. Und sieh, die ich als für mich unnahbar gottähnliche Wesen betrachtet, waren gar nicht so unzugänglich, und war ich zu-
traulich mit ihnen, so waren sie's auch gegen mich.

Unter beständiger Begleitung meines lieben Weibchens nahm ich meine Wanderungen auf der Insel wieder auf, ward mit allen Bewohnern, den jüngern wie den ältern, bekannt und vertraut, war bei den Zusammenkünften, erbaute mir unter Anleitung und Hilfe meiner gefälligen Nachbarn ein niedliches Häuschen und durfte mich nach alledem als einen echten und eingebürgerten Freiländer betrachten.

Wie glücklich, wie selig ist nun mein Leben hier! Ich habe den Himmel auf Erden! —

In Europa hab' ich von Gelehrten gehört, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, z. B. alle Vögel der Erde, alle Pflanzen, alle Käfer oder Fliegen Deutschlands u. dgl. kennen zu lernen und in einem dickleibigen selbstverfassten Buche zu beschreiben — und ich selbst hatte einmal derlei Gelüste; — jetzt kommt mir solch ein trockenes Gelehrtenleben höchst sonderbar, beinah lächerlich vor;

denn ob es gleich ein Theil der grossen schönen Natur ist, was sie da erforschen, so lassen sie doch das Grösste und Schönste, was die Natur bietet, ausseracht, nämlich den Menschen und das Menschenleben.

Ich hab mir keine andre Aufgabe mehr gesetzt als dies: ich sehe und höre mir die freien Menschen an und brauche kein Buch dazu.

Vom Kindergarten angefangen bis zu den Häusern der zwei Dutzend ältesten Freiländer, die den dreigetheilten Garten umwohnen und pflegen, ist mir alles bekannt, alles lieb und werth und ich hatte wahrlich nicht noth, die lange Zeit über den Büchern des Sammelwerkes zu liegen; denn, wie mir schon das Beispiel jener liebenswürdigen Geschichtserzählerin hatte zeigen sollen, das Beste davon ist unter den jüngern und ältern Freiländern in ewig lebendigem Umlauf, so dass man die Bücher wol gar entrathen könnte.

50.

(Eine Festzeit.)

Die erste Festzeit seit meinem Aufenthalte auf Freiland hatte gerade damals stattgefunden, als ich im Thal der Liebenden mich aufhielt mit Jung-Agnes, ganz verloren in die Wonnen, die dies Leben des Paradieses mir darbot.

Als ich nun mit meinem aus vollem Herzen geliebten Weibchen alle die Stufen des Mutterhauses und der ersten Entwicklung unsers Kleinen durchgemacht — ganz in der Weise der übrigen jungen Männer Freilands — und als wir, unterdessen unser Kleiner nicht viel Aufsicht mehr bedurfte, an die Errichtung unsers Hauswesens gegangen waren, so nahte wieder die Zeit heran, wann die erwachsenen Freiländer die ‚Festzeit im Schönheitsgarten‘ zu begehen pflegen.

In der Wirthschaftsabtheilung und in den Einzelwirthschaften ward jetzt besonders lebhaft gearbeitet und geschafft, um für die anbrechende Festzeit genug Ruhe zu haben, und die Einzelwirthschaften vereinigten sich zuletzt gewissermassen mit der grossen Musterwirthschaft, indem die nöthigen Einzel-Vorräthe in deren Speicher geschafft und die Thiere alle zusammen in der Weideabtheilung untergebracht wurden.

An dem bestimmten Tage nun verliess Alles seinen gewohnten

Aufenthalts- und Wohnort und wanderte frei von Sorgen und voll von Heiterkeit und froher Hoffnung dem Schönheitsgarten zu, nach der grossen Vergnügungshalle auf der Blumeninsel. Dahin, nachdem wir unsern Kleinen gut versorgt wussten, und als wir nach dem Beispiel der Andern unsere Kleinwirthschaft entsprechend abgeschlossen hatten, dahin zur Blumeninsel zogen auch wir beide Unzertrennlliche.

War das ein herrliches Zusammentreffen des ganzen freien Volkes! Die würdig-heitern Gestalten der 24 ältesten Freiländer, umgeben von ihrem ganzen leben- und gesundheitsstrotzenden und freiheitbeglückten Nachwuchs! Was gab es da hohe, achtungsgebietende Männergestalten, was sah man da anmuthvolle, liebende Bewunderung erweckende Frauenbilder, begeisterungsvolle, himmelanstrebende Jünglinge, menschenlieberfüllte, zartsinnige Jungfrauen! Und Alle, bis auf das zuletzt erschienene greise Gründerpaar, von einem göttlichen Frohsinn erheitert, von genussvoller Lebensfreude gleichsam berauscht, die nichts Trübes, nichts Trauriges neben sich aufkommen lässt.

Als nun anscheinend Alle beisammen waren und nach angestimmtem Freiheit-Jubelgesang trat eine anmuthig lebhaft junge Frau auf die Rednerbühne der Frohsinnshalle und leitete die von nun an beginnende Festzeit durch eine heitere, geist- und witzsprühende Rede ein, welche gleichsam andeutungsweise im Voraus bekannt gab, welche Lebensordnung man hier einzuhalten pflege und was uns diesmal alles für Genüsse erwarteten.

Nachher ward von dieser Frau unter Mitwirkung der Uebrigen eine Art Dienstordnung für diese Zeit festgesetzt. Es handelte sich um die tägliche Herbeischaffung der Lebensmittel, um den nöthigen Dienst in der Musterwirthschaft und um das zeitweilige Nachsehen und Ueberwachen des Kindergartens während dieser Zeit. Für diese Aufgaben, ward bestimmt, sollten alle Tage je zwei andere Paare, deren Aufeinanderfolge durch das Los zu ziehen war, sich widmen. Diese erwählten Vier mussten freilich für diesen einen Tag — den Tag des Dienstes — dem Vergnügen entsagen. Es lag ihnen ob, von der Musterwirthschaft aus die gesammelte Milch der Melkthiere, das nöthige Fleisch und die übrigen den Speichern und Vorrathskammern entnommenen Lebensmittel auf dazu hergerichteten Schienenwägen an die Grenze des Schönheitsgartens zu schaffen und dort das Mahl für Alle zu bereiten. Ihnen oblag, alle übrige nöthigste Arbeit in der

Musterwirthschaft einstweilen zu besorgen und auch im Kindergarten, dann im Pflanzen- und Thiergarten zeitweilig nachzusehen. All diesen Obliegenheiten mussten die vom Lose Getroffenen sich für den einen Tag unterziehen. Aber da dies einmal als nothwendig eingesehen und die Last ganz gerecht und gleich vertheilt war, so machte dieser ein dem Vergnügen entzogene „Diensttag“ keine besondere Unannehmlichkeit. Konnte man sich doch das unterdess Vorgefallene von den Uebrigen erzählen lassen!

Nachdem diese Dienstordnung war festgesetzt worden, die Rednerin abgetreten und sich wieder unter die Uebrigen begeben hatte, theilte sich die Gesellschaft allmählig nach Neigung und Lust in einzelne Gruppen, die Einen, welche sich lang nicht gesehen hatten, sich begrüßend, Andere Pläne und Vorschläge machend zu künftigen Unterhaltungen. Da gab Einer dies Losungswort: „Wollen wir uns einmal ansehen, was unsere Maler und Bildner das Jahr über Neues geschaffen haben.“ Und die ganze Gesellschaft ging darauf ein.

Es war üblich, dass die bildenden Künstler dieses Inselvolkes die Enthüllung ihrer neugeschaffenen Werke gern in die Festzeit fallen liessen und dass diese ihre „Neuigkeiten“ in einer eigens dazu errichteten Halle zur ersten allgemeinen Besichtigung ausgestellt wurden. Denjenigen darunter, welche als wirklich bedeutende Kunstwerke befunden werden, wird die Ehre zu Theil, in den grossen Kunstsammlungen im Schönheitsgarten an geeigneter Stelle dauernd aufgestellt zu werden, wodurch diese Sammlungen von Jahr zu Jahr an Vollständigkeit und Vortrefflichkeit gewinnen; denn es werden anderseits Werke, welche bereits aufgestellt waren, die aber unterdess durch bessere ersetzt worden sind, auf den allgemeinen Willen hin auch wieder aus der Sammlung entfernt, ohne dass der betreffende Künstler sich darüber grämt.

Das Anschauen der künstlerischen Neuigkeiten in der Ausstellungshalle, dem wir uns nun hingaben, war schon an und für sich genussreich und noch anziehender geworden durch das Anhören der unbefangenen ausgesprochenen und trefflich begründeten Kunsturtheile von Seiten der Besucher.

Hatte man diese „Neuigkeiten“ angesehen, so entstand bald das Verlangen, sich nunmehr des Vergleiches halber auch die alten, bereits bestehenden Sammlungen wieder einmal anzusehen und gleichwie von einem Gedanken beselt oder auf Verabredung strömte nun Alles

in die Gemäldehäuser. Auch da hatte ich mein grösstes Vergnügen nicht allein an dem wiederholten Schauen der Kunstwerke, als daran, die Urtheile und Gespräche der Besucher zu hören.

Nach alledem versammelte sich die Gesellschaft in einem schattigen Haine, der unweit davon am Ufer des Blumenteiches gelegen war. Es bildeten sich wie gewöhnlich bei einem derartigen Zusammenkommen eine Menge einzeln gelagerte Gruppen, in denen sich Jedes auf seine Weise mit Gespräch und Scherz, mit Sang und Spiel zu vergnügen pflegte. Nun bemerkte ich, dass man sich diesmal um viel mehr in gegenseitiger Vertraulichkeit frei gehen liess als sonst. Das Band der ehelichen Treue unter den verbundenen Pärchen — das bemerkte ich bald — ward nunmehr auf die Dauer der Festzeit, ohne dass aber die wirkliche Treue darunter litt, gewissermassen lockerer gelassen und mitunter fast aufgehoben. Denn Männer und Frauen, die thatsächlich nicht miteinander verbunden, aber doch sonst sich gegenseitig anzogen und liebten, liessen dem Zug ihres Herzens freieren Lauf und ergötzten sich aneinander durch trauliches Gespräch und zärtliche Liebkosung, ohne dass das im alten Verband desshalb zu Eifersucht Anlass gegeben hätte. O du grundgutes, glückliches Volk, das sich auf diese Weise kann gehen lassen, ohne dass die alten Liebesbände dabei auseinanderfallen! Die jüngeren Pärchen natürlich — sowie ich mit meiner Jung-Agnes — machten von dieser Freiheit nur spärlichen oder gar keinen Gebrauch. Die Liebesneigung war da noch zu frisch und keine Veranlassung, um das Gute ausserhalb zu suchen.

Die mit ewig heiterm Geist und froher Laune ausgestatteten Lustigmacher unter den Freien hier waren nun in ihrem Element. Sie waren, wenn sie so recht sich gehen liessen, heute die besonders Gesuchten und hatten Jeder seinen Kreis unterhaltungsheischer Zuhörer um sich.

Siehe da! Soeben machte sich die heitere Frau, welche die launige Einführungsrede gesprochen, an Einen derselben und forderte ihn in schalkhafter Weise dazu auf, der Gesellschaft etwas besonders Erheiterungversprechendes, das sie sich ausgedacht, zum Besten zu geben. Sie sprach — zärtlich den Mann liebkosend, auf den sie es abgesehen — zu den Umgehenden etwa Folgendes:

„Wisst ihr,“ begann sie, „bei was ich dieser Tage den launigen Geist da belauscht habe? — Ich traf ihn in der Bücherhalle drüben,

ganz verloren in eines der rosenfarb gebundenen Bücher. „Was mag ihn da gar so sehr anziehen?“ dacht' ich mir, und heranschleichend bückte ich mich vorsichtig über ihn, um in das Buch zu sehen. Was war's? Die alte launige Geschichte von dem gewissen verrückten spanischen Junker, der als das Ritterthum in Wirklichkeit längst vorüber war, durchs eifrige Lesen von Ritterbüchern bewogen ward, Knall und Fall in die Welt hinauszuziehen, um Abenteuer und Wunderthaten zu erleben. Dies Buch sah ich ihn halbe Tage lang unermüdet lesen und ich freute mich im Innern herzlich darüber. „Das gibt,“ dacht ich mir, „wenn der Kauz nicht lahmer ist als er aussieht, voraussichtlich eine herrliche Unterhaltung in der Festzeit.“

Nach diesen Worten schmiegte sie sich zärtlich an den schelmisch lächelnden Mann, streichelte ihm kosend das Kinn und fuhr fort zu sprechen:

„Da du dich also so genau mit der ergötzlichen Geschichte bekannt gemacht hast, mein lieber Kauz, du geschicktester alter Schnurren-erzähler, so thu' uns Allen den Gefallen, erzäl uns frischweg die Geschichte, die du vor Tagen so emsig gelesen hast, die unvergleichliche Geschichte des sinnreichen Junkers Don Quixote, erfunden vom spanischen Dichter Cervantes.“

Und sie bat so lieblich und liebkeste ihn so zärtlich dabei, dass der „liebe Kauz“ bald gewillt war, ihr Anliegen, das für ihn nichts Schweres auf sich hatte, mit Freuden zu erfüllen.

Das Schlagwort: „Erzählung des Don Quixote!“ pflanzte sich mit Schnelligkeit von Mund zu Mund, der Erzähler wählte sich einen passenden, Uebersicht gewährenden Platz und nachdem die zuströmende Gesellschaft sich vor ihm im Halbkreis gelagert hatte, war alsbald die Erzählung im Gange.

Was für köstliche Unterhaltung gewährt es, das treffliche Buch des göttlichen Spaniers auch nur im Stillen für sich zu lesen? Wie wird's Einem, trotzdem man nichts als das buchstabenbedruckte Blatt vor sich hat, im Geiste lebendig? Wie bald hat man das Bild des närrischen Ritters und seines einfältigen Knappen vor sich und lebt alle die ergötzlichen Ereignisse des Paares im Innern mit? Wie platzt man oft mitten im Lesen mit unverhaltbarem Gelächter heraus, wenn es denn gar zu bunt zugeht?

Das geschieht Einem schon beim Lesen. Welche Wirkung macht die Geschichte aber erst, wenn sie so wie hier künstlerisch-vollendet

in lebendiger Erzählung dargestellt wird! Glaubt man doch diesem Erzler aufs Wort, dass ein solcher Rittersnarr wirklich seinerzeit gelebt hat und dass uns nur wirklich Stattgehabtes berichtet wird: Wie müssen da erst die Kernstellen des Kunstwerkes treffen und zünden!

Nicht genau dem Wortlaut nach erschien hier Cervantes Kunstwerk vorgeführt, sondern mit einigen zeit- und gelegenheitgemssen Aenderungen und Kürzungen; dem Geiste nach aber vollkommen genau entsprechend. Denn anders und besser erzlt hätte seinen Don Quixote der wiedererstandene Dichter selbst nicht wünschen können. Die Anhörung dieser Erzählung des „lieben Kauz“ gehörte somit zu den heitersten Augenblicken meines Lebens.

Aber es ward uns unterdess noch eine weitere sinnreiche Ueberraschung zubereitet. Als gerade einer derjenigen Szenen an die Reihe kam, die etwas schwerer zu erzlen ist, weil eine grössere Anzahl Personen zu der ergötzlichen Handlung zusammenwirken und als desshalb der Erzler gleichsam etwas zu zögern schien, um im Fluge des Geistes in die ganz entsprechende Stimmung sich zu setzen, da ward er im selben Augenblick durch ein ausserhalb des Kreises sich erhebendes Geräusch unterbrochen und Alles sah nach der Richtung hin. O Wunder der Ueberraschung! Was war's? — Der leibhaftige närrische Junker auf seinem magern Rappen und sein leibhafter dummer Knappe auf dem Eselein reitend, sowie sie uns während der Erzählung im Geiste vorgeschwebt hatten, kamen aus dem verbergenden Gebüsch hervor und richteten den Gang ihrer Thiere gerade unserm Kreise zu. Hinter ihnen aber, mit jubelnden Lärm schritten und liefen noch viel andere Gestalten von solchen in der Geschichte vorkommenden Personen.

Und die Aufklärung zu dieser artigen Ueberraschung? —

Einige Geistesgenossen des „lieben Kauz“, unsers Erzlers, hatten sich in noch früherer Zeit als Dieser mit ebenderselben Geschichte des Don Quixote beschäftigt und das Ergebnis davon war, dass sie als fertige Schauspieler, die sie waren, sich bald in die Masken der Personen der Geschichte steckten und die ergötzlichen Handlungen derselben wie in einem Bühnenstück lebendig darzustellen versuchten. Nachdem die öfter geübten Darstellungen unterdess bis zu einer gewissen Vollkommenheit gediehen waren, beschlossen die Spieler die öffentliche Darstellung dieser Handlungen in die Festzeit zu verlegen, um damit einen recht netten Beitrag zur allgemeinen Belustigung zu liefern.

Als sie nun sahen, wie der liebe Kauz zur Erzählung derselben Geschichte aufgefordert ward, die sie hatten lebendig darstellen wollen, glaubten sie beinahe ihr Unternehmen vereitelt. Aber es kam ihnen der glückliche Gedanke: Mag er immerhin forterzählen. Wir stecken uns in die vorbereiteten Masken, und wie die Erzählung an eine Stelle oder Scene gelangt, die sich viel besser lebendig darstellen als erzählen lässt, so brechen wir hervor und spielen unser Spiel. — So führten sie's auch wirklich aus und das war der Grund unserer Ueberraschung.

Die Gesellschaft ging unter herzlichem Lachen auf das viel Unterhaltung versprechende Unternehmen ein. Die Scene war bald gebildet, die Rollen vertheilt und das Stück kam in Gang.

Was war das wieder für eine köstliche Darstellung! Welch' gelungenener Don Quixote! Welche dralle Figur des Knappen Pansa! Welche ergötzliche Nebenpersonen! Dies Spiel that denn auch seine gehörige Wirkung. Manchmal, wenn so rechte Kernstellen gerade in Gang waren, so kam's mir vor, als ob vom schmetternden Lachen der Zuhörerschaft gar die Bäume und die Berge zu wiederhallen und zu wackeln begönnen. So gross war die Heiterkeit, welche die lustigen Spieler erregten!

War die Scene ausgespielt, so gab man sich eine Zeit lang der Ruhe hin — man wäre sonst wol müde geworden vor Lachen — und die Spieler mit ihrem ganzen mitgebrachten Kram zogen sich zurück.

Da begann nach einer Weile der Erzähler von Neuem und sobald wieder die passende Gelegenheit war, im rechten Augenblick, waren die Spieler da -- in andern Gewändern, mit andern Geräthen und in neuen Rollen — um wieder Scene zu machen und die Geschichte des sinnreichen Junkers weiter zu spielen.

In dieser Weise — nur durch das einfache Mahl und die Mittagsruhe unterbrochen — dauert das ergötzliche Spiel mit der Erzählung dazwischen bis gegen Abend.

Nach Beendigung der Geschichte löste sich die Gesellschaft wieder in die einzelnen Gruppen auf, die Einen in den Gefilden des Schönheitsgartens lustwandelnd, die Meisten aber sich zum Bad anschickend in dem klaren blumenumgebenen Schwanenteich oder auch zu Tanz und Ringspiel.

Den letzten Genuss des Tages bereiteten uns sodann die Sänger,

welche im nebenan gelegenen Hain ihre süssen Lieder anstimmten, so dass sie in sanfter Dämpfung zu uns herüberklangen.

Nachdem endlich — nach so genussreich vollbrachtem Tage — das Bedürfnis der Nachtruhe erwacht war, suchte sich ein Jeder nach Belieben irgend ein bequemes Plätzchen zum Schlafen aus, eine süsse Ruhe und schöne Träume gewärtigend.

Ebenso genussreich wie der erste Tag waren auch alle folgenden, und in ihrer lebenvollen Abwechslung nie ermüdend.

Kein schöneres Leben können wol die Seligen im eingebildeten Himmel der Gläubigen führen, als wir es zu dieser Zeit im Freiländer Schönheitsgarten gehabt! Denn wahrlich, vom ersten Augenblick des Erwachens am Morgen gab es bis zum sanften Entschlummern am Abend nichts als lauter Freude und Genuss!

Das eine Mal hörten wir im Hain die schönsten Lieder singen von der Sängergesellschaft, die herangebildet und geleitet war durch den alten Spielmann, ein andermal wieder im tiefen Wald wurden auf hell- und reinklingenden Instrumenten anziehende Musikstücke ausgeführt, oder auch der alte Spielmann selbst lud uns in seine Tonhalle, um auf dem grossen wunderbaren Orgelwerk uns seine neuesten grossartig schönen Musikgedanken bekannt zu geben.

Ein andermal wieder vereinigten sich die Schauspieler-Sänger und führten eines der lieblichen Geberden- und Singspiele vor uns auf. Da wird man wahrhaft auf die anmuthigste Art der Welt der Wirklichkeit entrückt, um, ich weiss nicht in welchem Himmel zu leben. Sprache, Geberde, Musik dieses lieben zartfühlenden Sängervolkes, dessen Leben und Geschick uns hier vorgeführt wurden, waren ein künstlerisches Ganzes, aus einem Guss! Unsere Oper, welch' zusammengewürfeltes Ding, aus allen Künsten unvermittelt zusammengetragenes Wesen ist das, in welchem nur hie und da aus der ohr- und sinnebetäubenden Spektakelei — wie ein grünes Fleckchen aus der Wüste — eine liebliche Weise, eine anmuthige Scene sich abhebt! In dem Singspiel der Freiländer dagegen stimmt alles miteinander aufs Schönste überein. Es macht keine Mühe, die höchst einfache Handlung zu verstehen und die Sprache desselben, die Musik gewordene Sprache, die Geberde, welche zuweilen in Tanz übergeht, alles ist so unzertrennlich mit einander zum einheitlichen Kunstwerk verbunden, dass jeder fühlende Mensch, sowie das Spiel nur begonnen hat, gleich bei der Sache ist und durchaus den reinsten Kunstgenuss empfindet.

Ueberhaupt, wo man nur hinkam, erlebte man Neues und Anziehendes. Hier traf man im planlosen Dahinschlendern vielleicht eine Gesellschaft bildender Künstler des Freilands beisammen in andächtig eifriger Berathung über ein schaffenswerthes Kunstwerk, sei es ein Gemälde, Standbild oder Schönbau. Und man wusste, dass solches Gespräch nicht unfruchtbar blieb und dass daher schon wieder ein zukünftiger Schönheits- und Kunstgenuss in Aussicht stand. Dort wieder hörte man mitten unter einer Schar begeisterungsuchender Zuhörer einen dichterischen Geist die schönen Wahngelbilde seiner Fantasie lebendig machen. Unwillkürlich musste ich bei mir selbst ausrufen: „Wollt ihr Freiländer, denn immer Schöneres und Schöneres euch schaffen, da ihr doch so viel schon in eurem elysischen Kunstgarten beisammen habt?! Mir, dem bescheidenen Freiheit-Bekehrten, ist dies schon genug, um mich auf zeitlebens glücklich und selig zu machen.“

Das Grösste und Schönste aber, was hier dem glücklichen Besucher vorgeführt ward, gleichsam die Perle der diesjährigen Festzeit, war die Aufführung der Geschichtsstücke. Schon in der vorigen Festzeit war damit begonnen worden, die Hauptzeiten in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes in einer zusammenhängenden Reihe von Bühnenstücken darzustellen, aber — wie mir die Mitwirkenden und Beiwohnenden erzählten — erst als schüchterner Versuch, während das Werk, nachdem das ganze Jahr an der Vervollkommnung gemeinschaftlich gearbeitet worden war, jetzt als geschlossenes Kunstwerk vor uns trat. Es ist meiner Meinung nach das Grösste von all dem Grossen und Schönen, was dies freiländische Kunstvolk in seiner glücklichen Musse bisher zu Stande gebracht.

Ausser den Geschichtsstücken war in diesem Jahr auch die von Gottmann verfasste Weltlegende — eine dichterisch gestaltete Erzählung der gesammten Menschheits-Entwicklung — welche ich ebenfalls als unvollendeten Versuch in den Büchern des Sammelwerkes damals vorgefunden, weiter ausgearbeitet und vollendet worden, und auch sie wurde von einem ausgezeichneten Erzähler — nämlich von Gottmann selbst — uns in einer Reihe von Tagen vorgetragen, abwechselnd mit der Aufführung der Geschichtsstücke.

Wer der Erzählung dieser Weltlegende und der Aufführung der Geschichtsstücke beigewohnt hat, der versteht gewiss den Geist der Geschichte besser und bekommt ein grösseres Vertrauen in die Vorwärtsentwicklung des Menschengeschlechtes als durch ein lebenslanges

Studiren der wirklichen Geschichte selbst, die nur zu oft mehr zu Unwillen und Aerger als zu Trost und Erhebung Anlass gibt.

Die ganze Geschichte ist bei jenen Aufführungen in deutlich bestimmte Hauptzeiten oder Zeitalter abgetheilt und die Bildung, der Fortgang und Abschluss eines solchen Zeitalters der Geschichte bildet eben die Darstellung für einen Tag.

Damit der Genuss des ganzen Werkes nicht ermüdend wirkt, bildet jedes dieser Zeitalter ein für sich Abgeschlossenes und jedes folgende bringt also in fortschreitender Entwicklung wieder etwas ganz Neues.

Es ist durchaus nicht etwa aktenmässige Geschichte, was da vorgeführt wird, sondern überall an den Eigenthümlichkeiten der Personen, an dem Verlauf der Thatsachen hat der Geist des Künstlers in seinem Sinne verändert, gefeilt und geschliffen, kürzer zusammengefasst und stärker aufgetragen oder neu dazu geschaffen, verdichtet und gedichtet; und doch — trotz dieser geschichtlichen Untreue gleichsam — steckt in dem Werk die allertiefste Wahrheit drin. Man wird dessen gewiss, ein Wesen wie der Mensch, in eine Welt gestellt wie unsere Erde, muss der Hauptsache nach einen gerade solchen Entwicklungsgang nehmen, wie er hier in einem künstlerisch abgerundeten Gemälde gezeigt wird.

Wie überhaupt die diesjährige Festzeit der Freiländer — nach ihrer eigenen Bemerkung — im Vergleich zu den andern Jahren besonders reich ausgefallen war, so gab es ausser dieser dichterischen Geschichtsdarstellung — die mir einen so vollkommenen Genuss gewährte, wie ihn mir in meinem Leben kein anderes Geisteswerk eines Menschen dargeboten hat — gar manches für mich Anziehende zu beobachten, was nachher — zu Ende der Festzeit — noch unter dem freiländischen Volke hier vorgefallen ist.

Anscheinlich hatte wol die Vertiefung in die Geschichtsdarstellung den ersten Anlass dazu gegeben.

Unter dem jüngern freiländischen Geschlechte — den Jünglingen und Jungfrauen, sowie den jüngern Männern und Frauen, kurz dem ganzen Alter zwischen 18 und 36 Jahren etwa — war nach dieser grossartigen Darstellung und zu Ende der Festzeit eine eigenthümliche geistige Bewegung entstanden. Sie thaten sich in dieser Zeit oft zu Gruppen zusammen und der Gegenstand ihres eifrigen Gespräches war dieser:

„Die Einrichtung der freien Insel“ — sagten sie sich — „mit ihrem dreigetheilten Lehrgarten, wie sie von unsern Grosseltern,

Eltern und zum Theil durch uns selbst geschaffen wurde, steht nun vollendet da. Uns Spätgeborenen bleibt hier fürder nichts Rechtes zu thun übrig. Und doch, wie wir allseitig zur Reife ausgebildete Menschen sind, müssen wir einen Gegenstand unseres Strebens, eine Lebensarbeit oder Lebensaufgabe haben. Auch wir sollen etwas schaffen in der Welt. — Was sollen wir nun thun?“ —

„Wie wäre es“ — dies war der weitere Gang ihrer Gedanken — „wenn wir uns die grosse Aufgabe setzten, die hier erlangte Freiheitsbildung nunmehr auch nach der grossen Welt, der in Irrthum, Knechtschaft und Sittenverderbnis schmachtenden, zu verpflanzen, so dass wir damit, sowie Heinrich hier, dort in der grossen Welt die Freiheitsgründer würden? Heinrich konnte das als einzelner Mensch und in der ungünstigen Zeitgenossenschaft nicht werden, obwol er gewiss den Willen und das Zeug dazu besass. Darum hat er sich von der grossen Welt abgetrennt und er hat gut und klug daran gethan. Aber wir, die wir an Zahl ein halb Hundert Gleichgesinnter und darüber ausmachen und da denn doch unterdess die Zeit etwas vorgeschritten und für die Freiheit vorbereitet ist, können mit Fug solches unternehmen. Und wird nicht unsere beschränkte Insel für das blühend nachwachsende Geschlecht im Laufe weniger Jahre schon zu klein werden? — Also auch dieserhalb wäre es gut, eine auswärtige Unternehmung einzuleiten, wenn wir unsere kleine Freiheitswelt nicht an Platzmangel und zuletzt an der Noth erkranken sehen wollen.“

Diese Gedanken gingen ihnen nicht mehr aus dem Kopfe, bis nicht die ganze Angelegenheit endlich ihren befriedigenden Abschluss erhielt.

51.

(Das Vorhaben des jüngern Geschlechts.)

Die Festzeit war zu Ende und Jeder ging mit erneuter Lust an die Arbeit seines Hauswesens, voll der schönen Erinnerung an die kurz vorher verlebte Zeit der Wonne und des Genusses.

Es war gut, dass wieder einmal eine ruhigere, eine nüchterne Zeit eintrat, in der man die Menge der erhaltenen Eindrücke in sich verarbeiten konnte.

Bald nach abgelaufener Festzeit trat alsdann jene Auswanderungsangelegenheit des jüngern Geschlechtes in den Vordergrund. Eines Tages, als ich mit meinem lieben Weibchen auf Besuch beim alten Heinrich war, und wir uns gerade Alle mitsammen in dem Garten

Heinrichs ergingen, trat auf einmal die ganze Gesellschaft jener Grossherzigen und Unternehmungsbegierigen in den Garten. Sie wandten sich zuvörderst an den alten Heinrich und thaten so feierlich dabei, dass man ihnen die Wichtigkeit ihres Anliegens ansah. Sie ersuchten Heinrich, mit ihnen zur Berathung einer für die ganze Inselbevölkerung sehr wichtigen Angelegenheit in den Saal bei Heinrichs Wohnhause zu treten. Da möge er ihren Vortrag anhören und seinen Rath geben.

Auch wir Beide schlossen uns dem Zuge an, begierig der Dinge, die da kommen würden.

Man lagerte sich im Säulensaal um die Rednerbühne herum. Einer der Männer trat hervor und hielt im Angesichte des ehrwürdigen Greises, des Gründers Heinrich, seinen klar und verständig entwickelten Vortrag, der dem Alten die Nothwendigkeit jenes vielbesprochenen Unternehmens der Auswanderung von der Insel — behufs Verbreitung der Freiheitsbildung in der grossen Welt draussen — darthun sollte.

Der alte Heinrich war im Anfang überrascht, ja beinahe erschreckt über das Vorhaben seiner geliebten Anhänger. Aber ihr Vortrag war so klug und wohlbegründet, dass er sich allmählig in den ihm widerstrebenden Gedanken fügte. Dennoch war seine Stimme vor innerer Erregung bewegt, als er ihnen die Antwort gab.

„Ihr wollt also das Land der himmlischen Freiheit verlassen,“ sprach er, „um euch in der grossen Welt draussen eine Lebensaufgabe zu machen?! — Geliebte! Euer Denken ist zwar vernünftig und wohlbegründet; denn ich weiss gar gut, dass der freie Mensch sein Leben mit einem würdigen Inhalt ausfüllen muss, um glücklich zu sein. Aber dennoch dauert ihr mich von Herzen. Ich sehe voraus: es wird euch schlecht genug gehen im Anfang. Ich weiss das; ich hab' es selbst erfahren. — Und dann saget mir: Seid ihr denn wol hinreichend vorbereitet auf euer Unternehmen? Wisst ihr genau, was euch erwartet? — Werdet ihr an die grösste Freiheit Gewohnte euch wol klug genug in die fremden unfreien Lebensformen fügen können? Werdet ihr es zuwege bringen, lebhaft Gedanken zu hegen, ohne sie in Wort und Geberden auszudrücken? Könnt ihr diesen Zwang euch anthun? — Könnt ihr, wie es dort oft genug noththut, Unsinn hören ohne zu lachen? Unrecht sehen, ohne zu strafen? Dummheit mit Bosheit, ohne zu verachten?“ —

Der Redner antwortete: „Wir müssen dabei immerfort denken: Es sind Bedauerungswürdige, die die Freiheit nicht kennen, eine gleichsam auf niederer Stufe zurückgebliebene Menschenrasse; und wir werden uns schon die gewisse kluge Art aneignen, wie mit ihnen auszukommen ist.“

„Auszukommen ist gar nicht mit ihnen, wenigstens nicht mit der grossen Menge!“ unterbrach ihn Heinrich und fuhr fort:

„Seid ihr gefasst darauf, dass auch eure Gesundheit, ja selbst euer Leben vielfach bedroht sein wird in jener unruhigen verwirrvollen Welt? Mögt ihr das Opfer bringen?“

„Wer eine grosse und schöne Lebensaufgabe unternimmt,“ ward ihm zur Antwort, „der muss mit Freuden alles an alles setzen können. Dringen wir nicht durch, so kehren wir entweder bald zurück oder wir gehen — als echte Vorkämpfer bedauerungswürdig untergehend — ein schönes Beispiel, an dem das nächstfolgende Geschlecht sich ermunternd wird durchdringen können. Kurz, wir sind einmal entschlossen, der Freiheit eine breite Gasse zu machen, sei es wie es wolle. Träge Ruhe und müheloser Genuss ist nicht unser Geschmack! — Und hast du es dir etwa leicht gemacht, die Freiheit zu gründen auf dieser Insel? Welche gediegene Vorbereitung, welche emsige Arbeit, welcher regen Unternehmungsgeist hat das erfordert?“

„Damit du siehst,“ so fuhren sie fort „wie ernst es uns um unser Vorhaben ist, vernimm denn, was wir in dieser Sache auch schon für nähere Anschläge bereit haben.“

„Deutschland — mit seiner gerechten Liebe für alles Gute und Schöne, woher es auch sei, mit dem erwachten Bewusstsein seiner Zusammengehörigkeit zu einem einzigen kräftigen Volke — Deutschland gehört die nächste Zukunft. Dahin wollen wir uns vor allem wenden. Das ist überdies nicht geradezu und in allen Angelegenheiten durch einen einzigen allesbeherrschenden Machthaber, sondern durch eine Anzahl kleinerer wie grösserer, mitunter sogar freidenkender Fürsten derzeit regiert. Diesen Fürsten und den nächsten Rathgebern derselben werden wir uns zu nähern suchen und allmählig — allmählig, nicht gewaltsam der Zeit vorgreifend — werden wir in Diese den Sinn für die Freiheit zu pflanzen suchen, der ihnen allenfalls noch abgeht. Dann auch mischen wir uns unter das Volk selbst, wenden uns an die Pfleger seiner Jugend und an diese Jugend selbst, und mit wenn auch immer nur kleinen Erfolgen

zufrieden, mit Geduld, Eifer und Geschicklichkeit bringen wir es endlich dahin, dass der Fürst — freiwillig und nicht erst durch Noth und Gewalt gedrückt — unsern Rathschlägen Gehör gibt, jene Einrichtungen trifft, wodurch er am zuverlässigsten die Bedürfnisse und die allgemeinen Wünsche des Volkes erfahren und befriedigen kann, weiters wie er die schwierigste Regierungsarbeit im Kleinen und Einzelnen dem gebildeten Volke selbst überlassen könne, während er als blosser oberster Leiter und Ueberseher des Ganzen ein ruhiges und glückliches Leben führt. Wir werden die Meinungs- oder Glaubensfreiheit anbahnen, die Schulen frei machen und den Krieg, dieses Schrecklichste, was die Menschen einander anthun können, seltener machen. — Dasjenige Volk freilich, und den Fürsten, welche für die Einrichtungen geordneter Freiheit durchaus nicht zugänglich sind, müssen wir ihrem Schicksale überlassen; die mögen durch Schaden klug werden.“ —

Eine der hoehgewachsenen herrlichen jungen Frauen — Dieselbe die ich im Thal der Liebenden kennen gelernt — trat nun zum Reden vor und sprach:

„Höre nun auch, Heinrich, was wir weibliche Theilnehmer der kühnen Unternehmung noch für ganz besondere, unser Geschlecht betreffende Absichten und Pläne hegen, die wir drüben durchzuführen gedenken.“

„Wir haben nicht vergessen, was du seinerzeit uns selbst — ich spreche als Vertreter meines ganzen Geschlechtes — durch deine Gründungen zu Guten gethan hast. Allgemein glaubte man, dass das Weib einen weit niederen Anspruch zum geistigen Leben habe als der Mann. Freilich, die Thatsachen sprachen alle für diese Ansicht. Das Weib — von jeher zu viel vertrauend auf die Macht ihrer „Reize“ und dabei die Ausbildung ihres Geistes vernachlässigend — hatte bisher noch äusserst wenig Eigenes und Grosses in der Welt geleistet, nicht einmal in den von der Natur ihr wie eigens zugewiesenen Fächern. Aber das Weib war auch — zu deiner Zeit — noch niemals von Jugend auf ganz frei gewesen, sondern immer von vornherein unter irgend einer drückenden Botmässigkeit erzogen worden. Konnte sie sich da erheben über sich, wenn man ihr aber auch gar nichts Eigenes mehr liess als etwa allein den Eindruck der kurzdauernden, dem ganzen Geschlecht zum Fluch gewordenen Körperreize?! Das ist's ja eben, — sagen unsere Verächter — um

was es sich handelt, nämlich dass das weibliche Geschlecht die ganze Zeit hindurch noch nicht verstanden hat, aus eigenem Antrieb sich frei zu machen; das ist die Thatsache, dass nur der Mann, der auf sich selbst gestellte, als der eigentliche Mensch gilt, das Weib, mit ihrem leichter wiegenden Gehirn, um eine ganze Stufe gegen ihn zurücksteht.

„Das machte dir Grossherzigen viel Kummer und bewegte dich zur Abhilfe. Du sagtest: Möglich, dass die Natur uns Männern also den Vortritt lässt; benutzen wir also diesen Vortritt dazu, dass wir auch Jenen zur Freiheit verhelfen. Wir können über die weibliche Befähigung nicht rein urtheilen, so lang das weibliche Geschlecht von Beginn aus ganz anders erzogen wird als das männliche. Muss da der Abstand, der Anfangs gering gewesen sein mag, sich nicht im Laufe der Zeit noch künstlich vergrössert haben? Wenn man zwei gleichkräftige Läufer so aufstellt, dass der Eine von vornherein ein Stück Weg Vorsprung hat, wie kann der Andere ihn je einholen? Lasst uns also einmal Knaben und Mädchen von vornherein bei gleich freier Erziehung aufwachsen und zur Reife gelangen: dann wird man wol erst sehen, was für geringe Unterschiede — gleichsam nur verschiedene Färbungen — das geistige Leben der beiden Geschlechter von Natur aus an sich hat. Die Begabung selbst dürfte unter solchem Vorgang die gleiche werden, ob männlich ob weiblich. Bevor aber nicht ein solcher Versuch gemacht ist, lässt sich darin nicht aufs Wahre kommen.

„Du hast den Versuch gemacht und er ist dir gut gelungen. Wir wissen jetzt genau, was die männliche und was die weibliche Form des menschlichen Geistes ausmacht und wir haben in der That gesehen, dass sie oft genug beinahe in einander übergehen, je nach der sonstigen Natur des Einzelnen.

„Du Guter, du Weiser“ — sie sprach dies, indem sie dem alten Heinrich sich näherte und ihn mit rührender Zärtlichkeit liebte — „du hast uns aus dem Joche der weiblichen Sklaverei befreit. Wir sind dir den grössten, den wärmsten Dank dafür schuldig. — Nun schmachtet aber in der grossen Welt eine unabsehbare Zahl unserer Schwestern, die ebenfalls zu befreien wir uns zur Aufgabe machen wollen.

„Muss nicht so ein armes Wesen von Mädchen, auch mit den herrlichsten Eigenschaften, sich oft vom Manne, dem rücksichtslosen, übergangen und verschmäht sehen, darum weil sie nicht dazu noch

eine Summe Geldes besitzt? Schmachvoll genug für Beide. Sind ihr nicht, wenn sie sich denn aus Stolz der Unabhängigkeit mit eigener Thätigkeit ein Auskommen verschaffen will, so viele Wege versperrt, die jedem geringsten Manne offenstehen? Oder wenn sie — wie ein Pflänzchen an den Stab — an einen Mann sich schliessen will, hat sie aus der üblichen Erziehung wol die Klugheit und die Menschenkenntnis sich erwerben können, die zur schwierigen Wahl erforderlich, und ist sie nicht gerade da so sehr einem folgenschweren Fehlgriff ausgesetzt? — Die armen Wesen! Ahnungslos saugen sie das Gift der Schmeichelei, sie fühlen sich geehrt durch die erwiesene Artigkeit und Huldigung der Männer und merken nicht, dass sie gerade bei dieser Gelegenheit am tiefsten in die Unfreiheit heruntersinken, da sie sich bei ihren Fehlern — der Eitelkeit, der Schwäche und der Unbehilflichkeit — hätscheln lassen. Sie sehen's nicht ein: es ist ja doch allein darauf abgesehen, ihre körperlichen Reize, die sorgfältig gehüteten, sich dienstbar zu machen. Gerade wie jener Arzt des stattaltergewordenen Sancho-Pansa Diesen nicht zum Essen kommen lässt, da er geschäftig alle nacheinander aufgetragenen Speisen für gesundheitsschädlich erklärt, so lassen die huldigenden Männer unsere bethörten Schwestern drüben nie zur Geistesfreiheit gelangen, da sie die lieber für sich allein in Anspruch nehmen.

„Da also die geistigen Schätze, das gediegene Gold menschlichen Wissens, ihnen gleichsam vorenthalten sind, mit was für Flitterwerk verändeln sie ihre beste Zeit und, sind sie Mütter geworden, wie wenig Geschick haben sie zum freien naturgerechten Erziehen der Kinder? Eine Art wenig vernünftiger Affenliebe heisst ihnen Mutterliebe! Und wie gross thun sie mit solcher ganz thierischen Liebe, die nur Verzogenheit und Unglück der Kinder zur Folge hat!

„Wie wenige Frauen verstehen sich die Liebe ihrer erwählten Männer zu bewahren über die Flitterwochen hinaus? Freilich, diese Männer sind aber auch darnach, dass sie das Weib nur ansehen als eine Puppe zum Spielen oder als noch Schnöderes.

„Das wollen wir durch unsern Einfluss anders machen. Das Weib stehe gleichberechtigt neben dem Mann und habe gleichen Antheil an den geistigen Gütern der Menschheit.) Es wird uns, dies anzubahnen so gewiss gelingen, als dir deine Aufgabe durchzuführen gelungen ist. Dann erst, aus den unabhängig und gleichberechtigt

gewordenen Frauen wird das neue Geschlecht verbessert und vervollkommt hervorgehen können, wie bei uns.

Mit dem Wort trat die redeführende Frau wieder zurück zu ihren Genossen und der erstvortragende Mann wandte sich an Heinrich mit den Worten:

„Du kennst nun, Heinrich, den Gegenstand und Umfang unseres Vorhabens und magst erkennen, dass wir, als Kinder deiner Klugheit, auf alles gefasst sind, was da auch vorkommen möge.

„Und nicht Alle gehen wir nach Deutschland. Einige unter uns — vielmehr beinahe die eine Hälfte — haben mehr Vertrauen auf den grossen freien Staatenverein in Nordamerika und sind gewillt, sich dorthin zu wenden.

„Wir Andern aber halten treu an Deutschland.

„Segne du unser Unternehmen und gib uns, so lang wir noch hier, uns vorbereitend, verweilen, deine beherzigenswerthen Rathschläge.“

Heinrich entgegnete:

„Jetzt freilich seh' ich, dass euer Entschluss reif und fest ist. Ich muss ihn gutheissen, obwol ich euch mit schwerem Herzen entlasse, die Gefahren und Beschwerden kennend, in die ihr euch begeben, nur um in der Welt Gutes zu schaffen.

„Somit rufe ich euch aus dem Grunde meines Herzens mit Beistimmung zu:

„Zieheth denn hin, Geliebte, nach der grossen Welt und pflanzet vor allem in meinem geliebten schönen Deutschland die Keime der Freiheit, die ihr hier erhalten. Helfet im Amerikanischen Staatenverein die Freiheit, welche dort noch etwas zu sehr^r wie aus dem Rohen gehauen erscheint, verfeinernd vollenden. — Mein alter Kopf wirbelt vor Freude, wie ich euch so zum grossen Werke ausziehen sehe in die Welt. Es ist dies die Vollendung meines eigenen Lebensplanes, den ich als Student, über jenen Schiller'schen Versen grübelnd, gemacht habe. Und wenn nun auch ihr noch nicht im Stande seid, euer Werk zu vollenden, sondern über euerm grossen Streben edel zu Grunde geht: Geschlecht um Geschlecht wird meine kleine Insel aussenden in derselben Absicht, und nicht meine Insel allein, sondern Hunderte von andern Ansiedlungen in meinem Stil werden Scharen begeisterter Freiheitsgründer nach aller Welt aussenden, bis es gelingt und das ersehnte goldene Alter hiemit anbricht in der schönen Zukunft. Wem, glückliche Völker, glückliche Menschengeschlechter

habt ihr das zu verdanken? Mir! Ausser der Natur . . . mir allein! Denn ich gab den Anstoss dazu. — Darum, mit meinem Segen begleitet, ziehet denn hin, ihr Muthigen, eure Bestimmung zu erfüllen!“ —

Der Alte sass da, mit selig leuchtenden Augen, wie verklärt. Man sah und fühlte, dieser Augenblick war der seligste gewesen in dem ganzen reichen Leben dieses Mannes. Das Bewusstsein, ein Werk zu Ende geführt zu haben, für das ihm die spätesten Geschlechter danken werden, das war der schöne Lohn seiner Mühe.

52.

(Die Aussendung und Heinrichs Ende.)

Man erwartete das Schiff Friedrichs, des Rheders. Diesmal blieb es ungewöhnlich lang aus; es war nämlich unterdess der französisch-deutsche Krieg ausgebrochen und dadurch die Schifffahrt verhindert gewesen.

Wie staunten die Freiländer über die Nachrichten, die nun das endlich erschienene Schiff von Europa aus mitbrachte! Welch' grossen Schritt hatte die Weltgeschichte dermalen im Laufe eines einzigen Jahres gemacht! — Die Deutschen einig und siegreich, die Franzosen gründlich geschlagen und schliesslich sich untereinander selbst zerfleischend; — Welcher noch so scharf in die Zukunft Blickende hätte das alles als so bald bevorstehend und so schnell ablaufend voraussagen können?

Den freiländischen Auswanderern, obgleich sie über die riesige Schlächtereie, welche die beiden „gebildeten“ Völker vollführt hatten, entsetzt und empört sein mussten, konnte dennoch das Hauptergebnis des Krieges mit dem hoffentlich nachfolgenden sonstigen Umschwung der Dinge nur genehm sein. Sie beeilten also ihren lang vorbereiteten Abzug, nahmen von allen Einwohnern der Insel und besonders von ihrem alten Heinrich rührend Abschied und fuhren davon.

Den greisen Heinrich hatte alles dies, die Freude über den deutschen Sieg und über den Fortgang seiner eigenen Lebensarbeit durch die weltwärtsziehenden Freiländer, und dann wieder der Schmerz des Abschiedes so sehr angegriffen, dass er nicht wieder ausgehen und arbeiten konnte.

Da, eines Tages, als die ebenfalls betagte Agnes nachzusehen kam, wie es ihm gehe, bemerkte sie ein plötzlich so verändertes Aussehen an ihm, dass sie davon erschreckt wurde.

„Verlass mich nicht mehr,“ sagte Heinrich mit schon schwacher Stimme und langte nach ihrer Hand: „Ich fühle, dass ich sterbe. — Ein schneller Tod wird's sein, so wie ich mir's immer gewünscht. — Bleibe, Liebe. Gib mir den Abschiedskuss. — . . . So, . . . so . . . Jetzt . . hab' . . ich . . gelebt!“ Er drückte ihr nochmal schwach die Hand und blickte sie an, als wollte er sagen: „Jetzt scheid' ich.“

Mit diesem Blicke verschied er.

Agnes folgte ihm bald.

Freilands Künstler arbeiten jetzt an Heinrichs und Agnes' Standbildern, die dann auf der schönsten Stelle der Blumeninsel aufgestellt werden sollen.

Ich aber habe im Auftrag Heinrichs dessen Geschichte und die Erzählung von meinem Besuch sammt eingeflochtener Beschreibung der Ansiedlung, so wie es hier geboten ist, zu Papier gebracht, für euch, meine deutschen Landsleute gleichsam zur Vorbereitung auf das Erscheinen jener Auswanderer aus dem freien Land.

Nehmt sie Beide freundlich auf, dies Schriftwerk vom Land der Freiheit, noch mehr aber die Freiländer selbst, die nun hoffentlich unterdessen zu euch gekommen sind.

Carl Walter.

Drittes Buch.

Die Ausgesandten.

„Freiheit geb ich euch und Gleichheit!
„Gleich beglückt sollt' All ihr sein! —“

A. Grün, Spaziergänge.

„Das Weltgeschick ist ehern
„Und unabwendbar scheint der Völker Joch.
„Und doch, o Menschheit, glaub es deinen Sehern:
„Der Welt geheime Kirche sieget doch!“

A. Meissner, Ziska.

„Pancratius. Aus der Generation, welche ich in der Kraft meines Willens handhabe, wird ein Geschlecht entstehen, das letzte, das höchste, das stärkste: die Erde hat noch keine solchen Männer geschaut: sie sind freie Menschen, Herren der Erde von Pol zu Pol; die Erde ist eine blühende Stadt, ein glückliches Haus, eine Werkstatt der Reichthümer und des Kunstfleisses.“

Krasinski, die höllische Komödie.

Ich habe am Schlusse des zweiten Buches vom „Land der Freiheit“ erzählt, wie eine Anzahl Freiländer nach der grossen Welt reiset, um den freien Geist und die Freiheits-Einrichtungen ihrer Ansiedlung nun auch, zuvörderst in Deutschland und unter den Deutschen Amerika's, dann endlich überall unter den Menschen zu verbreiten, als würdige Sendboten ihres Messias. Damit sollte dem ursprünglichen Plane gemäss das Werk schliessen. Auf diese Art aber würde die Geschichte der Freiländer — ohne einen vollen, befriedigenden Abschluss zu erlangen — gerade auf dem Punkte der höchsten Spannung stehen bleiben, und ich entschloss mich also, um den beabsichtigten Entwurf und Versuch eines „Zukunftsbildes“ abzurunden und zu vollenden, die Freiländer-Geschichte von dem mit Ende des zweiten Buches erlangten Standpunkt aus noch weiter fortzuführen, oder was dasselbe ist, eine erdichtete Zukunft so zu erzählen, als ob diese schon der Vergangenheit, der Geschichte angehörte.

Ein höchst schwieriger Versuch — ich verhehle mir nicht — ist es, in solcher Weise sich durch Erdichtung **den inneren Hauptverlauf der hoffnungsvollen Zukunft** im Voraus zu gestalten. Ich weiss, dieser Vorwurf übersteigt meine Kräfte; aber die überwältigend hohen Ideen „Freiheit“ und „Zukunft“ haben mich einmal derart erfasst, dass ich mir's zur Lebensaufgabe machte, — gut oder schlecht, sowie ich's eben vermag und hinter einer Legion Vorgänger — an ihrer weiteren Entwicklung mitzuarbeiten. Gut oder schlecht, das thut hier aber nichts zur Sache; genug, wenn meine Arbeit als Anstoss und Uebergang zu Besserem dient! —

F. A.

1.

(Das erwählte Ländchen.)

Die „Ausgesandten“ sind in den erkorenen Ländern angelangt; die Einen in den Vereinigten Staaten Nerdamerika's, die Andern im vormals vielgetheilten nunmehr erfolgreich geeinigten Deutschland.

Die eben zuvor abgelaufenen Ereignisse schienen dem Vorhaben der Ausgesandten am ehesten förderlich zu sein und sie nahmen die neue Gestaltung der Lage Deutschlands mit Beifall und frohen Hoffnungen für sich auf, indem sie voraussetzten, dass mit der Kraft der Vertheidigung nach aussen sich auch die nöthige Freiheit im Innern bald verbinden und dass sich aus der erreichten Vereinigung kein rohes Herrscherthum, sondern ein wohlgeordneter, allgemein geachteter Staat heranbilden werde.

Die nach Deutschland Ausgesandten wendeten sich auf ihrer Reise nach einem gewissen Ländchen des grossen deutschen Vaterlandes, auf das sie es mit ihren Freiheitsplänen zuvörderst abgesehen hatten. Es war dasselbe, in dem der alte Heinrich, der Gründer Freilands, seine Heimat und seinen Besitz gehabt, dasselbe wo er durch seine Vorträge viele Samen einer freieren Bildung gestreut und wo er etwas entfernt von der Hauptstadt, seinen geheimnissvollen ersten Kindergarten errichtet hatte.

Dies Ländchen hatte vor andern manche Vorzüge, die den Freiländern bei ihren Strebungen förderlich sein mussten. Es war dies einer der kleineren auch nach den deutschen Kriegen ziemlich selbständig gebliebenen Theile von Deutschland, ein deutsches Fürstenthum. Die Bevölkerung desselben — ihrer allgemeinen Bildung nach so ziemlich durchgehends auf der Mittelstufe stehend, ebenso weit von Ueberbildung als von Rohheit entfernt — machte eben wegen dieser gleichmässigen Verbreitung der Bildung schon beinah durchaus eine Klasse, ein Volk aus, mit geringen Resten früherer Ständeabtheilung. Der Fürst des Landes, obwol den überkommenen Standesbegriffen gemäss erzogen, nachträglich aber durch seinen eigenen hervorragenden Geist zu selbständig erworbener Bildung geleitet, war durchaus von dem edelsten Streben erfüllt. Er hatte seinen kleinen

Staat zu dem verhältnismässig glücklichsten gemacht im ganzen Deutschland, zu einem, der nämlich auf dem Punkte stand, durch den völligen Ausbau seiner Verfassung und Befreiung des Volkes von allem noch übrigen Zwang und Druck, besonders von dem des Priesterstandes und dem der Geldherrschaft sich demnächst wieder um eine erhebliche Stufe dem Gedankenbild von einem glücklichen Menschenvereine zu nähern.

2.

(Der Gesellschaftszustand.)

Der allgemeine Gesellschaftszustand im deutschen Land war zu der Zeit als die Ausgesandten angekommen waren, nicht mehr in solch' verworrener Gährung begriffen, nicht mehr so anscheinend hoffnungslos und entmuthigend wie zu Heinrichs Jugendzeit.

Allüberall und in allen Fächern begann sich kühn der neue freie Geist zu regen und sogar vielfach bis zum gemeinen Volk hinunter war die Einsicht durchgedrungen, dass es mit den alten eingewurzelten Formen nichts mehr sei und dass ein neuer Glaube, eine neue Tugend, kurz eine neue Lebensanschauung allerwärts sich siegreich emporarbeitete, die wenigstens dem nachwachsenden Geschlechte zu Gute kommen solle. Eine Lust und Freude war es mitunter, in solch' hoffnungsvoll vorwärts drängender Zeit zu leben und zu wirken.

Die früher eng unter sich abgeschlossenen Gelehrten entwöhnten sich, nur für einander zu denken und zu schreiben; sie begannen — ihre verdorbene Sprache reinigend — endlich einmal in gemeinverständlicher Weise an die Gesammtheit der Bildungsfähigen sich zu wenden, um die Errungenschaften des gesonderten Gelehrtenstandes nunmehr zum Gemeingut Aller zu machen. Zuerst die Naturwissenschaften, dann die Menschenkunde, die Erdbeschreibung, die Menschheits- und Völkergeschichte sammt den übrigen allgemein anziehenden Fächern, alle fanden gemeinverständliche Bearbeiter. So musste zuletzt auch jene Wissenschaft an die Reihe kommen, die recht eigentlich das Ergebnis aller übrigen, und aus der erst die ganze Weltansicht des einzelnen Menschen hervorgeht, nämlich die Denkforschung oder der Abschluss der Wahrheitslehre. Aus „Gläubigen“ sollten nun „Wissende“ gemacht werden.

Dies konnte freilich nicht auf einen Ruck gelingen. Den ersten Schritt dazu machten bekanntlich die Naturwissenschaften. Sie drängten, indem sie die Gesetze der Natur zu Ehren gelangen liessen, das der Gottheit zugeschriebene Wirken immer mehr zurück.

Den andern Schritt machte darauf die Geschichtsforschung.

Der Edelste der Menschen, Josua von Nazara, hatte in seinem unglücklichen Vaterland zur Zeit des Römerkaisers Tiberius die Verbesserung des Judenthums, den reinen Gottesglauben und die allgemeine Menschenliebe gepredigt und war der Edle dessentwegen bedauerungswürdig untergegangen. Das war die einfach schöne Thatsache. Nach seinem Tode aber geschah es, dass die Geschichte seines Lebens von dem Beiwerk weltfeindlicher Glaubenssatzungen und gutgemeinter aber übelberathener Sagedichtung überwuchert und endlich gar zum Erlösungswunder des Gottessohnes aufgebauscht wurde. Ein eigenthümliches Zusammentreffen der Umstände wollte es darauf, dass dieses so zugerichtete „Christenthum“ — richtiger: Paulusthum — über alle übrigen Glaubensformen im Abendlande den Sieg errang. Das nun durch viele Jahrhunderte in jenem heiligen Sagen- und Glaubenswerk erzogene Volk, weil es all seinen Trost darin zu finden angeleitet war, erachtete es lang genug als das ärgste Verbrechen, sich jenes blindgegläubte Wunder aufs einfach Natürliche zurückzuführen, und so geschah es denn, dass der ausschlaggebende Theil der europäischen Menschheit seit Jahrhunderten her diesem so merkwürdig entstandenen Christenthum verfallen konnte, scheinbar ohne Aussicht, je wieder davon befreit zu werden.

Endlich im letztvergangenen Jahrhundert — da doch jedes Menschenwerk einmal, und sei es noch so sehr seinen Verehrern ans Herz gewachsen, der Fortbildung anheimfallen muss, — kam auch für dieses Christenthum die Zeit des Zweifels, des Angriffes und Umsturzes. Die schriftauslegenden Geschichtsforscher machten sich an die Quellen desselben, sie übersetzten, erklärten, zergliederten, erforschten und beurtheilten und brachten zuletzt heraus, dass die so heiliggehaltene „frohe Botschaft vom Erlöser“ — abgesehen dass sie nicht, „vom heiligen Geiste diktirt“ — aber auch nicht einmal eine glaubwürdige in sich selbst übereinstimmende Geschichtsquelle darstelle, sondern einen Wust von Sagen und Märcen, dem schwer auf den Grund zu kommen ist.

Die ersten Bahnbrecher, die den Muth gehabt, dies Ergebnis

ihres Forschens der gläubigen Welt mitzuthemen, mussten freilich dafür Verfolgung erleiden, aber schon das nachfolgende junge Geschlecht, das jenen neuen Gedanken vom „geschichtlichen Christus“ zu einer Zeit überkam, als ihr Geist noch keine feste Lebensrichtung eingegangen hatte, fand in dieser einfachen wissenschaftlichen Untersuchung nicht mehr jenes gotteslästerlich Verbrecherische wie ihre Vorfahren.

So war also Aussicht vorhanden, dass die Ausgesandten mit ihrer freilich noch weiter vorausschauenden Freiheits-Aufgabe nicht allzuschwere Arbeit haben würden.

Auch in Bezug auf staatliche Freiheit war unterdessen vieles besser geworden. Die Gewaltherrschaft, die Ständetheilungen waren oft rein durch die Macht der Umstände von selbst zu zeitgemässer Aenderung gedrängt worden. Mangelte es an Geld, so musste man endlich doch beim Volke einkommen, dass es welches bewillige und hergebe; spürte das zahlende Volk aber, dass es von ihm abhängt, wie viel Geld gebraucht würde, so begann es auch selbst Einfluss zu nehmen auf die Wirthschaft.

Die Priesterschaft bestand zwar dem Namen nach noch fort und hatte in manchen vom Weltverkehr entlegenen Gegenden immerhin noch einen namhaften Einfluss aufs gemeine Volk, aber einerseits ward ihr Nachwuchs immer schwächer — nicht nur der Zahl, sondern auch dem Gehalte nach — und dann hatten sie nun durchaus keinen wahrhaft Gebildeten mehr für sich. Ihre Thätigkeit erschien als letztes verzweifelttes Ringen um eine Stellung, die ohnedies voraussichtlich bald aufgegeben werden musste. Nur die bekannte Zähigkeit und Langsamkeit jedweder menschlichen Entwicklung im Grossen, war ihre einzige Hoffnung, auf die sie noch eine zeitlang rechnen konnten. Schon begannen Diejenigen, welche sich vom alten fortschrittfeindlichen Kirchenwesen losgesagt hatten, förmliche „freie Glaubensgemeinschaften“ zu bilden — an ihrer Spitze gewöhnlich mit einem geist- und gemüthreichen freisinnigen Geistlichen — und durch ein musterhaft sittliches Betragen sich die allgemeine Achtung zu erringen.

Einem andern Uebelstand der Neuzeit, dem Missverhältnis in der Stellung des Arbeiterstandes zu dem der arbeitgebenden Besitzer, welches in Frankreich zu so verderblichen Staatsumwälzungen Anlass gegeben, begegnete man in Deutschland mit den geeigneten den

Umschwung vorbereitenden Mitteln, nämlich entweder durch freiwilliges menschenfreundliches Entgegenkommen der Arbeitgeber oder durch auf Selbsthilfe beruhende Gründung von Arbeitergenossenschaften.

3.

(Die Aufgabe.)

Während ihrer Reise ergingen sich die Ausgesandten vielfach in Gesprächen über das Wesen der Freiheit und der Menschenrechte, sowie über die Mittel und Verfahren zur Erreichung ihres vorgeetzten Zieles.

Einer unter ihnen sagte bei solcher Gelegenheit:

„Vor allem müssen wir uns der Jugend versichern, um sie zum Verständnis der Freiheit heranzuziehen. Wo wir der Jugend nur habhaft werden können, in den Schulen, in den Familien-Häusern, in den Werkstätten, müssen wir ihr unsere Lehre, unsere Führerschaft und gutes Beispiel angedeihen lassen. Es genügt ja oft, nur „eine einzige Feuerflocke Wahrheit“ in die Seele eines aufgeweckten Jungen zu werfen, dass er es unternimmt, von nun an nicht mehr blindlings dem Worte seiner priesterlichen Erzieher zu vertrauen, sondern anfängt, selbständig zu denken und zu handeln. Kurz, das künftige Geschlecht muss so viel als möglich aus thatkräftigen Freigeistern bestehen.

Ausserdem müssen wir uns mit den zurückgebliebenen aber noch bildungsfähigen Erwachsenen abgeben und ihnen wo es nur möglich Kenntnisse, Lebensklugheit und Sinn für Schönheit und Kunst beibringen, so dass der Ueberschwung zum neuen freien Wesen unmerklich und ungefährlich geschehen kann, sobald die jetzige heranwachsende Jugend unter unserm Einfluss zur Selbständigkeit gelangt ist.“

„Wenn wir's klug anstellen,“ schloss der Freiländer, „so glaube ich, in 10 bis 15 oder längstens 20 Jahren muss unsere Thätigkeit schon gute Früchte bringen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen setzten sie ihre Reise fort. Nun erst, da sie das Menschengeschlecht, dessen Befreier sie werden wollten, in Wirklichkeit vor Augen hatten, ermassen sie die Grösse ihres Unternehmens und es gab hinwieder auch Zeiten, wann

sie nicht eben sehr hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken vermochten. War doch diese Menschheit, die sie da kennen lernten, im Grossen und Ganzen nur erst ganz wenig vorwärts gekommen in ihrer Entwicklung seit den Zeiten Heinrichs! Und die ungünstige Beschreibung, die Vorwürfe und herabsetzenden Vergleichen, die derselbe Heinrich in seiner grössten Erbitterung von ihr gemacht, galten sie nicht zum grossen Theil noch immer?

„Wie tief“ — klagte Heinrich in seinen Schriften aus früherer Zeit — „wie unendlich tief steht noch das Menschengeschlecht! — Wie gar so viel Aehnlichkeit bewahrt es noch mit viel niedrigerem Wesen, über die es hoch hinauszuragen wähnt! — O Schande, über den Entarteten, den ewig Rückfälligen! —“

„Wie viel nur thut der Mensch aus blosser Nachäffungssucht? Er betrinkt sich, überisst sich, zieht den unnützen Tabakrauch durch Mund und Nase, kaut den Tabak und stopft ihn gepulvert in die Nase, hängt und steckt sich glänzende güldene Säckelchen an die Finger, ans Ohr und anderswo an den Leib, macht die dummsten Kleider- und andere Moden mit, **nicht, weil er Vergnügen daran hat** — das ginge noch an — sondern zumeist nur, **weil er die Andern es so hat machen sehen und er sich schämen würde, von ihnen abzuweichen!**“

„Andererseits, was für dumme Geduld, was für Fühl- und Hilflosigkeit entwickelt dieser Mensch! — Unter Mühe und Noth und Sorgen haben da die Eltern den Sohn grossgezogen. Nun geht's zur Soldatenstellung. Ein Krieg etwa, für den Niemand im Volke begeistert ist und der das Vaterland eher in Nachtheil und Elend bringen kann, steht vor der Thür. Werden da die Eltern den Lieblingssohn nicht zu retten suchen, ihn flüchten, verbergen, verlügen und eher alles Erdenkliche anwenden, als dass sie das theure Leben den Strapazen und den feindlichen Kugeln preisgeben? Nein. Sie weinen und klagen und jammern, schimpfen, schelten und fluchen und — lassen ihn aber dennoch ziehen. Die altberühmte Vater- und Mutterliebe in den beiderseitigen Landen geht in die Brüche und der unsinnige Krieg wird geführt. Hätten aber diese Väter und Mütter nur ein Fünkchen Widerstandskraft entwickelt und ein Bischen von wahrer, wirklicher Liebe zu dem Sohn und nicht blos die landläufige und sogenannte . . . ja da . . . da wäre es eben ganz anders bestellt. Dann sollten es ehrgeizige, gewalthätige Staatsmänner

noch versuchen, ob sie die Unzahl Krieger zusammen bekämen, um sie wie Schafe zur Schlachtbank hinzutreiben und ob sie zwei Völker, die sich einander nichts gethan haben, zu gegenseitiger Vernichtung aufzureizen vermöchten.

Eine andere Probe der sich selbst aufgebenden Geduld und blöden Nachgiebigkeit liefern fast alle Armen und Elenden. So Einer hat wol ein darbendes Weib und hungernde Kinder zu Haus und begegnet dem goldbehangenen salbenduftenden Gecken, der allein für was er am Leibe trägt, im Grunde mehr Menschenarbeit verursacht und an sich gewendet hat als er selbst sein Leben lang je zu Stande brächte. Und, merkwürdig genug! die Beiden gehen ruhig an einander vorüber, ja das Aergste, was dem reichen Gecken etwa begegnen kann, ist dass der Arme, ohne Schuld so Verkommene, ihn demüthig anbettelt! — Ist das wol ein Bild von Mensch zu Mensch? Nein. Ein Bild vom . . . Affen und vom Esel. Denn sonst würde der Arme und Elende im Bewusstsein und Gefühl seines Menschenrechtes wol hintreten vor den Gecken und mit ernster eindringlicher Rede, der nicht zu widersprechen wäre, und mit einer Miene, die den Andern wol erbeben machte, die Worte zurufen: „Halt' ein wenig, mein schmucker Herr! Wisse: ich hab' ein hungerndes Weib und elend verkommene Kinder zu Haus und was ich mich auch plagen mag, ich kann den Unterhalt für sie nicht erschwingen. Du aber flanirst da zeittodtschlagend herum und hast goldene unnütze Säckelchen an dir hängen von einem Werth, dass meine Würmer und mein Weib damit auf langehin vom Elend befreit werden könnten. Du blasest den Rauch der feinsten Tabaksblätter in die Luft hinaus und die Meinen haben nicht genug Brotkrumen zu kauen. Du hast übrigens all das schmucke und kostspielige Zeug gewonnen, ohne je im Leben dafür gearbeitet zu haben! Das ist nicht in der Ordnung. Ich und die Meinen haben ja wol gerade so viel Recht zu leben wie du. Unser Hunger wird also wenig Umstände machen und sich das Erforderliche da nehmen, wo sich solcher unnütze Ueberfluss vorfindet.“

Mit diesen Worten — wäre der Darbende ein echter Mensch und kein dummgeduldiger Tropf — würde er den Gecken darniederdonnern, würde ihm den gleissenden Tand vom Leibe reißen, wol auch den kostbaren glimmenden Tabaksstengel aus dem Munde schlagen und dann aber die Seinen aus dem Elend befreien. Würde

er auch, als der Erste, der sich dess erdreistet, nach unlöblichem Gesellschaftsbrauch als „Verbrecher“ angesehen, so hätte er doch damit die Genossen, die nicht weniger leidenden, ermuntert, sich um ihr entgangenes Menschenrecht in gleicher Weise zu wehren. „So lang auch nur ein einziger arbeitsamer und sonst achtenswerther Mensch in der Gemeinde mit Elend zu kämpfen hat, also unverdienter Weise Noth leidet, so lang ist es für die mitlebenden Genossen unstatthaft, Luxus und Verschwendung zu treiben.“ So sollte es heissen im Gesetzbuch der Menschen und auf diesen Punkt — durch zähen, gerechten Widerstand — würden die früher Unterdrückten den unheilvollen Missbrauch bald hingeführt haben.“

„Wäre denn nur so ein Funke von Muth und Thatkraft, ein Bischen Befähigung zur Selbsthilfe in dem verkommenen Geschlecht, es wäre mit der heillosen Ungleichheit in der Vertheilung der Güter längst nicht so weit gekommen. Wo nur der geringste Missbrauch entstände, etwa dazu angethan, um das Gleichgewicht der menschlichen Rechte zu stören, da wäre schon auch die Abhilfe im Anzug. Die Gesellschaft wäre — ähnlich wie das Probegemisch des Stoffkundigen für den damit zu prüfenden Stoff — äusserst empfindlich für alle nur im Mindesten gefährliche Störungen. So aber wurzeln sich die Missbräuche ein, das ärgste Unrecht wird stummduhdend ertragen und wenn je einmal Einer den Verzweiflungsmuth des Widerstandes gewinnt, so wird er von den Gleichleidenden nicht unterstützt, von den Gegnern aber niedergeschmettert und gebrandmarkt.“

„Mag da Befreier sein, wer will; er wird keinen bessern Erfolg haben, als der in ein Wespennest greift. Ich aber trenne mich baldmöglichst von solch erbärmlicher Brut.“

Derart lauteten die Auslassungen des erbitterten Heinrich, die die Ausgesandten in dessen frühesten, nunmehr wieder hervorgeholten, Schriften gefunden: Hätten sie sich nicht schon so tief eingelassen gehabt, wären sie nicht so sehr von ihrer Aufgabe erfüllt gewesen und hätten sie nicht dennoch schon einigen Fortschritt bemerkt im Vergleich mit Heinrichs Zeit, diese strengen Worte Heinrichs wären beinahe geeignet gewesen, sie etwas wankend zu machen.

4.

(Ein Beispiel.)

Ein Uebriges that ein zufälliges Zusammentreffen, dass sie ihre Aufgabe so recht wie an einem Beispiel einsehen und mit planmässiger Ueberlegung angreifen konnten.

Es fügte sich, als sie gerade eine der grösseren Städte, die auf ihrem Wege lagen, beobachtend durchstreiften, dass sie eine bejahrte Frau — hässlich und sogar widerlich aussehend, aber über alle Maassen mit Sammt und Seide und Flitterwerk aufgeputzt — aus einem Thore kommen sahen, um auf ihren bereitstehenden Wagen zuzugehen, wo ein kriecherisch-eilfertig thuender Diener das Oeffnen der Wagenthüre besorgte. In dem Augenblick trat ein ärmlich aussehendes Weib hervor mit einem Kind an der Hand, um ein Almosen zu heischen. Die vornehme Dame, ohne die Arme eines Blickes zu würdigen, gab dem Diener mit stolz-verdriesslicher Miene einen Wink, das Verlangte zu geben, der Diener nach gegebenem Almosen sass hinten auf und der Wagen rollte in rasendem Laufe von dannen.

Die Freiländer waren im Innersten von dieser einfachen Begebenheit ergriffen. Als Menschenseelenkenner, die sie waren, hatten sie auf den ersten Anblick hin die nichtige Aufgeblasenheit der vornehmen Dame erkannt, welcher man wol nicht zutrauen konnte, dass sie je etwas Nützliches für die Menschheit gethan habe, und sie bedachten bei sich, wie viele, viele Menschen sich also abmühen müssten, um diesem nichtigen Wesen das Leben leicht zu machen. Wie viele harte Arbeitsstunden hat nicht ihr geschmackloser übelangebrachter Putz gekostet? Wie hetzt sie ihre Diener ab, ihr jeden Wunsch und jede Laune aus dem stolzblickenden Gesichte abzulesen? Welch kostbarer Wagen und herrliche Pferde stehen immer bereit, damit sie ja nicht wie andere Leute zu Fusse zu gehen braucht? Und was wird sie erst in ihrem stolzen Palaste, den sie bewohnt, für Menschenarbeit in Anspruch nehmen?

Wenn es ja eine um die Menschheit verdiente Persönlichkeit wäre, die nun etwa Alters halber solche aufmerksame Pflege erheischte, da wäre noch Sinn in alledem; aber was schiert die Menschheit solch ein dünnkelhaft aufgeputztes, auf die Leute-Quälerei abgerichtetes Hässlichkeitsmuster? Und das unnütze Wesen nimmt alle

die ihm gewidmeten — freilich übelangebrachten — Menschendienste an mit dem Vollbewusstsein, dass es ihm so gebührt und gibt das Almosen in solch beleidigender Weise, dass der Arme, der's annimmt, schier dadurch entehrt wird! — Wäre dies Verhältnis der Dinge nicht an sich traurig und bedauerungswürdig, eine derart ungereimte Wirthschaft, die die Menschheit da unter sich geschehen lässt, möchte sich sonst gar possirlich ausnehmen!

Das reinmenschliche Verhältnis zwischen den beiden Frauen, der überreichen und der bettelarmen, gestaltet sich aber so: dadurch, dass sich so viele Menschen plagen, um das nichtige aufgeblasene Wesen, „das keine Seele lieben mag“, mit ausgesuchter Pflege zu erhalten, kommt die andere, die arme Frau mit dem Kinde, zu kurz, die der Hilfe aller jener arbeitsamer Menschen wol bedürftiger und würdiger wäre als jene vornehme Nichtsthuerin.

„Hier ist die grosse Ungleichheit in der menschlichen Gesellschaft, die ausgeglichen werden muss,“ sagten sich die Freiländer. „Es ist einerseits der **niedere Pöbel**, der zu seiner Menschenwürde hinaufgehoben und hinaufgebildet, anderseits wieder der **hohe Pöbel**, dem das ungebührlich Angeeignete entzogen werden muss. Es ist die **Arbeit** — sei es des Körpers oder des Geistes — Arbeit, die allein auch zum Genuss berechtigen darf und die jenen gesellschaftlichen Unterschied allmählig ausgleichen muss. Denn „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Demnächst aber ist es die **Menschlichkeit** — das Gefühl der Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit aller Menschen untereinander — die verhindern soll, dass nicht zu lange mehr einerseits wol die Pferde des Marstalles aus marmornen Krippen ihr auserlesenes Futter bekommen, während nicht weit davon ein Mensch im Elend zu Grunde geht. Es ist die **Lebensklugheit** — die Kunst, mit Aufwand der wenigsten Kräfte seine Spanne Lebensgenussreich zu gestalten, die nützliche Kunst, im „Kampf ums Dasein“ oder im Wirbel der Welt nicht unterzugehen und mit Ausserachtlassen alles Flitterwerkes nur der kernhaften Einfachheit und nur dem wirklichen Genuss des Lebens zu huldigen — es ist eben diese **Lebensklugheit**, welche jeden noch so niedrig Gebornen befähigen soll, selbständig in der Welt dazustehen und dem Elend aus dem Weg zu gehen, wo es ihm drohen will. Es ist zuletzt die **schöne Kunst**, welche erst allen Lebensgenuss verfeinern und das menschliche Leben zu etwas Schönerem — zum irdischen Himmel — gestalten soll.“

„Wenn wir also in unserm erkorenen Ländchen“ — so dachten sie weiter — „uns vor allem der Jugend versichern und ihr jene nöthige Achtung vor der Arbeit, jene in allen Lagen sich zurechtfindende Lebensklugheit und eine heilige Liebe zur schönen Kunst beibringen, zusammt den Grundzügen zur Natur-, Menschen- und Weltkenntnis, so ist der Grund ~~der neuen Gesellschaft~~ gelegt.“

Diese und ähnliche Gedanken waren es, die die Ausgesandten Heinrichs den übrigen Theil der Reise hindurch bis zu ihrer Ankunft in der Hauptstadt des erkorenen Ländchens hegten.

5.

(Lebensordnung.)

Endlich daselbst angekommen, erkaufte sie sich aus Heinrichs Vermögen ein passendes Haus zu den nöthigen Zusammenkünften und trennten sich dann, der Eine da, der Andere dort in eine Schichte der Gesellschaft sich mischend, um bald allen Ernstes an der übernommenen Aufgabe zu arbeiten.

Still und ohne Aufsehen waren sie in die Stadt gekommen und nachdem eine kurze Zeit verstrichen, hatte ein Jeder schon hinreichende Orts- und Personenkenntnis, um ganz selbständig in dieser Stadt sich fortzubringen. Denn obwol sie aus Heinrichs Vermögen noch Geld hätten nehmen können, so setzten sie's auf Verabredung durch, sich ohne weitere Geldhilfe, sondern allein durch Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Das sollte die Probe ihrer eigenen Lebensklugheit sein. — Und da sie mit Verachtung alles unnöthigen Flitterwerks ihre Bedürfnisse sehr zu vereinfachen wussten, brachten sie's auch bald dahin, dass sie wie auf Freiland nur einen Theil des Tages zu arbeiten brauchten, um den Unterhalt zu verdienen, und die übrige Zeit dem Vergnügen oder ihrer Aufgabe widmen konnten.

Ihre Art zu arbeiten war aber auch derart klug berechnet, dass es ihnen selten fehlschlug. Sie hatten bald eine solche Personen- und Ortskenntnis sich erworben, dass sie bei den regelmässigen Zusammenkünften durch Offenbaren der gegenseitig sich ergänzenden Beobachtungen immer aufs Genaueste herausbrachten, was für Arbeit und Gewerbe derzeit gerade obenan war, d. h. welches am besten bezahlt wurde, und nach welchen Waren gerade am meisten Begehrt war. Auf diese Arbeiten und auf den Vertrieb dieser Waren verlegten

sie sich dann. Sie wurden daher, als sie nach und nach in der Stadt bekannt geworden, um dieser ihrer Eigenschaft willen, alle einigermaßen anständigen Arbeiten und Geschäfte zu betreiben, wie die Nachfrage sie gerade vortheilhaft erschienen liess, oftmals nicht anders als die „Allesarbeiter“ genannt.

Nebenbei, wo sie nur konnten, suchten sie bei ihrer Umgebung Kenntnis und Bildung zu verbreiten, durch belehrendes Gespräch und durch Erzählung. In allen Gegenständen bewandert, konnten sie Jedem, der an sie eine Frage stellte, eine klare und erschöpfende Auskunft ertheilen und man nannte sie dieserhalb auch wol mit dem Namen „Alleswisser“. Sobald diese ihre Eigenschaft bekannt und von der Arbeiterschaft allgemein gewürdigt war, begann auch sofort die öffentliche Wirksamkeit der Freiländer. Sie verstanden sich nämlich dazu, den Arbeitern regelmässige Vorträge zu halten in schlichter, klarer, allgemein verständlicher Sprache und gegen einen sehr geringen Entgelt, was dann seinerzeit den Keim bildete zu der nachmals errichteten grossen volksthümlichen Unterrichtsanstalt.

Andere Freiländer, besonders die Frauen, sobald sie nur einigermaßen bei den Familien bekannt und beliebt geworden waren, verlegten sich auf den Jugendunterricht und trachteten durch angenehmgemachtes Beibringen gediegener Kenntnisse, Ausbilden der Menschenliebe und des Freiheitsinnes bei den Kindern einen festen Grund der nöthigen Geistesbildung zu legen.

6.

(Das Erziehungs-Unternehmen.)

Das gemeinsame Versammlungs- und Wohnhaus ward nach und nach, sowie die Unternehmungen einen guten Verlauf nahmen, erweitert und ein grosser Garten dazu erworben. Es sollte dies ein Kindergarten werden. Man war nämlich bald auf den Gedanken gekommen, ausser den bei den Familien gepflegten und unterrichteten Kindern, sich eigene Jünger zu erziehen, wie es Heinrich seinerzeit gethan, und sich dazu der ohnehin nur zu oft dem Elend und Verderben preisgegebenen Waisenkinder zu bedienen.

Es wurde mit den betreffenden Anstalten, welche die Waisenkinder entweder selbst verpflegten oder sie an einzelne Familien hinausgaben, unterhandelt, dass man sich immer die gesündesten unter

allen aussuchen und gegen einen geringeren Verpflegungsbeitrag in dem neuerrichteten Kindergarten ernähren und erziehen konnte und diese Anstalten waren in der Folge ganz und gar mit diesem Abkommen zufrieden, denn die Kinder gediehen sehr gut und kosteten weniger als sonst.

Die Kinder in dem Garten wurden geradeso wie auf Freiland selbst in möglichster Freiheit erzogen, nur aber ward nicht vergessen, dass diese Kinder nicht für die reine Freiheit, sondern für die grosse Welt und als künftige Mitarbeiter bei ihrem Werk der Gesellschaftverbesserung erzogen werden sollten. Sie wurden daher, sobald es anging, von den Erziehern in die Welt eingeführt und — durch Beispiel und durch Lehre mit der Kunst der Lebensklugheit begabt — frühzeitig angeleitet, etwa durch Kleinhandel und andere leichtere Ueternehmungen, Arbeiten und Dienste, sich in der Stadt den Unterhalt bald selbständig zu erwerben, der, weil die Bedürfnisse so einfach waren, auch nicht gar gross zu sein brauchte, um den halb-erwachsenen Jungen das stolze Bewusstsein zu gewähren, dass sie sich schon höchstselbst ihr Brot zu verdienen im Stande seien, ganz so wie die Erwachsenen.

Wie manche Prinzessin und vornehme Dame, wenn man ihr mit der Frage käme: Was haben Sie Gnädigste, schon in ihrem Leben Nützlichethan für die menschliche Gesellschaft? würde darüber in eine gewisse verlegene Entrüstung gerathen, die als Abweisung der Frage gelten könnte. Diese auf-gelesenen Waisenkinder, die Zöglinge der Freiheitsverbreiter, würden jene unnützen Damen aufs Gründlichste beschämen. So stolz jene Damen in ihrem ererbten und erschlichenen Putze sich brüsten, den sie durch nichts verdient haben, um wie viel stolzer schreitet mit Recht ein solcher freierzogener Waisenknabe einher? Und wie denn? Sobald nur sein Alter es möglich macht, trägt er nur mehr selbst-gemachte oder wenigstens selbstverdiente Sachen an sich und würzt sich sein einfach gesundes Mahl, das zumeist nur aus Milch und Brot, Gemüse und Früchten besteht, mit dem Bewusstsein, dass er es sich ebenfalls durch eigene Thätigkeit verdient hat. Auf welcher Seite steckte nun da die eigentliche Vornehmheit und der rechte Adel? —

Im Versammlungshause, nachdem es gehörig erweitert, wurden dann auch allmählig die Sammlungen aufgestellt, die für den ferneren Unterricht der Jungen nothwendig waren und die jeweilig im Hause

Anwesenden liessen es sich angelegen sein, den Jungen in allen Zweigen des menschlichen Wissens und Könnens fortwährend bereitwillige Anleitung zu geben.

Da war es wirklich nicht zu verwundern, welch frisches Geschlecht lebenskluger und lebenslustiger Jungen aus diesem Garten und Hause hervorging, die, weil sie im Verkehr mit ihren sonstigen Altersgenossen so leicht durch Beispiel und Lehre den unentwickelten Geist auch dieser Andern erweckten zu gleichem Aufschwung, in der Folge sehr einflussreiche Wegbahner für die Gesellschaft der Zukunft wurden.

So ein von den Freiländern erzogener Junge war aber auch einzig in seiner Art. In irgend eine beliebige Stadt versetzt — vielleicht sogar mit einer ihm fremden Sprache, also unter Verhältnissen in denen ein gewöhnlich erzogener Junge durchaus nicht sich zurechtfinden und wahrscheinlich elend zu Grunde gehen würde, — hätte Jener wol nicht mehr als ein paar Tage nöthig, um in der fremden Stadt leidlich zu Hause zu sein und ein nothdürftiges Auskommen zu haben. Aber auch nur mit so erzogenen Jüngern konnte das grosse Unternehmen so schnell unaufhaltbare Fortschritte machen, wie es nachher der Fall war.

7.

(Anderweitige Unternehmen.)

Während die Ausgesandten auf diese Weise langsam den Grund zu dem grossen Werke der Gesellschaftsverbesserung legten, widmeten sich Einige darunter je nach Neigung und Gelegenheit auch manchen sonstigen Unternehmungen, wissenschaftlichen, nützlichen, sowie auch der Kunst angehörigen, und es gelang ihnen mitunter, sich damit eine angesehene wirkungsreiche Stellung zu erringen, was ebenfalls sehr zur Förderung ihrer Hauptaufgabe beitragen musste. Die Einen hatten Gewerbe- und Landwirthschafts-Unternehmungen gegründet und ausgeführt, die Andern wieder Handels-, Fabriks- und dergleichen Unternehmen; die Einen führten das Leben der Gelehrten, die Andern ein Künstlerleben u. s. w.

Ein paar menschenfreundliche Naturkundige widmeten sich der ärztlichen Thätigkeit und errichteten in der Folge eine grosse Krankenheilanstalt mit eigenthümlich-freien Einrichtungen.

Andere Freiländer wieder fahndeten nach jungen Leuten, die mit irgend einem Kunsttalent begabt waren, aber keine Gelegenheit zur Entwicklung desselben hatten, und errichteten mit ihnen eine Art Künstlerschule, aus der weiterhin die gewandtesten, naturtreuesten und zugleich dem feinsten Geschmack huldigenden Künstler hervorgingen. Damit dieses Unternehmen nicht zu viel kostete, mussten sich die Theilnehmer-Zöglinge — nach Anregung und Beispiel ihrer Leiter — den Unterhalt, so lange noch nichts durch künstlerische Leistungen verdient ward, durch nebenbei geführte Geschäfte und unternommene Arbeiten von selbst verdienen. Das aufs Einfachste zurückgeführte Leben machte dies nicht zur Plage, sondern zu einer liebgewonnenen Abwechslung in der täglichen Beschäftigung.

Die Hauptthätigkeit aller ausgewanderten Freiländer in ihren freien Stunden bestand aber von jeher in der Einwirkung auf die strebende Jugend im Allgemeinen, also in der Erziehungsthätigkeit.

Die männliche Jugend — nachdem herkömmlichermassen schon das erste Erwachen des Geistes benutzt worden, ihr den albernen „Katechismus“ einzubläuen, — wurde noch immer in den „Gymnasien“ nach einem alten überlebten Lehrplan gedrillt und die armen Gehirne also mit viel unnötigem Zeug behelligt und gequält. So war es immer ein halbes Wunder, wenn Einer bei alledem noch ein Restchen gesunden Verstand und Selbständigkeit des Geistes daraus fürs Leben sich rettete und gestaltete es sich gerade für die Lebhaftesten an Geist am schwersten, dem üblichen Schulplan sich zu fügen.

Die vornehmsten Fächer waren zugleich die unfruchtbarsten, nämlich eine veraltete Religion und dann zwei todtte Sprachen: Latein und altes Griechisch, als weit weniger wichtig wurden ausser jenen drei Hauptfächern etwas Naturwissenschaften und Geschichte und ein Bischen Muttersprache getrieben. Vom Leben selbst erhielten die Jünglinge nicht die Spur eines Unterrichtes, von der Kunst kaum eine Ahnung.

Da war denn das Leben der so Herangebildeten auch darnach. Die Mehrzahl der Schüler, durch ein Jahresdutzend hindurch angeekelt und übersättigt vom trockenen Vortrag der vielen fürs Leben unnötigen Gegenstände, machte nach der Ablegung der gefürchteten „Prüfung der Reife“ nur schnell die Wahl des Berufsfaches, trieb — abgesehen von der studentischen Rauf- und Sauf-

Wirtschaft — so recht landwerksmässig sein „Brotstudium“ — ja nicht mehr als gerade vorgeschrieben! — und unterdess zu vollendeten Filistern geworden, traten sie dann ins wirkliche Leben ein, „um das Kapital, was sie aufs Studiren verwendet“, nun durch Ausüben ihres Berufes möglichst reichlich wieder hereinzubringen. Der filistergewordene Student rackerte sich da den Tag über mit seiner sauer empfundenen Berufsaufgabe, den Abend aber pilgerte er mit Gleichgesinnten zur raucherfüllten Bierkeipe, um da bei leerem ewig im selben Kreis umgehenden Gespräch von den Mühen des Tages auszuruhen und den Körper mit dem hineingeschlungenen trägmachenden Biertrank zu einem behäbigen Fettwanst aufzuschwellen. Hatte er unterdess seine „vortheilhafte Heiratspartie“ sich ausgefunden, so „machte er Brut“ und das nämliche Spiel wiederholte sich mit seinen „zum Studiren bestimmten“ Jungen.

Diesem Verhältnis konnten die Freiländer-Ausgesandten — sobald sie sich erst einigermassen in Land und Stadt festgesetzt — unmöglich lange zusehen, ohne nicht bald thätig einzugreifen. Sie machten sich auf ihre gewisse zuthunliche Weise mit den Schülern bekannt, suchten sich die an Geist Hervorragenden darunter aus und durch Gespräch und Lehre, durch Beispiel und gastliches Einführen in ihre Behausung suchten sie, was die verhasste Schule an ihnen verdorben, wieder auszugleichen und ihnen die Lebhaftigkeit und Selbständigkeit des Geistes, die so sehr durch die Drille der Schule bedroht waren, zu retten und zu bewahren.

Das war freilich etwas himmelweit Verschiedenes: dieser Verkehr der Jungen mit den liebgewonnenen Freiländern und der Verkehr mit ihren unnachsichtigen und gegen den freien Geist der Jugend unduldsamen Professoren! — Der Aergste unter den Argen war ohne Zweifel der gestrenge Professor der Religion. Trotz seiner zur Schau getragenen frommen Miene erschien er der ahnungsvollen Jugend zuweilen als ein wahrer Satan! — Wehe dem aufgeweckten, verstandesgesunden Schüler, der sich erlaubt hätte, einmal so ganz frei nach seinem Verständnis die Sache herzusagen! Welch heuchlerisches Augenverdrehen des Professors folgte darauf, welcher fromm entrüstete Ausruf: „Um Gotteswillen! Die Ketzerei! Die Gotteslästerung!“ — Und der Schüler konnte, darüber verblüfft, bei solcher Gelegenheit, wie leicht, die Selbständigkeit seines Geistes einbüßen! —

Hier aber bei den Freiländern durfte er sich frei aussprechen über was er nur wollte, man that nie seinem Geiste eine drückende Fessel an und er merkte schier von Tag zu Tag, wie unter solchem Einfluss seine Bildung, seine Natur- und Menschenkenntnis und seine Lebensklugheit steigernd zunahmen. Hier hörte er in den Abendstunden, wann die Meisten von ihren Tagesbeschäftigungen weg in das gemeinsame Wohnhaus heimgekommen waren, so schöne einfache Geschichten erzählen, die in seinem Geiste eine beinah neue Welt, die Welt der Dichtung auferweckten, hier gewann er auch wieder bei der Erzählung der Tageserlebnisse an Lebensklugheit und an Einsicht, wie man sich auf die mannigfaltigste Art den Unterhalt erwerben könne, hier weckte ihn das oft und bedeutsam erwähnte Wort „Freiheit“ zu ernstlichem Nachdenken, bis er denn, ganz und gar umgewandelt, dem weiteren Treiben jener geisttötenden Schule aus eigenem Antrieb entsagte und, ein treuer Jünger, den um seine Bildung besorgten Freiländern mit Kopf und Herz sich anschloss.

Meistens waren das arme junge Leute mit guten Anlagen, die sich schwer genug mit Hungerelend und Kleidermangel dürftig im Studentenleben hindurchschlagen mussten und so — halb durchs unverschuldete Elend, halb durch den Geist der Schule — an ihrer Begabung einzubüssen in Gefahr standen. Das waren die ersten treuen Jünger der Ausgesandten.

Bald hatten sie unter solcher lebens- und weltkundigen Führerschaft irgend eine gewinnbringende Beschäftigung treiben gelernt, mit der sie ihren Unterhalt erwarben, während sie in der freien Zeit an ihrer Bildung und gleichsam Selbsterziehung rüstig weiter arbeiteten. Der Junge konnte dabei niemals verlieren. Er lernte hier besser als in den „Hochschulen“ alles menschliche Wissen und Können — noch dazu in der angenehmsten Form und fasslichsten Zubereitung und in der passendsten Ausdehnung — und er hatte die sonst nirgends gebotene Anleitung zur Lebensklugheit.

Diese neugewonnenen Jünger wirkten dann wieder unter ihren Altersgenossen bildend und freiheitheischend ein, und so kam bald ein ganz neuer Geist in jene verrotteten Gelehrtenschulen hinein, der den Professoren, den in ihr Geleis eingefahrenen, oft nicht wenig zu schaffen machte.

Fragte doch nicht selten Einer der wissbegierigen Jungen den Glaubenslehrer um die kitzlichsten Dinge des Glaubensgebietes —

auf die so schwer eine Antwort zu geben — und hatte Dieser ihm ausweichen oder seine Frage niederschlagen wollen, so liess der Junge sich dadurch nicht abwendig machen, gleich als ob er im Innern bei sich dächte: „Ich bin in meinem Glauben auf mächtige Zweifel gestossen. Kann der Lehrer mir diese eine Frage, die ich an ihn gestellt, nicht zufriedenstellend beantworten, so höre ich auf zu glauben. Von dieser seiner Antwort hängt alles ab.“ Da wurde denn der Professor oft so in die Enge gebracht, dass ihm sein Glaubensvortrag sauer genug dabei werden musste.

Auch, wenn etwa der Geschichtsprofessor, der Bücherwurm, so recht schläfrig seinen Vortrag halb aus dem Heft ablesend und das Uebrige so recht schwerfällig-trocken aus dem Eigenen ergänzend, seine Zuhörer zum Verzweifeln damit langweilte, kam es wohl vor, dass er von Einem der geretteten Jungen unterbrochen wurde mit der sonderbaren Bitte, der Professor möge nur still sein und nun zur Abwechslung einmal ihn selbst, den Jungen, den Gegenstand vortragen lassen, weil er unter fremder Anleitung das Stück vorausgelernt habe. Worauf der kecke Junge ohneweiters die Lehrkanzel betritt und — in der Erinnerung an den lebhaft-unvergesslich aufgefassten Vortrag im Versammlungshaus der Freiländer — nunmehr in derselben Weise, nämlich in der Form einer einfach-schönen schlichten Erzählung den Gegenstand des Vortrages seinen Mitschülern anziehend darstellt, gleich als wollte er damit andeuten: „Euer Lehrer ist ein trockener, langweiliger Schwätzer; er macht durch seinen Vortrag auch den anziehendsten Gegenstand euch zur Qual, während er ihn doch ganz anders behandeln sollte. So etwa, wenn er ihn vortrüge, möchte er euch wohl gefallen!“

Wenn der verblüffte Professor bei solcher Gelegenheit nun herauszubringen suchte, von wo die Jungen all das gehört und aufgenommen hätten, so waren sie wieder mäuschenstille und sagten nur allenfalls, sie hätten's von fremden Reisenden so darstellen und erzählen gehört und sichs gemerkt, u. dgl, um ja nicht ihre liebgewonnenen Freiländer zu verrathen und in Verlegenheiten zu bringen.

Anderseits wirkten die von Freiland herübergekommenen jungen Frauen auf ähnliche Weise in ihrem Bereiche, nämlich auf die heranwachsenden Mädchen. Mochten Diese nun in öffentlichen oder in Privatschulen oder gar in Klöstern anzutreffen sein, sie wussten den Weg zu ihnen zu finden. Sie zogen auf ebendieselbe zutrauliche Art

die Mädchen an sich, wählten die geistig Aufgeweckten unter ihnen aus und wirkten so nachhaltig vorsichtig auf sie ein, dass sie ebenfalls, der Zwangschule mehr und mehr entwachsend, die Freiheit ihres jungen Geistes sich aufrecht erhielten und dass sie endlich — je nach der Gestaltung ihrer häuslichen Verhältnisse — entweder nur im Geiste, oder ganz und gar in Wirklichkeit, zu Jüngerinnen der Freiländer wurden.

Wie gern verweilten diese Jüngerinnen in dem neu errichteten, zumeist mit Waisenkindern erfüllten Kindergarten! Was bekamen sie da für ganz andere Begriffe von Erziehung und Unterricht als bisher! — Wie konnten sie hier in dem schönen und lehrreichen Garten einmal ganz freie Menschen sich fühlend, endlich auch auf eine zeitlang sogar des unbequemen und lange verhassten Faltschleppes der üblichen Frauenkleider sich entledigen und jugendlich frisch in den einfach-zweckmässigen Hauskleidern der Freiländerinnen sich herumtummeln wie übermüthige Füllen!

Wie schlossen sie sich später aus echter Geistesverwandtschaft und Schicksalsgenossenschaft im Alter der Reife den zu jungen Männern herangewachsenen Jüngern der Freiländer an, die — so sehr von den übrigen Männern abstechend — ihre ganze Achtung und Liebe gewannen, um vollends, wo die Uebereinstimmung bestand, in treuer Liebe sich zu einem genussreich glücklichen Zusammenleben zu vereinigen!

So arbeiteten die Ausgesandten darauf hin, dass nirgends im Lande ein junger ausgezeichnete Geist — sei es männlich oder weiblich, ein Kind der höheren oder der niederen Stände — durch das übliche Unterrichts- und Erziehungswesen um die innere Freiheit gebracht werde, sondern dass er in dem einen oder andern Sinne ein Jünger des Freiheitsglaubens, ein tüchtiger Arbeiter und Vorkämpfer für die Zukunft sich erzeigen möge, um das grosse vorgesetzte Werk allmählig aber sicher allerseits zu fördern.

8.

(Bekanntschaft mit dem Fürsten.)

In den zwölf oder fünfzehn Jahren, als die Ausgesandten nun auf diese Weise hier verweilt hatten, war also der Grund, auf dem das Werk aufgeführt werden sollte, schon bedeutend dafür vorbereitet worden, einerseits in der Heranbildung der Arbeiterschaft, die — so weit sie überhaupt bildungsfähig war — schon allenthalben aus der

Stufe des Pöbels erhoben worden war, und dann in den Anstalten für die Heranbildung einer besser gearteten Jugend.

Manche Einwohner der Stadt und Landschaft, deren Stand und Beruf es mit sich brachte, dass sie dem allgemeinen Fortschritt entgegenarbeiten mussten, bemerkten das stille aber nachhaltige Gebahren der bei ihnen eingebürgerten Fremden ziemlich unliebsam und hätten Dieselben am liebsten durch Gewaltmassregeln unwirksam gemacht; aber die Freiländer waren zu klug gewesen, um ihnen dazu einen Anlass zu bieten. Ihr volkaufklärendes Wirken war so unscheinbar und gegen alle feindlichen Angriffe erhaben und so im Geiste des Volkes selbst gelegen, dass sie sich gleichsam zur Entwicklung ihrer Thätigkeit immer erst auffordern liessen. Also konnten Jene nichts gegen sie ausrichten.

Zudem waren die Freiländer oder „Neu-Amerikaner“, wie sie sich mitunter nennen liessen, zufolge der ihnen eigenen Menschenliebe immer bemüht gewesen, durch Rath und That allen ihren Mitmenschen allerlei Gefälligkeiten und Wohlthaten zu erweisen, ohne je einen förmlichen Dank dafür zu verlangen, so dass sie allgemein geliebt und geachtet wurden.

Vorbereitet war also dergesellschaftliche Umschwung allerdings; aber noch war nicht die Zeit gekommen, dass er offen hätte eintreten können.

In dieser Zeit traf es sich, dass einige Freiländer, die in allen Schichten der Gesellschaft zu Hause waren, sich auch mit dem Fürstenhofe, besonders aber mit der Persönlichkeit des Fürsten selbst bekannt zu machen suchten, weil sie zu bemerken glaubten, dass der Fürst einen gar guten Begriff von dem Menschenrechte der Freiheit und einen durchaus guten Willen habe, aber nur in dieser Hofumgebung und bei dem eingerostet schleppenden Gang der Staatsmaschine nichts allgemein Eingreifendes in seinem Sinne habe durchsetzen können.

Der Fürst, der im Geiste Kaiser Josefs II. es liebte, manchmal unerkannt mit dem Volke in seiner Sprache zu verkehren und die Mängel und Uebelstände seiner Regierung an ihrer Quelle selbst aufzusuchen, gelangte bei einem solchen Ausfluge zufällig gerade in die Gesellschaft eines Freiländers, der schon lange auf die Gelegenheit gefahndet, den Fürsten einmal ganz genau persönlich kennen zu lernen. Der Freiländer mischte sich daher bald ins Gespräch und brachte solche Gegenstände vor, dass der Fürst dadurch angeregt ward, die genauere Bekanntschaft dieses wie es schien, Allunterrichteten, zu suchen.

Es traf sich, dass der Fürst den Tag gerade etwas sehr Unangenehmes bei seinem Ausflug erfahren hatte; darum war er diesmal auffallend traurig und in sich gekehrt. Das Gespräch des Freiländers aber schien ihn allmählig wieder aufzurichten.

Es hatte sich das Gespräch auf die Regierungsformen gewendet und welche darunter sich am besten eigne, die Völker glücklich zu machen.

„Ich meinestheils glaube,“ sagte der Freiländer, „eine jede beliebige, sobald sie nur den rechten Begriff der Freiheit kennt und ihm nicht widerstrebt.“

„Geht mir mit der Freiheit des Menschen!“ erwiderte der Fürst mit Missmuth. „Wenn sie nur auch schon irgendwo zu Hause wäre oder gewesen wäre, diese rechte Freiheit; ja wenn man gar ein Beispiel derselben in der vorgeschrittenen Welt der Gegenwart aufzuweisen hätte, so könnte man sich wohl einfallen lassen, sie für die Völker zu erstreben. Aber ich habe Erfahrungen gemacht und die Geschichte hat uns abschreckende Beispiele genug gegeben, dass die Menschen vorderhand noch lange nicht reif sind für die Freiheit. Ich habe meinen Glauben daran fast aufgegeben.“

Auf diese Worte des Fürsten schoss dem Freiländer der Gedanke auf: „Wie wär's, wenn ich ihm von Freiland erzälte? Denn dieser verdient es.“ — Und er fuhr in dem Gespräche fort: „Trösten Sie sich,“ sagte er mit einer gewissen feierlichen Betonung, dass der Fürst aufs Höchste erstaunt und auf das Folgende begierig ward, „trösten Sie sich hierüber; denn es gibt wirklich etwas dergleichen in der Welt, wovon Sie nur nicht wissen: es gibt ein Land, indem die reine, ungetrübte Freiheit besteht!“

Darauf erzälte er ihm in kurzen Umrissen, gerade so viel aus dem Leben des Gründers Heinrich und von der Insel Freiland, und mit solch treuherziger Aufrichtigkeit, dass der Fürst, der von Anfang geglaubt, nur ein Märchen zu vernehmen, doch zuletzt von der Wahrheit der Erzälung durchdrungen ward. Im Tone des höchsten Entzückens und sehnlichsten Verlangens sprach er zu dem Freiländer die Worte:

„Mein lieber Eingeweihter, den ich gerne noch näher kennen lernen möchte! Wenn dieses Land der Freiheit, wie du sagst, kein Märchen ist und du es mir in Wirklichkeit zeigen kannst, so machst du mich, den missmuthig gewordenen Fürsten, dadurch zum



Glücklichsten der Menschen! Wenn du mich nun auch selbst in dieses freie Land einführen kannst und es entspricht dies deiner jetzigen Schilderung, so geb ich dir mit Freuden, was du nur verlangst. O dann nimm dir nur gleich die höchste Stelle in meinem Staat und wallte darin, damit du auch diesen nach deinem Gefallen und nach deiner Einsicht — wenn es möglich — für die Freiheit herrichdest!“

Nun fuhr der Freiländer fort, dem Fürsten weiters zu offenbaren, wie ein Theil der Freiländer vor ein Dutzend und mehr Jahren die Insel verlassen habe, in der edlen Absicht, um den Geist der Freiheit auch nach der grossen Welt zu verpflanzen und wie er, der Erzähler selbst, Einer dieser Ausgewanderten sei, die in der Stadt unter dem Namen der „Jung-Amerikaner“ bekannt seien und er versprach dem Fürsten für den nächsten gelegenen Tag, ihn in ihr allgemeines Versammlungshaus einzuführen, das — durch allmälige Erweiterung vervollkommt — sammt dem anliegenden Kindergarten schon einen ziemlichen Begriff von den Einrichtungen auf Freiland geben könne. Späterhin wolle er mit dem Fürsten zusammen die Reise nach der Insel Freiland unternehmen, um ihn jenes einzige Beispiel der Freiheit in Wirklichkeit sehen zu lassen.

Der Fürst war ausserordentlich mit allen diesen Enthüllungen befriedigt und man trennte sich mit der Verabredung, dass gleich den nächsten Tag die Besichtigung des Versammlungshauses stattfinden solle.

9.

(Versammlungshaus und Kindergarten.)

In diesem Versammlungshause und in der allgemeinen Lage der ausgewanderten Freiländer hatte sich indess wieder vieles geändert. Mehrere Mitglieder, die durch klug und glücklich ausgeführte Unternehmungen einen namhaften Ueberschuss erwirtschaftet, hatten dies dazu benützt, um mehrere in der Nähe gelegene Gründe anzukaufen und darauf den ersten Anfang zu grösseren landwirthschaftlichen Unternehmungen zu machen, die klug geleitet und durchaus mittels eigener Arbeit der gewonnenen Anhänger unterhalten, in der Folge immer mehr erweitert wurden und allmälig zu einer ungeahnten Höhe der Entwicklung gediehen. Da die übrigen Freiländer und

deren Jünger — auch welche keine Ersparnisse zur Gründung gegeben hatten — doch vermög ihrer Mitarbeiterschaft den entsprechenden Gewinnantheil erhielten, so wurde durch diese gemeinsame Landwirthschaft-Unternehmung — zu der die Aelteren schon von Freiland her viel Geschick mitgebracht hatten — recht eigentlich der künftige Wohlstand der Freiländer-Gesellschaft begründet.

An diese Unternehmung hatten sich aber in natürlicher Folge viele andere, damit zusammenhängende, geknüpft, und da die Unternehmer gar wohl bedacht waren, jeweilig sich die Uebersicht über den ganzen Gang der Weltgeschäfte im Grossen zu bewahren und immer nur das Sicherste und Erspriesslichste daraus für sich zu erwählen und da sie überdies wegen ihrer anerkannten Ehrlichkeit und Sicherheit, womit sie ihre Geschäfte betrieben, allgemein ein grosses Vertrauen genossen, so war alsbald das dauerhafte Glück der Freiländer-Gesellschaft gegründet.

Von den reichlichen Erfolgen ihrer Arbeit und ihres Unternehmungsgeistes kam dann immer auch dem Versammlungshause und dem Waisenkindergarten — dem indess bei Gelegenheit auch die eignen Kinder einverleibt wurden — zu Guten. Es wurde da immerwährend erweitert, verschönert und vervollkommt, so dass der Fürst, als er nun hier persönlich eingeführt wurde, schon etwas recht Stattliches vorfand.

Zuerst führte man ihn natürlich in den Kindergarten; der in seiner jetzigen Erweiterung dem freiländischen selbst schon wenig nachstand. Da sollte er vor allem sehen, wie man Kinder erziehen kann, ohne ihnen die goldene Zeit der Jugend in der bekannten Weise zu verderben und zu verbittern und wie man Jungens erzieht zur Freiheit, zur Selbständigkeit, zum Alleindastehen in der Welt. Da sah er, in wie einfach angenehmer Weise ihnen der Unterricht in allen nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten so gleichsam spielend leicht gegeben wird, als wie ihn auch nur solche Erzieher zu ertheilen fähig sind, die wie diese hier von Jugend auf das Verständnis der menschlichen Entwicklung besitzen.

Diesen Kindergarten, ohne vorher anderes zu besichtigen, besuchte der Fürst durch einige Tage unausgesetzt und brachte seine ganze verfügbare Zeit daselbst zu, bis er darin heimisch geworden war.

Nun erst führte man ihn auch in den Räumen des Versammlungshauses herum, in die nach dem Vorbilde des Lehrgartens

geordneten Sammlungen — mit all ihren Bildern und Modellen — in ihren eigentlichen Bildersaal und auf die Haus- und Schulbühne, in ihren Versammlungssaal und endlich in die Gebäude und Anstalten ihrer Landwirthschafts- und sonstigen Unternehmungen.

Als er nun endlich alles und jedes besichtigt und kennen gelernt, berief er denjenigen Freiländer, der ihm die erste Anregung dazu gegeben, vor sich, umarmte ihn unter Thränen der Freude und sprach zu ihm:

„Mein bester Freund auf Erden! Erfüllest du nun noch den anderen Theil deines Versprechens, nämlich dass du mich auf eure Freiheitsinsel hinbringst, daraus ihr Alle hervorgegangen seid, so schwöre ich es bei meinem Manneswort, ich will meine Stellung, mein Vermögen und alle meine Kräfte daransetzen, in meinem Ländchen eure Freiheit einzuführen und will alsdann nichts mehr sein als ein glücklicher Bürger dieses freigewordenen Staates. Nur müsset ihr mir dabei Rath und Hilfe gewähren; denn ich merke wol, unsere beiden Wege gehen von nun an zusammen, unser Aller Streben ist das nämliche.“

Der Freiländer — ein leiblicher Enkel Heinrichs — schlug mit Freuden ein; durch den Bund mit diesem edlen Fürsten musste das grosse Werk von nun an mit immer wachsendem Erfolge vorwärts gehen. Er sagte dem Fürsten:

„Ich nehme den Schwur als die Bürgschaft für den Adel Eures rastlos strebenden Geistes entgegen und verspreche meinerseits ebenso feierlich und ernst, Euch mit unsern vereinigten Kräften behilflich zu sein. Ihr habt wahrgesprochen: Von nun an sind wir Alle hier Mitstrebende; wir wollen ja allesammt Wohlthäter des Menschengeschlechtes werden. — Die Reise aber nach Freiland, die wir verabredet, treten wir an, sobald Ihr bereit seid.“

So ward es auch ausgeführt. Sobald der Fürst seine Angelegenheiten geordnet und die Regierung seines Landes unterdess den geeigneten Händen anvertraut hatte, trat man die Reise an. Nicht etwa die Beiden allein, sondern in Begleitung der ältesten herangezogenen Waisenkinder und anderer Jünger, die ebenfalls vor Begierde brannten jenes unbekannte Eiland zu besuchen, von dem man ihnen so Herrliches zu erzählen wusste und behauptete, dass dort allein die Freiheit zu Hause sei, während in ihrer Stadt sich ihre freien Einrichtungen noch immerhin vor dem Auge der Welt verstecken mussten.

Auf dem Wege durch Deutschland — auf des Fürsten Rath — sprachen sie noch vor bei dem Erbprinzen jenes deutschen Staates dem für künftighin die Lenkung der Angelegenheiten ganz Deutschlands in Aussicht stand und mit dem der Fürst von Jugend auf innig befreundet war. Er ward ins Vertrauen gezogen und der Fürst bewog auch diesen Prinzen zur Mitreise.

10.

(Freiländische Begebenheiten.)

Während nun dies alles in Europa unter den Ausgesandten des verblichenen Heinrich vorging, entwickelte sich auf Freiland alles auf die gewohnte ruhige Weise weiter; während die ältesten Freiländer, die In- und Umwohner des Lehrgartens, allmählig Einer um den Andern eines sanften Todes verblichen, gingen aus dem Kindergarten immer neue frische Schaaren hervor und strebten nach Thätigkeit.

Der alte Lehrgarten in seiner einfach schönen und gemessenen Einrichtung bekam dadurch fortwährend neuen Zuwachs und die alten einfachen Formen einen neuen Schmuck. Die alte Schlichtheit, die sich mit dem Nothwendigsten begnügte, und allüberall auf die einfachste, auf die Urform zurückzugehen liebte, musste nunmehr dem Streben weichen, überall von der einfachen Urform eine Stufe höher zu schreiten und allem und jedem, was man schuf, sei es was es wolle, den Stempel der vollen Schönheit aufzudrücken. Man sah es jedem neuen Stück des Lehrgartens an, mit welcher Liebe und welcher feinem Schönheitssinn es verfertigt worden war und zwar besonders in der Schule der Kunst. Was die alten Freiländer nämlich an Zeit aufwenden mussten, um nur erst den Grund des ganzen Werkes zu legen — vom Planmachen bis zur wirklichen Herstellung — all diese Zeit war den neuen Freiländern gegönnt, um auf dem festen Grunde nur weiter zu bauen und überall den entsprechenden Schmuck beizufügen.

Es war ein Schritt vorwärts, wie von der streng-einfachen Grösse der Trauerspiele des Altgriechen Aeschylus zur vollendeten Schönheit derjenigen seines Nachfolgers Sokles.

So war also unterdess in unscheinbar stetig fortschreitender Entwicklung auf Freiland ein völliger Umschwung des Geschmacks und durchgreifende Aenderung aller Einrichtungen eingetreten.

Die Gesellschaft der freien Insel war auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung angekommen; denn man konnte sich eine Verfeinerung des Geschmackes, ein noch weiteres Verschönern der Form und eine weitere Vermehrung des Schmuckes ohne Geschmackverderbnis nicht denken. Zum Glück hielt man sich lange genug auf dieser Höhestufe und als bei dem steigend vermehrten Hervorkommen neuer junger Kräfte aus dem Kindergarten wie aus einer Völkerquelle dem nie rastenden Streben der neuen Geister neue Ziele werden mussten, so verwendete man seine Kraft nicht auf ein weiteres Verfeinern des gang und gäben Kunstgeschmackes, sondern suchte sich — wie schon einmal, nämlich unmittelbar vor Heinrichs Tod durch Abreisen der Abgesandten — wieder äussere Ziele auf.

Eine Uebervölkerung der Insel war im Anzuge und da ohnehin schon jedes anbaufähige Fleckchen ausser dem Gebiete des Lehrgartens der Benutzung gewidmet war, so vermehrte sich mit jedem weiteren Nachschub aus dem Kindergarten hervorgekommener Jungen die Unbehaglichkeit und es war vorauszusehen, dass nur durch umständliche Theilung und also gleichsam durch allgemeine Schmälerung ein Raum zum Anbau für diese neuhinzukommenden Weltbürger gewonnen werden musste.

Bei der in dieser Angelegenheit gehaltenen Versammlung aller erwachsenen Freiländer wurden drei Auswege namhaft gemacht.

Der erste, der aber sogleich wieder verworfen wurde, war der, den ausgedehnten Flächenraum des Lehrgartens zu Hilfe zu nehmen, um neue Anbaustellen zu gewinnen. Aber nicht nur das Gefühl, als ob sie da gleichsam etwas Heiliges antasteten, als auch die Erwägung, dass es ebenfalls nur eine zeitweise und keine gründliche Abhilfe gewähren könnte, hielt sie davon ab, diesem Vorschlage Gehör zu geben.

Der zweite Vorschlag, den „Ausgesandten“ zu folgen, um an ihrer Aufgabe theilzunehmen, gefiel ebenfalls nicht. Man kannte noch gar keine Ergebnisse der Ausgesandten und die nachgeborenen Freiländer zeigten keinen Geschmack mehr daran, sich aus ihrer freien Welt so weit hinweg zu begeben, um der Entwicklung der Weltgesellschaft unter die Arme zu greifen: die Nachwirkung des Gottmann'schen Geistes.

Der dritte Vorschlag war der, das naheliegende Festland, welches sie seither öfters zu Schiffe besucht und erforscht hatten, zu einer

Ansiedlung zu benutzen für Diejenigen, welche auf der Insel nicht mehr Platz fänden. Dieser Vorschlag, nachdem er bis in alle Einzelheiten durchgesprochen war, wurde endlich angenommen und sogleich auch war eine namhafte Anzahl der jüngeren unternehmungslustigen Freiländer aus eigenem Antrieb bereit, den Anfang zu dieser Ansiedlung zu machen.

Es gelang vortrefflich. Schon seit einiger Zeit hatten sie sich mit den zunächstwohnenden halbwilden aber bildungsfähigen Völkern des Festlandes bekannt gemacht und ihrer klugen Weise war es gelungen, bald ein recht gutes Einvernehmen herzustellen. Denn die nicht geradezu bösartige fremde Völkerschaft sah bald ein, dass sie von ihren neuen Nachbarn nicht nur keine Gefahr oder Schaden zu befürchten, sondern — indem Diese so gerne bereit waren, ihre staunenswerthe Menge von Kenntnissen und Geschicklichkeiten und Künsten ihnen mitzutheilen und zu lehren — nur Gutes und Nützlichliches von ihrer Nachbarschaft zu erwarten hätten.

So war also zur Erleichterung der Inselbevölkerung die neue Ansiedlung bald in vollem Gange und Alle befanden sich wohl dabei. Die Uebervölkerung der Insel war vermieden, die Unternehmungslust der Jugend hatte Gegenstand und Ziel bekommen und die halbwilden Nachbarn hatten vermög ihrer natürlichen Gelehrigkeit und urwüchsigen Unverdorbenheit alle Aussicht, sogar eher als mancher überfeinerte Mensch der grossen Welt, der vollen Freiheitsbildung theilhaft zu werden. — Endlich bildete dann das gegenseitige Sichbesuchen mittels Schiffahrt — bald der Inselbewohner zu den Ansiedlern, bald wieder umgekehrt — dazu die Erzählung der beiderseitigen Erlebnisse, den immer lebendigen Reiz eines angenehmen Wechselverkehrs.

11.

(Gottmanns Klage.)

In diese Zeit, als schon die neue Ansiedlung auf dem Festlande und die Besuche hinüber und herüber in voller Blüthe standen, fiel der Besuch der beiden Fürsten, des regierenden und des Erbprinzen.

Wie einstmals der alte Heinrich den alleingekommenen Carl Walter, so führte der nun heimgekommene Freiländer die beiden Fürsten auf der Insel herum, wobei es sich freilich oft ergab, dass

jener Ausgewanderte vor den vielen Veränderungen die alten Einrichtungen nicht mehr erkannte und sich selbst erst zurechtfinden musste, bevor er den Fürsten die Erklärung geben konnte.

Diese Fürsten aber zählten die Tage, als sie den nunmehr zur schönsten Vollendung gediehenen Lehrgarten durchschritten — vom Mutterhaus und Kindergarten angefangen bis in die genussreichen Gefilde des Schönheitsgartens — zu den schönsten ihres Lebens, und hätte nicht Jeden sein grosses Herz an die gemachten Vorsätze erinnert, so wären sie wol Beide zeitlebens nie mehr in ihr Vaterland zurückgekehrt, vielmehr gerne für immer auf dem freien glücklichen Eilande geblieben.

Eigenthümlich war die Art, wie die beiden Fürsten mit Gottmann, dem nun schon im vorgerückten Alter stehenden Sohn Heinrichs, bekannt wurden.

Auf einer der ersten Wanderungen durch die Gefilde der freien Insel trafen sie unverschends in einem schattigen Haine eine kleine erlesene Gesellschaft Erwachsener mit dem alten Gottmann in ihrer Mitte. Der Begleiter der Fürsten hielt an sich und lud Dieselben durch Geberden ein, das Gespräch dieser Gesellschaft zu belauschen. Freilich kämpfte er im Innern mit sich, ob er nicht lieber sogleich sich zu erkennen geben und die Gesellschaft trennend, auf den alten Gottmann losgehen und ihn liebevoll umarmen sollte, denn er selbst war der Sohn dieses Gottmann. Aber er hielt sich zurück und der Inhalt des Gespräches, dass sie auf diese Art belauschten, war folgender.

Gottmann sprach:

„Ich bin nun schon etwas alt geworden und kann dabei sagen: ich habe ein schönes Leben gelebt auf der freien Insel da; ich habe viel Schönes geschaffen, ich habe viele talentvolle Jungen in die Kunst eingeführt. Und noch fühle ich keine Abnahme meiner Geisteskraft. Doch ich sehe voraus, dass nach dem natürlichen Lauf der Dinge auch meine Zeit einmal zu Ende gehen muss. Mein Körper zwar hielte wol noch eine Reihe von Jahren aus und ich könnte — bei dem naturgemässen Leben hier — vielleicht sogar das Hundert voll machen; aber ich sag euch im Voraus, ich werde das Altern meines Geistes nun und nimmer ertragen. In dem Falle will ich lieber meinem Leben selbst ein Ende machen und freiwillig aus der Welt gehen. Niemand würde mich davon abhalten. Aehnlich

wie die knorrigen alten Deutschen, wann sie nicht mehr hoffen konnten, im Gefechte zu sterben, sich freiwillig ‚die Todesrunne ritzten‘, um gewiss zu ihren Gefährten in der Walhalla zu gelangen, ebenso will ich es alsdann machen. Ich habe schön gelebt; ich will auch schön sterben und vor allem nicht als körper- und geistessieche Jammergestalt die Welt verlassen.

Euch Ueberlebenden werde ich vorher in dem gewissen Hefte, das ihr kennt, meine wahrheitgetreue Lebensgeschichte — von mir bis zum letzten Tag fortgeführt — übergeben, die für Manchen viel Anziehendes haben wird. Es sei mein letztes Kunstwerk, an dem man hoffentlich noch keine Geistesabnahme spüren soll. So werde ich es halten, vorausgesetzt, dass das Befürchtete eintritt.“

Diese Worte Gottmanns, man merkte es an dem ehrfurchtsvollen Schweigen und den stillbetäubten Gesichtern, hatten auf die Umgebung einen tiefen Eindruck gemacht. Man musste wissen, dass Gottmann bei der entschiedenen Festigkeit seines Willens jenes Vorhaben auch so wie er sagte, ausführen werde und Niemand konnte ihm hierin Unrecht geben.

Die Fürsten aber und der Sohn Gottmanns sahen einander bedeutungsvoll an, als ob sie sich fragen wollten: „Was muss denn da geschehen sein, dass selbst dieser Weiseste gar so trübgestimmt worden ist und Todesgedanken sich hingibt?!“

Da, als Gottmann den Eindruck bemerkte, welchen seine Worte auf die Umgebung gemacht, und eben von den düstern Todesgedanken in etwas Heiteres einlenken wollte, wurde er durch eine eilfertig gebrachte Botschaft unterbrochen.

Es war die Ankündigung der Fremden. Ein edler deutscher Fürst, mit seinem Freunde, dem Erbprinzen, sei zum Besuch hier angekommen und mit ihm auch der liebste Sohn Gottmanns.

Das war für die glücklichen Horcher der Zeitpunkt, um, den Versteck verlassend, sich Gottmann und seiner Umgebung in Person vorzustellen.

Gottmann und sein Sohn umarmten sich innig und Alles machte sich fröhlich miteinander bekannt.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte die Erscheinung des deutschen Fürsten auf Gottmann. Er blickte ihm eine Weile ins offene Antlitz, musterte seine Gestalt mit einem überschauenden Blick und dann ihm hastig-freundlich die Hand schüttelnd und ihn umarmend sagte er zu ihm mit bewegter Stimme:

„Willkommen, deutscher Fürst! — Glaub' mir, ich alter Menschenseelenkenner hab' in diesem Augenblick — ohne dich weiter zu kennen — gleichsam profetenartig dein innerstes Wesen geprüft und habe gefunden: Du bist ein wahrhaft edler und guter Mensch! Dein Herz ist von lauter Menschenliebe erfüllt und von Streben, Glück um dich her zu verbreiten. Ich kenne das. Sei mir willkommen!“

Nun erst sah er auch den Erbprinzen. Den musterte er mit beinah noch grösserer Feierlichkeit und sagte zuletzt:

„Wenn mich nicht alles trügt: Ist jener Fürst mir vor Allen ein edler Mensch erschienen; dir sag ich: Du bist ein grosser Mensch! Wenn dir anders ein Wirkungskreis zu Theil wird, so wirst du Grosses, Langdauerndes, ja Unsterbliches vollbringen in deinem Land. — Wohl mir, dass Deutschland seinen edelsten und seinen grössten Mann mir zusendet, gleichsam, auf dass ich von meiner Verachtung jener grossen verwirrungsvollen Welt einmal wieder zurückkommen möge.“

Auf diese Art hatten die Beiden mit Gottmann Bekanntschaft gemacht, die noch ihre schönen Früchte tragen sollte.

Das erste Wort des Fürsten an Gottmann war dieses:

„Wir haben da eben ein Gespräch gehört zwischen dir und deinen Genossen, das einen überaus trüben Eindruck auf uns gemacht hat. Denn wenn ein Gottmann anfängt traurig zu werden in seinem geliebten Lande der Freiheit, da muss es etwas Grosses zu bedeuten haben. Sage uns doch — wir fragen nicht aus unberufener Neugier — was ist die tiefere Ursach und Veranlassung gewesen zu deiner trüben Gemütstimmung?“

Gottmann, man sah es, war durch diese herzlich-liebevolle Theilnahme angenehm berührt und er sprach sich nun rückhaltslos über alles aus, was ihm so schwer auf dem Herzen gelegen. Er begann:

„Du hast, o Fürst, den wunden Fleck an mir getroffen. Du ahnst richtig. Es gibt etwas hier, das uns das freie Leben zu verleiden anfängt. Du verlangst es zu wissen. — Es ist dies, dass unsere Insel bereits in der grossen Welt draussen anfängt bekannt zu werden und dass wir — ausser deinem Besuch, der uns ein Labsal und Vergnügen ist — bisher noch verschiedene andere Besuche hier bekamen, die uns im Gegentheil nur Störung und Qual bereitet haben.

Bekannt geworden ist unsere Insel zuerst durch das Schriftwerk des eingewanderten Walter, das dieser über Aufforderung meines

Vaters verfasst hat. Aber da man im Anfang dessen Mittheilungen nur für Fabel und reine Erfindung hielt, so kam auch Niemand auf den Einfall, dies „Land der Freiheit“ sich wirklich aufzusuchen. Endlich geschah es aber doch, dass erst Einer und dann in zunehmender Anzahl immer Mehrere den Weg hieher fanden.

Und wenn dies nur wenigstens edle anziehende Persönlichkeiten gewesen wären, da ging es noch an; aber da hat uns die grosse Welt gerade einerseits die Rohesten und Beschränktesten, anderseits wieder die Geschmiegeltsten, die zudringlich Neugierigsten, die Aufgeblasensten und Unausstehlichsten geschickt, dass sie unsere wohlgegründeten, von ihnen aber zumeist nicht verstandenen Einrichtungen in einer gewissen Sucht, alles besser zu wissen, kurzsichtig und ungerrecht bekritteln und bespötteln. So nannten sie uns spottweise die „gebildeten Wilden“, die „Neu-Adamiten“ u. dgl. und sahen uns in ihrem putzigen Dünkel nur so von obenher an, dass man beständig zwischen Lachen und Aerger hin- und herschwankte, wenn man mit ihnen verkehrte. Kurz, sie belästigten uns auf alle Weise.

Wir haben uns im Anfang durchaus nicht stören lassen, indem wir sie wenig oder gar nicht beachteten. Aber wie die zudringlichen Fliegen auch den Löwen beunruhigen können und zu gewaltigem Gebrüll veranlassen, so haben die windigen Kerle es nun auch uns angethan, ohne dass wir uns nur gleich dagegen wehren konnten. Brauchten wir unser Hausrecht und drängten sie von hier fort, so weiss ich, — wie ich den Brauch der Welt kenne — dass sie ihre Regierungen daheim aufgereizt hätten und wir ungeschützte Eilandbewohner hätten dann in Kurzem ein genugthuungheischendes Kriegsschiff erscheinen sehen können, dass uns unbarmherzig unsere Wirthschaften und unsern reichausgestatteten Schönheitsgarten mit allen seinen Kunstwerken zusammengeschossen haben würde, wenn wir uns nicht gleich in alles gefügt hätten, was sie verlangten. Auch ohnehin brauchte es der wachsamsten Aufmerksamkeit, dass sie uns nicht unsere Kunstwerke verdarben oder gar entführten oder dass sie in unserer frischen Jugend nicht die Pest der Unsittlichkeit anzettelten.

Unsere Nacktheit und Ungebundenheit hat nichts Ausgelassenes an sich; wol aber die der innerlich-rohen Ankömmlinge. Und wenn sich auch unsere ältere Jugend auf eine kluge Weise vor ihnen in Acht zu nehmen versteht, so haben sie, einmal unbedachtsamer Weise

im Kindergarten zugelassen, genug Spielraum bei dem jüngeren, geistig und körperlich noch unentwickelten Geschlecht, wo oft ein einzig loses Wort oder rohe Geberde alles Gute auf einmal wieder verderben kann, was unsere sorgfältigste Erziehung gepflanzt hat.

Das ist's, was uns Alle bedrängt. Das Hereinbrechen der grossen verderbenreichen Welt in unsere reine freie Inselwelt.

Ein wenig sind wir wohl selber schuld, dass uns dies jetzt so schwer aufs Haupt fällt. Wir haben uns etwas zu sehr in unserm reinen Glück gehen lassen. Wir haben es daran fehlen lassen, uns so einzurichten, dass wir nicht allzuweit von der übrigen Welt abstehen, da einmal die Abschliessung nicht möglich war. Wir haben auf unserer Insel ein Leben der Götter geführt, ausgestattet mit allen Genüssen, die die schönen Künste und die herzhingebende Liebe uns bieten konnten und ganz darauf vergessen und ausseracht gelassen, dass es draussen eine grössere, mächtigere Welt gibt, die noch nicht auf unsere Stufe gelangt ist und die dem natürlichen Gang der Dinge nach uns denn einmal überlaufen und beunruhigen wird. Aber wir konnten nicht anders. Wir mussten, gerade so lebend und nicht anders, unsere Bestimmung erfüllen: das was Heinrich von Grund aufgebaut, der Vollendung zuzuführen. — Wohl auch der Römer Coriolan, der stolze Kraftmensch, den die tief unter ihm stehenden Mitbürger zum Aeussersten gebracht, konnte sich retten, wenn er seine Natur verläugnend Unterwerfung heuchelte; aber er wäre dann auch kein Coriolan mehr gewesen: als solcher kann er nur gross sein und stolz, aber nicht klugberechnend und schlau. — So konnten auch wir uns nicht beirren lassen in der Verfolgung unserer Lebensaufgabe; müssen nun aber den Fluch der verabsäumten Klugheit dafür ertragen. — Nur schade, jammerschade ist's um unsere schöne freie Welt, wenn sie denn solcherart verderben soll!

Schon haben sich sogar Einige von den Ankömmlingen derart breit gemacht, dass sie sich ohneweiters hier ansiedelten und wer weiss, welcher Strom von ähnlichen Leuten ihnen in Zukunft folgen mag!

Oft kommt mir das bedauerliche Beispiel in den Sinn von dem Verderben, das die Ausgesandten der „Civilisation“ schon mehrmals an der natürlich-guten und glücklichen Bevölkerung neuentdeckter Erdtheile angerichtet. Wie haben sie das herrliche Volk gewisser Südseeinseln binnen Kurzem so gründlich verderbt, dass es späterhin sprichwörtlich ward durch seine Unsittlichkeit!

So gar verzweifelt steht es indessen noch nicht mit uns, und unsere lebenskluge Weise, mit den Eindringlingen zu verkehren, lässt es noch lange nicht zu solchem Verderben kommen. Auf andere Weise nicht, als nur durch Klugheit war hier zu helfen.

Eigenthümlich haben sich in dieser Hinsicht unsere Mädchen und Frauen gegen die Fremden benommen und mehr noch als die Männer haben gerade sie dazu beigetragen, ein Auskommen mit ihnen anzubahnen. Anfangs machten sie sich gar nichts aus den Fremden und betrogen sich gegen sie fast so wie gegen die Einheimischen selbst. Sobald sie jedoch bemerkten, dass unsere gewohnte natürliche Ungebundenheit den Fremden den Gegenstand abgab zur Vollführung gemeinster Lüsterheit, so änderten sie schnell ihre gesammte Lebensweise. Die Fremden sahen von nun an fast nie wieder unsere engelgleichen zartsinnigen Mädchen und unsere gutherzig schmiegsamen Frauen im Zustande ihrer natürlichen Schönheit, sondern nur mehr über und über, fast wie die Türkinnen, in lose faltige Kleider eingehüllt und es war aus demselben Grunde auch nicht mehr möglich, auf die gewöhnliche Art unsere himmlische Festzeit zu begehen.

Den Verkehr mit den Fremden gaben unsere Mädchen und Frauen dessenungeachtet nicht auf, sondern sie benutzten jede gute Gelegenheit, diese halb entwickelten Freigeister, welche nur die rohere Art des Lebensgenusses kannten, an sich zu ziehen und sie durch witzigen Spott wie durch herzliche Theilnahme, durch Lehre wie durch Beispiel zu bekehren und zu zähmen.

Sie sind nun auf diese Art bereits auf dem Punkte angelangt, dass sie ihre Rohheiten, die sich aus der halben Freigeisterei herleiten, allmählig sich abgewöhnend, an unserem künstlerisch-schönen Leben Geschmack bekommen, und es wird unser Leben alsbald wieder in sein altes Geleis zurückkehren.

Was hilft aber auch selbst dies alles? In Kurzem trifft wieder ein anderer Trupp noch ärgerer Gäste bei uns ein und dasselbe unliebsame Spiel beginnt von vorne, bis die weiters zuströmenden Fremden trotz aller Klugheit und Vorsicht uns endlich vollends über den Kopf wachsen und wir — nicht mehr zu schützen uns vermögend — das Zugrundegehen unseres Lebenshimmels mit ansehen müssen. Sobald wir sie auch nicht von unserem bisher so heilig gehaltenen Kindergarten mehr abhalten können, dann sind wir verloren. Es nützt

uns keine Lebensklugheit und kein Sträuben. Unsere Welt ist vergiftet. Denn wie lange möchte es wol dauern, dass das Gift der zu erwartenden noch viel raffinirteren Eindringlinge alsdann diese jungfräuliche glückliche Welt mit ihrer reinen leichtvertrauenden Jugend zu einem Bordell umgestalten würde! Nicht länger wol, als es braucht, dass ein Knabe zum Jüngling wird! —

Das werd' ich und will ich nicht erleben. Gibt's keine andere Hilfe, so sei es das Verlassen dieser Welt, das mich vor'm Ansehen des ärgsten Gräuels bewahren soll.

Das war also — dieser seiner Rede zufolge — der eigentliche Grund vom Trübsinn Gottmanns und nicht so sehr die Furcht vor'm Altern seines Geistes, wie er es sich und den Andern eingeredet! — Der Fürst, der Prinz, sowie der Sohn Gottmanns, im Innersten bewegt durch diese Enthüllungen bevorstehenden Verderbens — noch ohne zu wissen, wie da geholfen werden sollte, aber auch ohne zu verzweifeln — schwuren sich aufs Feierlichste, die Ansiedlung zu retten.

12.

(Der glückliche Ausweg.)

Durch Gottmann selbst — der sich nicht gerne schmerzlichen Eindrücken hingab — ward nun das Gespräch wieder auf etwas Heiteres hingelenkt. Man begleitete die Angekommenen und führte sie überall auf der Ansiedlung herum, sie mit allen Einrichtungen wie mit den Bewohnern derselben bekannt zu machen.

Der Lehrgarten, besonders aber dessen Kunstabtheilung, hatte wieder viel Neues und Schönes aufzuweisen, dass auch Gottmanns Sohne bisher noch unbekannt gewesen.

Im Geschichtsgarten war nun eine eigene neue Abtheilung hergestellt für die Geschichte der Insel selbst. Alle veralteten Kunstwerke und anderes, was einstmals für musterhaft gegolten, jetzt aber längst wieder durch Besseres, Vollkommneres ersetzt ist, wurde hier in Ordnung aufgestellt, damit man daran den ganzen Bildungsgang dieser Inselbewohnerschaft, dieses Kunstvolkes, erkennen und übersehen konnte. Hier befanden sich, unter andern Merkwürdigkeiten, auch die Standbilder, Büsten oder Bildnisse der auf der Insel verstorbenen Erwachsenen, der Vorfahren dieses Geschlechtes, zusammt ihren Eigenthümlichkeiten in übersichtlicher Sammlung aufgestellt.

Im Kindergarten waren — theilweise durch den Aufenthalt der Fremden veranlasst — mancherlei neue Einrichtungen vorgenommen worden. Man pflegte vor allem den darin lebenden Kindern nun nicht mehr von den draussen im Lehrgarten befindlichen Schönheiten zu erzählen, damit sie — ihren angewiesenen Garten gleichsam für ihre ganze Welt haltend — keine Sehnsucht nach aussen und steigendes Gelüst, die Grenzen zu übersetzen, mehr fühlen sollten. Diese Grenzen waren nun auch um viel schwieriger, beinahe unübersteiglich gemacht worden. Damit die Fremden in den Garten gelassen werden konnten, ohne durch ihre rücksichtslose Ausgelassenheit Anstoss zu erregen, wurden sie dabei immer streng bewacht und es ward — wie beim freiländischen Thiergarten — die Einrichtung getroffen, dass man mittels oben darüber geführter Gänge das Treiben der Kinder im Garten beobachten konnte, ohne selbst den Boden desselben zu betreten und mit den Kindern in unmittelbare Berührung zu kommen.

Dafür dass die Jungen nun viel länger — nämlich fast bis zur Jünglingszeit — in dem festgeschlossenen übrigens erweiterten Garten verweilten, ward dieser mit mancherlei passenden Sammlungen nach Art eines kleineren Lehrgartens ausgestattet. Sobald aber ein darin Erzogener zum Austritt reif erkannt war, wurde Derselbe von seinen Eltern — zur Nachtzeit meistens oder sonst auf eine heimliche Art — über die Grenze und in den eigentlichen Lehrgarten eingeführt, wo er Musse hatte, all dessen Schönheiten und Merkwürdigkeiten, von denen der Reifgewordene — Jüngling oder Jungfrau — bisher keine Ahnung gehabt, in seine junge empfängliche Seele aufzunehmen und mit den vorausgegangenen liebgewordenen Genossen sich wieder zusammenzufinden. Von da begann ihm ein ganz neues, höheres Leben und die bei diesem Uebergang erhaltenen grossartigen Eindrücke bleiben ihm wol als das Schönste seines ganzen Leben unvergesslich und unvertilgbar.

Bei dem Beschauen aller Einrichtungen und Merkwürdigkeiten der Insel und deren Erklären durch den begleitenden Gottmann erkannten sie übrigens aus dessen Auslassungen, dass er bei sich wol noch Grösseres im Sinne hatte, als sie hier in Wirklichkeit ausgeführt sähen, und dass er sich hier durch die zu geringe Ausdehnung und manches andere Hinderniss in seinen weiteren Plänen beschränkt fühle. Waren ja zusehends die neuen Einrichtungen überall über den alten Plan hinausgewachsen!

Einmal bei einer solchen Gelegenheit, als man dies bemerkte, sagte der alte Gottmann Folgendes:

„Hätte ich eine Gegend, einen Landstrich, so geformt und ausgedehnt, als ich mir's wünsche, zur Verfügung, dann meine Genossen von hier und vom Festland drüben zu Mitarbeitern und Ruhe vor den Zudringlichen der grossen Welt: ich würde jetzt in meinem Alter noch zu bauen anfangen und mit Hilfe meiner Genossen einen Lehrgarten und die Anfänge einer grossen freien Stadt darum einrichten, wie herrlich man sie nur immer sich erdichten kann. **Wir würden uns erdreisten, dies Gedicht zur Wirklichkeit zu machen!**“

„Damit ihr nicht glaubt,“ fuhr Gottmann fort, „dass ich nur Wahngelbilde träume, will ich euch den Plan zeigen oder das Modell, das ich kürzlich ausgeführt, um mir alle unsere weitgehenden Gedankenbilder gegenständlich zu machen.“ Und er führte sie alsbald in sein nahegelegenes Haus am Rande des Schönheitsgartens, wo sie sich soeben befanden, schloss mit einem Schlüssel auf — schon war das Verschliessen der Häuser durch die Anwesenheit der Fremden nöthig geworden! — und zeigte den nach dem versprochenen Anblick Begierigen das hier aufgestellte Modell.

Es stellte dar: in der Mitte den neuen, ausgedehnteren und vollkommeneren Lehrgarten, so wie Gottmann ihn gerne eingerichtet hätte; rund im Kreise herum eine grosse regelmässig und gesund gebaute Stadt — mit Wohnungen für Hunderttausende und geeignet eine Millionenstadt zu werden — weiters: ausser der Stadt im Kreise herum ein Kranz von Gärten und dann von Fabriken, dem sich endlich die äussere Landschaft anschliesst, in Felder abgetheilt und bestimmt, die Nahrung für die mitteninne liegende Stadt zu liefern. Mitten durch das Ganze — Landschaft, Stadt und Lehrgarten — laufend ein grösserer Fluss.

Das Anziehendste für die Beschauer war natürlich der besonders sorgfältig ausgeführte Plan des mitteninne liegenden Lehrgartens und namentlich der Kunstschule, deren Einrichtungen ihnen Gottmann überdies noch durch mündliche Erklärung und Aufzeigen noch anderer besonderer Modelle bekannt machte.

All dieses machte auf die Fürsten, noch mehr aber auf den Sohn Gottmanns einen gewaltigen Eindruck. Jeder von ihnen prüfte

im Geiste seine Mittel und seinen Einfluss, um dem Plane Gottmanns und der Freiländer zur Ausführbarkeit zu verhelfen.

Der Sohn Gottmanns nahm zuerst das Wort und sprach:

„Mein Vater! Erlaube mir nun auf dein grosses Wort hin einen Vorschlag zu machen, der vielleicht nicht nur die Ausführung deiner grossen Pläne, sondern auch die Rettung der ganzen Ansiedlung herbeiführen kann. Höre mich also, mein Vater, und auch **du**, mein Fürst, denn deine Hilfe wird gar sehr dabei in Anspruch genommen.

Wir nach Deutschland Ausgewanderten — die wir uns die Aufgabe gestellt, Heinrichs Werk wieder nach einer andern Seite hin auszubauen, nämlich es zu verbinden mit der grossen Welt — sind nun, nach langen Mühen sozusagen mit den Vorbereitungen fertig. Wir haben unsern eigenartigen Kindergarten, unser Versammlungshaus und unsere fruchtbringenden Unternehmungen, die allesammt die Mittel geben sollen, etwas dauernd-Grosses aufzubauen inmitten jener langsam vorwärtskommenden Weltgesellschaft; wir haben uns auch den edlen Fürsten, verbündet, der ebenfalls seine Kraft und Mittel uns zu widmen bereit ist, und waren nun insgesamt gewillt, nach der Rückkehr von Freiland unser Werk denn endlich einmal wirklich in die Welt zu setzen. Es ist ein Plan, der längst unter uns Allen besprochen ist. Nur dir, Fürst, sollte er erst nach der Rückkehr von Freiland mitgetheilt werden. — Erfahre ihn gleich jetzt.

Es besteht im Fürstenthum ein Strich Landes, wenig bebaut und ohne gar zu grosse Kosten erwerblich, der wie geschaffen scheint zu einer künftigen Grossstadt oder Hauptstadt.

Wie aus meinen mitgebrachten Karten und Plänen ersichtlich, lässt sich durch einen (noch zu bauenden) schiffbaren Kanal, der gerade durch diesen Landstrich laufen soll, die Verbindung herstellen zwischen den beiden nächstgelegenen Flüssen und auf diese Weise Verkehr und Fruchtbarkeit gleichsam hinleiten auf jenen Landstrich. Es lag in unserm Plan, denselben durch unsere verfügbaren Mittel zu erwerben — und können es mit des Fürsten Einstimmung und Hilfe nun noch viel leichter, — um darauf die erste freie Gemeinde nach unserm Sinn zu gründen. Zusammenberufend die grosse Zahl Derjenigen, welche schon durch unsere Mühe der Freiheitsbildung theilhaftig, wollten wir weiters auf dieser Grundlage die erste freie Stadt errichten, die dann endlich einmal, sowie das Ding sich ent-

wickelt, zu einer Grosstadt oder Hauptstadt des ganzen freigewordenen Landes heranwachsen kann.

Wie ich zu meiner Freude bemerke, trifft die Gestaltung unseres Landstriches mit der hier im Modell geforderten ganz wunderbarer Weise vielfach überein. Die gestaltsamen Hügel und Hügelchen zur Bildung des Schönheitsgartens, der künftig durchlaufende Kanal statt des Flusses hier, die ausgedehnte Ebene rundum mit den Gebirgen im Hintergrund, alles trifft zusammen. Wir könnten — unser eigenes in Bezug des Lehrgartens freilich nicht so vollkommenes Modell bei Seite lassend — der Hauptsache nach dieses hier zur Grundlage nehmen; denn ich merke, ihr zurückgebliebenen Freiländer seid die grösseren Künstler geworden, während wir unterdess um ebenso viel an Lebensklugheit gewonnen haben. Und das trifft sich ja gut. Versteht ihr euch besser aufs Bauen und Ausstatten eines Lehrgartens, so verstehen wir uns mehr auf das, was die umliegende Stadt betrifft, das Gründen und Leiten der freien Gemeinde, das Auskommen mit der Welt, die Wirthschaftsgemeinschaft u. dgl.

Lasst uns daher in unsern beiderseitigen Plänen künftighin zusammengehen. Wenn denn die Ansiedlung durch das Eindringen der unleidlichen abenteuernden Merkwürdigkeitensucher gehindert ist, überlasst diesen Zudringlichen die leere Insel, die Schätze aber eures Lehrgartens packt zusammen und zieht zu uns nach Deutschland hinüber und bauet dort inmitten unserer entstehenden freien Stadtgemeinde euren neuen erweiterten Lehrgarten hinein. Dort haben wir gar wol die Mittel, lästige Besucher fernzuhalten oder wenigstens zur Glimpflichkeit zu bewegen; denn der Fürst selber beschützt uns mit seiner anerkannten Macht. — Das, Vater, unsere beiderseitige Vereinigung, unser künftiges Zusammengehen, das wäre so ein Gedanke, und Vorwurf, werth, dass du ihn weiter bei dir ausdenken und mit den übrigen Bewohnern der Insel berathen sollst; denn wenn wir darüber einig werden, so ist uns ja Allen auf einmal geholfen.“

Gottmann, sowie der Fürst, wurden sogleich Beide für das Vorgeschlagene begeistert; sie verloren sich in Fragen über die Gestalt und Beschaffenheit des gewissen Landstriches und über die Mittel, das Unternehmen zu fördern. Nach mehrtägiger fortgesetzter Berathung, wozu alle erwachsenen Freiländer beigezogen wurden, entschied man endlich dafür: der Fürst mit dem Sohne Gottmanns sollten einstweilen noch allein abreisen und drüben im Fürstenthum alles Nöthige

vorbereiten; sobald aber die freie Gemeinde als öffentlich anerkannte errichtet und der geeignete Zeitpunkt gekommen, so sollten sie unter Beobachtung aller Vorsicht die entsprechende Anzahl sicherer Schiffe schicken, um die Schätze der Insel und ihre Bewohner abzuholen. Dann wolle man mit vereinten Kräften an den Ausbau des Werkes gehen.

13.

(Errungenschaften.)

Einen grossen Genuss — ausser dem Betrachten der freiländischen Einrichtungen — gewährte dem hiehergereisten Fürsten und Prinzen der innige Verkehr mit den Bewohnern Freilands, von den noch nicht dem Kindergarten entwachsenen lebhaften Jungen angefangen bis zu dem alle Seiten der freiländischen Bildung wie in einem Brennpunkt in sich vereinigenden Gottmann.

Der Verkehr insbesondere mit diesem Auserlesenen konnte so recht in Jedem den Stolz des Menschthums oder Menschseins erwecken, wenn er sah, zu welch einer hohen Stufe die Menschengattung in solchen freien Entwicklungsverhältnissen gelangen kann, wenn die Natur durch glückliche Verleihung all ihrer besten Gaben den guten Grund gelegt. So etwa muss Göthe seinerzeit über die andern Deutschen mit seinem Geiste hinausgeragt haben, wie dieser sogenannte Gottmann über die Freiländer! Mit ihm hat er auch die Eigenheit gemein, dass er — des geschichtlichen Sinnes entbehrend und nur in ruhigen und reinen Verhältnissen sich wohlfühlend — der Entwicklung in der grossen Welt den Rücken gekehrt hat.

Als damals die thatkräftige Jugend und Mannheit Freilands auszog, um die Freiheit in aller Welt zu verbreiten, war er zum Verwundern Aller zurückgeblieben, er, der mit seinem Riesengeiste so mächtig hätte dabei wirken können, und als nach einer Reihe von Jahren ausser der ersten Auswanderung noch eine — obwohl kleinere — zweite sich bildete, der sich auch Gottmanns liebster Sohn anschloss, da tadelte und verwünschte er das ganze heldenhafte Unternehmen. Er tauschte das Glück, im Bereiche der Freiheit wie bisher fortleben zu können, nicht mit was immer für ruhmreichem Leben in den Stürmen der grossen noch nicht der Freiheit theilhaften Welt.

Er, in der ihm angeborenen Selbstsucht, blieb lieber in den ihm behagenden reinen Element zurück. Im Uebrigen — als Sohn des alten Heinrich — hatte er die Neigung und Liebe zur Jugend mit Diesem gemein. Sowie Dieser sein Leben daran gesetzt hat, aus ein paar Dutzend auserlesener Kinder die ersten Jünger der Freiheit sich heranzuziehen, so hat dieser Gottmann einen grossen Theil seines Lebens damit zugebracht, sich mit auserwählten ihm liebgewordenen Jungen zu umgeben und sie in seinem Geiste und Sinne zu musterhaften Menschen heranzubilden. Das eben lebende Geschlecht auf Freiland, mit seinem geläuterten Kunstgeschmack, erkennt in ihm seinen ersten Bildner und Leiter.

Der Trieb, die von Heinrich überall auf das Einfachste zurückgeführte Form nunmehr zur reinsten Schönheit hinaufzubilden, ist am regsten gewesen in Gottmanns Geiste. Er duldet nichts Rohes, nichts Ungeschlachtetes, nichts Verworrenes und Schlackenhaftes. Alles muss unter seinem Denken, unter seiner Hand zur Vollkommenheit werden.

Denselben Geist hat das ganze von ihm gebildete Geschlecht.

War ihnen nicht sogar unsere Sprache, der so viele herrliche in ihr geschaffene Werke Berechtigung verleihen, unsere geliebte deutsche Muttersprache von ihrem Standpunkt aus viel zu unvollkommen erschienen? Und schufen sie sich nicht — in langer fortschreitender Arbeit — eine neue reinere vollkommnere und sozusagen kunstgemässe Sprache?

Zur Zeit, als die beiden Fürsten auf Freiland anwesend, war die Sache bereits so weit gediehen, dass jeder Bewohner sich gleich geläufig der gewohnten wie der neuerlernten Sprache bedienen konnte. Die Besucher waren daher angenehm überrascht, als sie bald hie bald da die Laute einer unbekanntes aber ausnehmend wohlklingenden und fliessenden Sprache vernahmen.

Es hatte aber auch sein Wunderbares mit dieser Sprache. Aus lauter leicht aussprechbaren und wohlklingenden Silben ist nach einem leichtbegreiflichen Gesetz eine nicht zu grosse Anzahl von Wörtern gebildet, und diese, den Urgesetzen jeder Sprache gemäss, fügen sich leicht untereinander zu Satz und Rede zusammen. Die Urworte sind je so gewählt, dass ihr Klang der Bedeutung sich anschmiegt. Feine und zarte Dinge haben fein und zart klingende Worte zur Bezeichnung, Hartes, Grobes und Ungeschlachtetes hat in den sie

bezeichnenden Worten immer den angemessensten Ausdruck. Ja, auch im Satze und in der fortlaufenden Rede ist durch die Aufeinanderfolge der stärkeren und der schwächeren Klänge gleichsam die Gemüthslage und Gemüthsstimmung des Sprechenden zugleich mit ausgedrückt. Darum taugt diese Sprache, wie dazu geschaffen, zugleich zum Singen; denn sie ist an und für sich schon halb Gesang und von einem ihrer vollkommen Mächtigen gesprochen hört sie sich an wie die kunstmässig geformte Sprache der Dichtung, also wie man Verse — gute gelungene Verse — sprechen würde. Die Reinheit und Vollkommenheit der Sprache wirkt dann auch auf den Sprechenden zurück; denn wer sie kennt, kann sich nicht denken, dass man sich dieser zum Ausdruck gemeiner und wirklich verwerflicher oder unnützer Gedanken bedienen könnte.

Die neuen Ankömmlinge hatten nichts Eiligeres zu thun, als diese gediegene und schöne Sprache sich anzueignen, um auf Freiland sich überall verständlich zu machen und um die Kenntniss derselben auch nach Hause mitzubringen.

Ausser dieser neugeschaffenen Kunstsprache auch eine neue Bilderschrift — d. i. die Erfindung leichtverständlicher Begriffsbilder oder Sinnbilder, dann in wenig kräftigen Strichen dargestellter Gegenstandsbilder und die zweckmässige Verbindung beider zum Satze — hatten die Freiländer in ihrer glücklichen Musse sich hergestellt.

Was gab es da nicht alles für die Besucher zu sehen und zu hören, zu beobachten und zu lernen in diesem vollblühenden „Land der Freiheit!“ Jene waren aber auch nicht blöde, sondern griffen wacker zu, und versenkten und verloren sich gleichsam in die dargebotenen Genüsse.

Als nun endlich die Zeit herangenah war, da die Rückreise angetreten werden musste, bereitete der Abschied dem Fürsten gar schweres Leid und die überwältigenden Gefühle — einerseits der sehnüchtige Wunsch, noch ferner dazubleiben, dann das Bedauern, dass die schöne Ansiedlung durch die ungerufenen lästigen Gäste in Kurzem verscheucht und versprengt werden sollte, anderseits die Anspornung, nun erst recht eifrig seinem Freiheitsgründer-Streben nachzukommen im Vaterlande drüben, da das Ganze ja seinerzeit im Bereich seines Fürstenthumes noch schöner und vollkommener wieder-

erstehen sollte — all diese einander widersprechenden Gefühle erschütterten ihn derart, dass er fast krank davon wurde.

Der jüngere geistig kräftigere Erbprinz benahm sich in allem viel ruhiger. Alles Zugängliche still in sich aufnehmend und grosse Entwürfe hegend für seine eigene Zukunft hatte er seine Rundgänge in allen Gegenden der Insel gemacht. Das war ein grosser Geist, in dem es noch gährte und arbeitete, in dem — wie damals beim jungen Heinrich — Lebensplan und Lebensordnung, noch nicht fertig, sich erst bilden musste, bis er ein starker, auf alles gefasster Mensch dastehen konnte.

Der Fürst aber, mit seinem weichen Empfinden, mit seiner weltumfassenden Liebe im Herzen, fühlte das alles viel tiefer. Nachdem er die Tage zuvor von jeder der merkwürdigen Einrichtungen des Lehrgartens, sie nochmals besichtigend, Abschied genommen, ward er am Tag der Abreise unter unzähligen Küssen und Liebkosungen der Inselbewohner, die ihn schnell liebgewonnen hatten, und unter reichlich fliessenden Thränen seinerseits, zu dem Boote hinabgeleitet, welches ihn mit den Uebrigen an das reisefertige Schiff brachte.

Erst lange darnach, als die Insel während der Fahrt längst aus dem Gesichtskreise geschwunden war, begann der grossherzige Fürst ruhiger und gefasster zu werden, indem er von nun an mehr an das zu denken bestrebt war, was er nun nach erfolgter Ankunft in seinem Fürstenthume zur Förderung des grossen Vorhabens zu thun habe.

Die ihn begleitende Gesellschaft war nicht ganz mehr dieselbe, mit der er die Hinreise nach der Insel gemacht hatte: denn einerseits waren einige mitgekommene deutsche Jünger auf Freiland zurückgeblieben, anderseits aber eine viel grössere Zahl von eingebornen Freiländern bei der Abfahrt an deren Stelle eingetreten, die allsogleich dem Unternehmen in Deutschland drüben sich anzuschliessen Willens waren.

14.

(Die Versammlung der Freiheitsfreunde.)

Nachdem die Reise glücklich beendet und die Uebernahme der Regierung von Seite des Fürsten zu Stande gebracht, war es der erste Auftrag des Fürsten an den innigbefreundeten Freiländer, dass er mit Nächstem alle in seinem Lande anwesenden eingebornen Frei-

länder, sowie alle jene schon selbständig gewordenen Jünger und sonstige Eingeweihte auf einen Tag zusammenberufen möge, damit er erstens die Zahl der Mitarbeiter am grossen Werke übersehen und dann mit ihnen den Plan berathen könne, nach dem in Zukunft vorgegangen werden müsse.

Der Freund erfüllte diesen Wunsch des Fürsten aufs Pünktlichste.

Die Versammlung war grossartig ausgefallen. Nicht nur die alten ausgewanderten Freiländerpaare sammt ihren herangewachsenen Nachkommen waren anwesend, sondern auch deren zahlreiche, in verschiedenen Gegenden erzogene Jünger, die aus dem Bereich der strebenden Jugend in den Städten gewonnenen Anhänger und Eingeweihten sammt den erst neuerdings herübergekommenen jungen Freiländern waren zur Versammlung erschienen.

Der Fürst, mit Befriedigung wahrnehmend, wie zahlreich bereits die Freiländer-Gesellschaft in seinem Lande geworden sei, sprach zur Versammlung etwa Folgendes:

„Liebe Freiheitsfreunde!

Seit meinem glücklichen Aufenthalt auf der freien Insel Einer der Eurigen geworden, bin ich entschlossen, ein eifriger Mitarbeiter an eurem Werke zu werden. Ich will es mit eurer Hilfe durchsetzen, dass mein Fürstenthum der erste freie Staat in Europa werde, ein einladendes Beispiel für die übrigen. Daher sei all meine Kraft, all mein Vermögen, mein Leben, mein Rang und meine Fürstenschaft von nun an allein diesem Zweck gewidmet. Dies wollte ich euch hiermit Allen feierlichst kundthun und mit euch Plan und Mittel berathen, wie wir unser Vorhaben durchsetzen können.

Schaltet mit den Mitteln, die ich euch darbiere, nach bester Einsicht und mit lebendiger Thätigkeit, damit ich es noch erlebe, in meinem Staate ein freier Bürger mit euch zu leben. Bedient euch, wenn es zum Zweck führt, nöthigenfalls auch meiner Fürstengewalt Sie sei euch überliefert.“

Hier wurde er unterbrochen. Bei dem Worte „Fürstengewalt“ ging ein Gemurmeln der Missbilligung durch die Gesellschaft und man vernahm darauf von allen Seiten her die eindringlichen Zurufe: „Keine Gewalt!“ „Um alles, nur keine Gewalt!“ „Mit der wird nie Freiheit gegründet!“

Der Fürst, erst betroffen von dieser Entgegnung, war aber bald gefasst und fuhr fort:

„Entsetzt euch, Freunde, nicht über das im Eifer ausgesprochene Wort. Es ist nicht so böse, als ihr vielleicht glaubt, gemeint. Denn nicht so eigentlich die Gewalt, die ich als Fürst besitze, sondern die grossartig günstige **Gelegenheit**, die ich, als im Mittelpunkt meines Staates befindlich und alle Parteien überschauend, für unsere Zwecke benutzen kann, hab' ich gemeint. Die will ich euch überantworten.

Denkt euch nun den Plan aus, nach dem wir in Zukunft handeln müssen, damit das grosse Werk bald in Gang komme.“

Einer aus der Versammlung erhob sich und erwiderte dem Fürsten Folgendes:

„Edler Fürst!

Wir nehmen dein Anerbieten mit Freuden an und versprechen dir auch unserseits, alle Kräfte aufzuwenden, damit der höchste Gedanke unser Aller bald verwirklicht werde. Dein edles Anerbieten ist uns höchst erwünscht, weil wir durch deine bedeutsame Hilfe um so viel schneller zum Ziele gelangen können.

Nun zum Plan, den wir uns machen müssen.

Vorerst das. Unter deinen Staatsangehörigen die Aelteren — nämlich die Meisten im Alter etwa von 35 bis 40 Jahren und aufwärts — musst du aus der Rechnung lassen und nicht etwa glauben, dass sie für unser Werk etwas Rechtes thun werden, wenn sie nicht jetzt schon Verständnis und Sinn für die Freiheit haben; denn in diesem Alter — und wohl auch früher — ist die Lebensansicht und Lebensgewohnheit des Menschen schon in seinem Geiste festgewurzelt. Du kannst ihn nicht leicht oder meistens gar nicht mehr zu deiner entgegengesetzten Ansicht bekehren. — Der Gläubige bleibt gläubig; der im engumschriebenen Kreis zufriedene Filister bleibt Filister; der in Gemeinheit, in rohe Genusssucht Verfallene bleibt, wie er ist u. s. w. — Alle Diese würden, auch anscheinend von uns bekehrt, doch in der Folge unserm Werk durch nur halbes Anhängen und durch Ausartungen schaden. Wir müssen es machen, wie Moses mit seinem aus der ägyptischen Sklaverei befreiten Judentum: während wir das ältere nicht mehr zu bekehrende Geschlecht aussterben lassen, müssen

wir uns desto mehr mit dem nachwachsenden Geschlechte befassen, um es in unsere Kreise zu ziehen und zur festen Grundlage unseres Werkes zu machen.

Dieser Grundsatz hat uns von Anfang an geleitet, als wir hieher kamen, und du kannst, wenn du die von uns angefertigte Uebersicht über die Bevölkerung deines Fürstenthums einsiehst, genau erkennen, auf welcher Stufe des Fortschrittes wir mit unserm Werke im gegenwärtigen Zeitpunkt stehen.“

Bei diesen Worten wurde dem Fürsten die angekündigte Uebersicht eingehändigt. Die Freiländer und ihre Anhänger — wohl zum grössten Theile in der Hauptstadt wohnend, übrigens im ganzen Fürstenthume zerstreut — hatten dadurch, dass sie sich so genau mit dem Volke bekannt machten und in allen Ständen und Schichten zu Hause waren, Gelegenheit, Jeder in seinem Bereiche eine Art Volkszählung oder Volksbeschreibung zu machen, die einen richtigen Ueberblick über den Bildungszustand der betreffenden Gruppe gewähren konnte. Man ersah daraus, wie Viele von der Bevölkerung als durchaus unbildsam und dem freien Geiste unzugänglich zu betrachten seien, weiters, wie Viele mit Erfolg zum freien Geiste neubekehrt wurden oder schon von selber bekehrt waren und dann den Nachweis, inwieweit man bisher auf die Jugend zu wirken im Stande gewesen war. — Diese unter Beihilfe aller Eingeweihten im Laufe der Zeit verfasste Uebersicht hatte man dem Fürsten zum Durchsehen vorgewiesen.

Aus dieser ersah er zwar ohneweiters, wie viel für die Verbreitung des neuen freien Geistes — besonders unter der jüngeren Bevölkerung — bereits geschehen war; er sah aber auch, welches Uebergewicht an Zahl noch die Partei der älteren und nicht dem Fortschritte zugänglichen Leute im Fürstenthum hatte.

Der Freiländer nahm wieder das Wort.

„Bevor wir es nicht dahin gebracht haben,“ sprach er, „dass bei einer allgemeinen Abstimmung, die ganz frei sein muss, die Mehrzahl sich offen für uns erklärt, ist von der wirklichen Einführung des freien Geistes in deinem Staate keine Rede. Wie unangenehm dies für uns und besonders für dich, edler Fürst, sein mag, so dürfen wir uns dadurch nicht abschrecken lassen und aus Mangel an Geduld den Fehler begehen, dass wir der entgegenstehenden Menge zum Trotz und gleichsam mit Gewalt etwas Allgemeingiltiges einführen

wollten. Wir würden dadurch gerade gegen das erste Gesetz der Freiheit uns vergehen. — Die Freiheit hat wenige aber strenge Gesetze. Ihr erstes und alle übrigen umfassendes Gesetz aber ist: „Der freie Bürger ist durch nichts gebunden als durch seiner Mitbürger gleichwürdige Rechte.“ — Eben gegen dieses erste Gesetz, die Berücksichtigung der gleichwürdigen Rechte der Mitbürger, würden wir verstossen und damit das Ungeheimte thun: die Freiheit mit Gewalt einführen zu wollen!

Die Menschengesellschaft überhaupt hat wie alles Lebende ihre gewissen Gesetze, gegen die auch die höchste Staatsgewalt nicht vorgehen darf, will sie nicht bei Seite geschleudert werden und . . . das Beachten dieser „Naturgesetze der menschlichen Gesellschaft“ von Seiten der Staatsleitung bildet eben die staatliche Freiheit.

Der Staat im Allgemeinen gleicht einem Kreis oder Ring, der eine Anzahl Menschen zu einer festen Gemeinschaft umschliesst. Innerhalb des Ringes können die Einzelnen ziemlich frei sich bewegen — je nach der Beschaffenheit der hier befindlichen Gesellschaft nämlich — nicht aber, wenn sie sich nach aussen bewegen und also den umschliessenden Ring selbst von der Stelle bringen wollen. Da kann Keiner, auch der Stärkste, etwas ausrichten, wenn er nicht im Sinne des allgemeinen Willens und Dranges mitwirkt; er wird sonst überwältigt.

Wie geschieht nun die Bewegung des Ringes? —

Ja, wenn es gelänge, dass die in ihm Vereinigten sich kurz mit einander verständigten über die gemeinsam einzuschlagende Richtung, so wäre dies das Einfachste und Kürzeste. Der Ring würde sofort und geradezu sein bestimmtes Ziel erreichen. Es ist dies das Bild des vollkommenen Staates, das völlige Uebereinstimmen von Staat und Gesellschaft.

In der Wirklichkeit — ausser unserm Freiland — gibt es nirgends ein solches schön zusammenstimmendes Uebereinkommen einer Menschengesellschaft über die einzuschlagende Richtung. Da will der Eine hier, der Andere da hinaus nach seinem besonderen Ziel, ohne den Willen der Uebrigen zu beachten. Es entsteht ein Drängen und Schieben, ein Welteifer und Kämpfen der Einzelnen, ein „Kampf Aller mit Allen“ gleichsam.

Welche Richtung wird dabei die ganze Gemeinschaft einschlagen?

Einfach diejenige, in der die grösste Kraftäusserung und der geringste Widerstand besteht von Seite der Einzelnen.

Nehmen wir an, die Vorwärtstrebenden im Ringe seien jene Hochgebildeten, jene Klugen und Gerechten, deren Sinn und Richtung ganz mit dem Gedankenbild des vollkommenen Staates übereinstimmt, die Rückwärts drängenden hingegen Diejenigen, welche den Staat auf einer früher innegehabten Stufe, die gerade ihnen allein behagt, zurückbehalten möchten, so ist klar, dass diese Beiden für sich noch keine Abweichung von der mittleren Richtung zuwebringen, sondern überhaupt nur die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Vorwärtkommens nach dem Ziel beeinflussen.

Die Abweichung von der rechten Richtung bringen erst die Seitwärtsstrebenden hervor, d. i. die den Staat in eine fremde, ausser seiner Bestimmung gelegene Richtung, die nur ihnen allein behagt, bringen möchten.

Sind ihrer viele Vorwärtstrebende und wenige von den Uebrigen, so wird die Gemeinschaft ebensowol wie im Falle der kurzen allgemeinen Verständigung das natürliche Ziel erreichen, nur um etwas langsamer. Dies ist das Bild des Staates, wie er in Wirklichkeit besteht, des sich gesund entwickelnden nämlich. Er geht, obwol langsam, doch unaufgehalten vorwärts.

Etwas anderes ist es, wenn die einen Seitwärtsstrebenden über die entgegengesetzten die Ueberhand erlangen.

Die jetzigen Hauptparteien sind z. B. einerseits die mächtigen Geldherren und Grossbesitzer, anderseits die gedrückten mittellosen Arbeiter. Bringen wir sie in den Rahmen unseres Staats- und Gesellschaftsbildes. Nehmen wir an, die Rechtsdränger — d. i. die Geldherren und Grossbesitzer — hätten über die Linken — d. i. die besitzlosen Arbeiter — eine gewisse Macht der Einschüchterung zur Verfügung, wodurch sie diese ihre Gegner veranlassen könnten, auf die eigene Bewegung nach aussen zu verzichten und nur auf sich selbst beschränkt in der Gemeinschaft sich unthätig zu verhalten. Was würde da geschehen?

Der ganze verbundene Knäuel würde zwar vorwärts, aber auf diejenige Seite zu streben, wo sich die mächtigen Rechtsdränger ihr Ziel erwählt (die Geldherrschaft).

Das kann aber nicht lange so bleiben. Die Linken, durch ihr gezwungenes Unthätigsein im Staate nicht nur von ihrer eigenen, sondern auch von der mittleren wahren Richtung abgedrängt, müssten mehr und mehr Unbehaglichkeit und Unlust verspüren, in dieser fremden Richtung fortgezogen zu werden; sie würden sich endlich ermannen und mit doppelter Anstrengung auf ihr eigenes Ziel (die Gütergemeinschaft) zurückdrängen, wobei ihnen auf eine zeitlang sogar die Vor- und Rückwärtsdränger helfen würden, da ja auch sie aus der Bahn gelenkt wurden.

Der Knäuel wird nun, nachdem die Beiden miteinander gekämpft haben, wieder der jeweilig stärkern Kraft und minderm Widerstand nachgehend dem linksliegenden Ziele zustürmen, aber auch in dieser Richtung nicht verharren, sondern noch mehrfach auf diese pendelartige Weise hin- und herschwingend nur äusserst langsam und in einem Zickzackwege nach dem wahren — dem mittleren — Ziele gelangen.

Es ist das Bild des gleichsam **kranken** Staates, der in unruhiger, gestörter Entwicklung nur mittels gewaltsamer Umwälzungen, also durch Revolutionen hindurch, äusserst langsam vorwärts kommt. Langsamer wenigstens, als die früheren Arten, da bei der jedesmaligen Umwälzung ein allseitiger Verlust an Kraft stattfindet. Und in Wahrheit ist durch alle gewaltsamen Umstürze nach lange angestauten Missbräuchen noch selten etwas dauernd-Gutes herausgekommen. Das Genesen von einer schweren Krankheit ist allerdings eine schöne Sache; aber um wie vielmal besser ist das sich Hüthen und gar nicht Krankwerden! Der auch völlig Genesene ist doch unzweifelhaft schwächer als er ohne die überstandene Krankheit sein würde.

Hiebei erkennen wir unsere Aufgabe: es durch sachtcs, nicht gewalthätig vorgreifendes Einwirken auf die Gesellschaft dahinzu- bringen, dass anstatt des gewaltsamen Umsturzes eine langsame heilbringende Entwicklung mit möglichst gleichförmiger Gestaltung der Gesellschaft zu Stande komme.

Wir dürfen durchaus nicht etwa die Arbeiter veranlassen, dass sie das angehäuften Besitzthum in Beschlag nehmen, um darauf eine neue Vertheilung vorzunehmen. Die Arbeiter sind ja nicht die Alleinigen im Staat und die Besitzer, in ihrer bisher als gerecht angesehenen Sache, würden sich gewiss mit aller zu Gebot stehenden

Macht zu wehren suchen; im gegenseitigen Kampfe würden Kraft und Wohlstand vernichtet und das neueingeführte verfrühte Gesetz würde von den vielen damit nicht Einverständenen umgangen und missachtet werden.

Nicht durch Gewalt, durch Klugheit ist hier zu bessern.

Wir selbst haben, seit wir in deinem Fürstenthum leben, schon einiges in dieser Hinsicht angebahnt und ausgeführt.

Wir haben einzelne Grossbesitzer und Unternehmer, die zugleich kluge und gute Menschen sind, dazu bewogen, dass sie freiwillig den Arbeitern Gewinnstheile gaben oder auf andere Weise ihrer Noth in menschenfreundlich-gerechter Weise sich annahmen. Sie begriffen, dass auf diese Weise beide Theile zugleich gewinnen. Die Arbeiter, nicht mehr dem Elend preisgegeben und durch die Hoffnung auf jeden kleinsten Gewinnstheil angespornt, arbeiteten alsdann lieber und besser, und der Arbeitgeber hatte keine den Gang der Geschäfte störende Stockung, Empörung und Umwälzung zu besorgen.

Wir haben anderseits zur Errichtung der auf Selbsthilfe beruhenden Arbeiter-Genossenschaften thätig mitgewirkt und dadurch aus hilflosen Unzufriedenen viele Zufriedene und Glückliche gemacht. Nicht nur Genossenschaften zum Behuf der billigen Herbeischaffung und Vertheilung der Lebensmittel, Rohstoffe und Werkzeuge, sondern auch genossenschaftliche Gross-Unternehmungen sind auf diese Art aus kleinen Anfängen und mittels klug-allmäliger Erweiterung geschaffen worden.

Weiters haben wir, was in unsern Kräften stand, wie überhaupt für die Hebung der Bildung in den untern Klassen, so besonders für die gleichmässig gute Erziehung der Arbeiterkinder und der Waisen gesorgt, damit das nunmehr heranwachsende Geschlecht sich noch viel mehr lebensklug benehmen möge als das jetzige.

Nicht auf ein einziges Gewerbe, Handwerk oder Fach muss der künftige Arbeiter beschränkt sein, sondern er muss, wenn das seinige im Laufe der Zeit ins Abkommen geräth, umzusatteln, d. i. in kurzer Zeit zu einem erträglicheren, zukunfthabenden überzugehen im Stande sein.

In diesem Sinne haben wir die Entwicklung des Arbeiterwesens bisher geleitet. Wir mussten aber noch auf andere Art für unsere Zwecke thätig sein. Der Mensch ist nicht Wirthschafter allein. Ist er einmal über die Lebenssorgen hinaus, so verlangt er seinen eigentlichen

Genuss des Lebens und da hängt es eben vom Bildungsgrade jedes Einzelnen ab, zu was für Lebensgenüssen er besonders hiuneigt. Der rohe, ungebildete Mensch wirft sich mehr auf die halbthierischen, heftigerregenden und aufreibenden Vergnügungen, der feingebildete mehr auf die eigentlich menschlichen — die geistigen nämlich — die dauerndsten von allen. Unsere Förderung der allgemeinen Erziehung und Bildungsverbreitung musste daher auch in dieser Beziehung gute Früchte bringen und zur Verbreitung des geselligen Anstandes — der guten Sitte — auch in den untern Klassen viel beitragen.

Ausser diesem allen haben wir einen heftigen aber geheimen oder versteckten Kampf auszufechten gehabt mit dem im Bereiche des Geistes herrschenden Priesterthum. Die Priester hatten der Jugend, den Vertretern des künftigen Geschlechtes, mit der Gewalt, die sie innehatten, das selbständige Denken abgewöhnen wollen. Mit den gräulichen Jehovahmärchen der alten Juden, mit den labyrinthischen Spitzfindigkeiten des ausgearteten Christenthums, mit der Schilderung der Höllenstrafen für die freidenkenden Ungläubigen und der Himmels- wonne für die demüthig aller Geistesfreiheit sich abthuenden („Schäflein“ genannten!) Gläubigen und viel anderem dergleichen krankem Zeug hatten sie die Gehirne der frischen Jungen umnebeln und befangen wollen, damit sie selber — die Profeten ihres ewig grollenden Gottes — auch fürderhin freie Hand hätten, über die Seelen der Gemeinde zu herrschen. Da waren wir ihnen aber gleich überall hinterdrein. — List gegen Gewalt! — Ohne den Jungen etwas aufzudringen, haben wir ihnen blos die Selbständigkeit des Geistes gerettet. Sie machten insgesamt längstens beim Antreten des Jünglingsalters ihren Uebergang aus der ketzerfahndenden oder geistermordenden Kirche zur Denkfreiheit oder Freigeisterei, indem sie — vielleicht mit alleinigem Beibehalt des reinen Gottesgedankens und Unsterblichkeitsglaubens — allen übrigen aufgedrungenen Wust von sich warfen und nun durch keine priesterlich-salbungsvolle Predigt und kein afterchristliches Verdammnisherabbeschwören mehr sich irre machen lassen.

Da gesellten wir uns ihnen wieder zu und, wie wir vorher behilflich waren, das alte Glaubensgebäude in ihnen umzustürzen, so halfen wir ihnen nun ein neues besseres aufzuführen. Wir zeigten ihnen die Grösse und Macht der allesumfassenden, untheilbaren und

unfehlbaren Natur, die — möge sie denn im Anfang wirklich durch einen Gott geschaffen sein, wenigstens von da an ganz ungestört und unaufgehalten ihre weiteren Wege verfolgt hat — ~~ein ewig fortschreitendes Werden immer höherer Lebensformen~~, das im Laufe der verfügbaren undenklichen Zeiträume denn auch einmal bei der Bildung des Menschen anlangen musste, dem ersten Wesen, das ein eigenes selbstbewusstes Freiheitsstreben erlangt hatte. Wir zeigten ihnen die Grösse und Macht dieses geistig vorwärtsschreitenden Menschengeschlechtes, wie — aus welch niedrigem Ursprung entstanden! — es die sichere Gewähr habe, im Laufe der kommenden Zeiten noch unabsehbar weiter und immer weiter zu kommen und dass es die edelste und gleichsam einzige Bestimmung des Menschen sei, in diese Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes thätig mit einzugreifen. Wie es dann gleichgiltig sei — haben wir diese unsere Bestimmung erkannt und erfüllt — ob es einen Gott und eine Unsterblichkeit überhaupt gäbe: wir hätten ja, und aufs beste, „das Unsrige gethan“.

Drei grosse Geschenke habe die Gottheit — oder die Natur, wie man will — uns gegeben, die uns die Erfüllung unserer Bestimmung ermöglichen und durch die wir uns zugleich die höchsten, reinsten Genüsse auf Erden bereiten können: die sind **Wissbegierde**, **Lebensklugheit** und **Schönheitsinn**. Durch das erste, die Wissbegier, gelangten wir dazu, alles uns Umgebende — vom Staubkorn bis zum Sternennebel — zu erforschen und ergrübeln, durch das zweite, die Lebensklugheit verschafften wir uns die erspriessliche Stellung in der menschlichen Gesellschaft und durch das dritte Geschenk, den Schönheitsinn — alle Unebenheiten und Unvollkommenheiten der Wirklichkeit geistig ausgleichend — zauberten wir uns in Ausübung der schönen Künste den Himmel auf die Erde herab, ja wir Freigeister gelängen durch denselben auf anderm Wege wie der Gläubige zu demselben Ziele: zum Schön-handeln oder zur Tugend.

Ausgestattet mit diesen Grundlagen eines neuen Glaubens — des Glaubens: **an die Natur** — **an die Menschheit** — und **an sich selbst** — brauchen unsere Bekehrten nicht mehr zu zweifeln (wie es so viele nur halbentwickelte Freigeister thun) und wir haben unser Werk, das Entreissen der jungen Geister aus den Klauen der Priestererziehung vollbracht.

Obwol wir seit unserm Hiersein beständig in diesem Sinne

thätig waren, ist doch noch immer nicht der rechte Zeitpunkt für uns erschienen zum öffentlichen Auftreten. Noch sind nicht alle auf unsere Seite Herübergezogenen zur eigenen Selbständigkeit im bürgerlichen Leben gelangt, noch haben wir nicht die im öffentlichen Leben entscheidende Mehrzahl für uns. Und die müssen wir haben, um eine förmliche und mit öffentlicher Anerkennung einhergehende Gesellschaftsverbesserung durchzuführen.

Ueberdies, trotz aller dieser Vorarbeiten, würde das Werk doch nicht so bald die rechte Festigkeit haben, wenn wir nicht etwas Eigenes für uns **aus dem Reinen** aufführten; das ist eben unsere beabsichtigte Gründung der ersten freien Gemeinde. In der Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, bestehen noch so viele eingelebte Formen aus älterer Zeit — von denen auch die Besten sich nicht völlig losmachen können — und so würde eine erste freie Gemeinde aus diesem alten Stoff errichtet keineswegs ein gutes Vorbild abgeben können. Ein solches Vorbild — ein gutes Beispiel — ist uns unbedingt nöthig: mit den schönsten und besten Lehren allein wird man kaum Einen unter Hunderten zu einer Lebensänderung bewegen; durch ein gutes Beispiel aber reisst man sie gleich Alle auf einmal mit fort.

Darum halten wir längst unsern eigenthümlich eingerichteten Kindergarten. Der wird uns den Stamm und Kern der freien Bürger für die Gemeinde liefern.

Da du Fürst und Freiheitsfreund gewiss nicht, die Freiheit mit Gewalt einzuführen im Sinne haben wirst, so empfehle ich deinem rastlos strebenden Geiste den Zügel der Geduld, um zufrieden einstweilen mit unansehnlichen alltäglichen Erfolgen das Werk denn endlich — langsam aber sicher! — der Reife entgegengehen zu sehen.

Erwarte den Zeitpunkt, wann wir eine Volksbeschreibung aus deinem Fürstenthum dir vorzeigen können, woraus du ersiehst, dass wir bereits die Mehrzahl für uns gewonnen haben. Dann werden wir offen auftreten und dein ganzes Fürstenthum wird frei werden. Unterdessen darf nur auf Grund der bisher zu Recht bestehenden Gesetze vorgegangen werden. Da du einen grossen Theil deines Vermögens dem künftigen freien Staat widmen willst, geben auch wir, wie längst verabredet, unsere verfügbaren Ersparnisse zusammen, um uns in dem gewissen von uns ausersehenen Landstrich ein grosses

zusammenhängendes Grundeigenthum zu erwerben. Auf diesem unserm Eigenthum können wir auch schon jetzt ohne Verletzung der Gesetze und ungestört einige unserer Einrichtungen in Gang bringen und, da die Hauptstadt deines Landes nicht gerade am geeignetsten Punkte gelagert ist, so mag unser besser gelegener Landstrich dereinst den Kern abgeben zu der künftigen Hauptstadt des ersten freien Staates.“

Dies zu hören war dem Fürsten erfreulich. Man machte ihm zugleich durch Vorzeigen der betreffenden Karten und Pläne das Gesagte begreiflich. Es gab wirklich im Fürstenthume einen Strich Landes, der alle Eigenschaften für die Anlage einer künftigen Hauptstadt an sich hatte und der Fürst war alsbald mit der Erwerbung dieses Landstriches einverstanden. Besonders leicht gemacht war diese Erwerbung dadurch, dass derselbe — weil abseits von der Hauptstadt — noch nicht, wie er wol konnte, ausgenützt, ja noch nicht einmal überall gehörig bekannt war. Freilich war aber, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu vermehren und um Verkehrswege zu eröffnen, der Bau eines Kanales nöthig.

Nach hinreichender Berathung und Abmachung dieser Angelegenheit und nachdem man den Zeitpunkt der nächsten allgemeinen Zusammenkunft festgestellt hatte, schied man auseinander.

15.

(Einführung der Meinungsfreiheit.)

Alles in der ersten Versammlung Beschlossene wurde in rascher Folge klüglich ausgeführt und so war die Freiländer-Gesellschaft denn bald — nach Abwicklung aller Einzelankäufe — in den Besitz des gewünschten Landstriches gekommen.

Er lag breit ausgedehnt zu beiden Seiten eines seichten Flusses — der später zum schiffbaren Kanale werden sollte — aus Hügelland und Ebene gemischt und an und für sich wenig fruchtbar, aber bei sorgfältiger Pflege und Bebauung recht wol der Verbesserung fähig.

Das Gelände wurde dem Plane gemäss eingetheilt — der Kinder- und Lehrgarten in der hügeligen Mittellandschaft, die Häuser und Gehöfte in der ebenen Gegend rundum, die Gärten und Felder darüber hinaus bis an die Grenze — und nun zur vorbereitenden Ausführung geschritten. Man machte es wie sonst in Amerika und

Australien bei der Neuanlage von Städten: die ausgesteckten Strassen sind das Erste und Einzige, was von der künftigen Stadt vorläufig vorhanden ist, die Häuser fehlen noch und sind einstweilen durch blosse Hütten und andere Nothbauten vertreten. Im Plane freilich ist alles so dargestellt, als es erst nach vielen Jahren der Arbeit und Entwicklung aussehen kann.

Vor allem Uebrigen ausgeführt und eingerichtet ward der neue grosse Kindergarten und sofort mit auserlesenen Waisenkindern aus aller Herren Länder, mit den Kindern der Ausgewanderten und deren Anhänger, übrigens durch die Uebersiedlung der Kinder aus dem schon bestehenden aber zu beschränkt gewordenen Kindergarten der Stadt bevölkert und unterhalten.

Im Uebrigen ward auf der bisher eingehaltenen Bahn rüstig fortgeschritten. Durch öffentliche Vorträge und Schaustellungen ward auf den noch bildsamen Theil der Bevölkerung fleissig eingewirkt, durch vertraulichen Verkehr mit der Jugend bildete man sich immer mehr und mehr treue Anhänger und durch Ansammlung wohl-ausgebildeter Kinder im neuerrichteten Kindergarten verschaffte man sich einen gediegenen Kern von freierzogenen und also zum künftigen Ausbau des Werkes tauglichen jungen Mitarbeitern

Durch solch ein langsam stetiges Vorwärtsschreiten traf endlich der Zeitpunkt ein, wann man weitere Unternehmungen, verbunden mit öffentlichen Kundgebungen, wagen konnte.

Das Land war vom Fürsten mittels einer treu eingehaltenen Verfassung regiert. Es konnte kein Gesetz gemacht werden, ohne dass nicht die Volksvertretung mitgewirkt hätte. Jedem Vertreter — ja, auf Umwegen sogar jedem einzelnen Bürger — war Gelegenheit gegeben, den Vorschlag zu neuen Gesetzen zu machen und sich dabei gegen gemachte Einwendungen zu vertheidigen, worauf darüber abgestimmt und das vorgeschlagene Gesetz unter gewissen Förmlichkeiten entweder angenommen oder verworfen wurde.

Die Gesellschaft der Freiheitsfreunde war nun übereingekommen, den Vorschlag eines Gesetzes einzubringen, der nichts weniger bezweckte, als die Einführung der vollen Meinungs- oder Glaubensfreiheit. Nicht nur Jeder sollte was immer für Glaubensbekenntnisse oder Kirche angehören und seine Kinder in was immer für Glauben unterrichten und erziehen können, sondern — und das war die Hauptsache — man sollte ungescheut erklären können, dass man gar

keinem der gang und gäben Glaubensbekenntnisse angehören oder geradezu für einen Freigeist gelten wolle und es sollte gesetzlich erlaubt sein, die Kinder, so lange sie unmündig sind, von jederlei Glaubensunterricht und Glaubenszwang zu verschonen, zu dem Zwecke, damit sie bei erlangter Reife sich den zusagenden Glauben ganz unbefangen von selbst zu wählen fähig seien.

Diese Gesetzesvorlage erregte einen heftigen Sturm der älteren Volksvertreter und der gleichgesinnten älteren Bürgerschaft, die die Einführung eines solchen Gesetzes für derart gefährlich hielten, dass sie nichts weniger als den Umsturz alles Bestehenden, das Aufhören aller Sittlichkeit, das Hereinbrechen völliger Gesetzlosigkeit davon fürchteten. Sie, in ihr altväterisches Wesen eingelebt und für das Neue ohne Sinn, hatten keinen Begriff davon, wie weit der Abfall vom altväterischen Glauben zu ihrer Zeit schon auch im niederen Volke verbreitet war und wie lange man schon halb und halb in dem neuen Wesen fortgelebt hatte, ohne dass die von ihnen befürchteten Folgen eingetreten wären.

Um dies zu zeigen, diente wieder die von den Freiländern zusammengestellte Uebersicht über die gesammte Bevölkerung des Fürstenthums, besonders aber der Hauptstadt. Daraus war deutlich die geringe Zahl Derjenigen zu ersehen, die noch aufrichtig und redlich an den alten Glaubenssätzen festhielten, dann die ansehnliche Zahl der Lauen oder Derjenigen, die weder dem alten Glauben noch dem Freigeiste angehörten, weil sie in ihrer Denkträgheit noch nicht zur Entscheidung gekommen waren und endlich die das Häuflein der Glaubensstreuen weit überschreitende Zahl der wirklichen Freigeister. Auffallend erhellte aus der Darstellung, wie die Klasse der wahrhaft Gebildeten fast durchaus dem Freigeiste zugethan war und wie die Jugend — gemäss dem ihr eigenen Streben nach vorwärts und in Folge der Einwirkung der Freiheitsfreunde — sich entschieden der neuen Richtung zuneigte.

Eine Einwendung gegen die Zusammenstellung war nicht statthaft, denn sie war gewissenhaft-genau verfasst und bei den beiden entgegengesetzten Parteien der entschiedenen Kirchengläubigen und der entschiedenen Freigeister sogar die Namen der Anhänger angegeben, welche aufgerufen sich ohneweiters zu der ihnen zugeschriebenen Partei auch öffentlich bekannten Ja, als dies entschiedene Uebergewicht

der Freigeister über die Strenggläubigen auf diese Weise so klar an den Tag gekommen, traten erst noch Viele von den im Verzeichnis nicht namentlich aufgeführten Lauen nunmehr öffentlich zur Partei der Freigeister über und man sah allgemein ein, es handelte sich nur mehr darum, ein Verhältnis, welches schon lange in der That bestanden hatte, nunmehr auch öffentlich und gesetzlich anzuerkennen.

Schwer war es freilich, der Partei der Alten begreiflich zu machen, dass es sich nicht darum handle, den alten Glauben abzuschaffen und Jedermann zu zwingen, Freigeist zu werden, sondern darum, alle Parteien auf einmal zu befriedigen. Der Gläubige sollte ungehindert seinem Bekenntnis weiter nachleben können, aber auch Derjenige, der einen eigenen von den andern abweichenden Glauben sich ergrübelt habe, solle frei darnach leben können. Denn wenn auch das nicht gesetzlich erlaubt, was nutzt er der Partei der Gläubigen, wenn er bei ihnen bloß mitzählt, im Innern sich aber keineswegs als Einen der Ihrigen fühlt? Die Gläubigen sagen: es gibt nur Einen alleinseligmachenden Glauben und man muss dahin wirken, dass mit der Zeit alle Menschen diesen Glauben annehmen. Daraus folgt jedoch nicht, dass man andersgläubigen Menschen diesen für einzig berechtigt gehaltenen Glauben **aufzwingen** muss. Jeder Zwang bringt seinen gewissen Fluch mit sich und eine an sich gute Sache kann durch Zwang verächtlich oder wenigstens verdächtig werden. Sind alle verschiedenen Bekenntnisse gleich frei zugelassen, so muss das rechte, das allein seligmachende — wenn es ja ein solches geben muss — in dieser Freiheit binnen Kurzem das Uebergewicht über die andern erhalten. Unser unbefangener Geist wird uns schon darauf bringen, aus allen das rechte Bekenntnis herauszufinden; es wäre nur die einzige aber unsinnige Annahme möglich, dass uns ein so unvollkommener durchaus verkehrter Verstand verliehen wäre, dass wir bei der Wahl unter allen Bekenntnissen immer auf das unrechte und nie auf das rechte trafen.

Was endlich die Gefährlichkeit des freien Geistes betrifft, so ist zu bedenken, dass er in Wirklichkeit und ohne gesetzliche Berechtigung in diesem Staate bereits eine zeitlang bestanden hat, ohne dass er sich gefährlich gezeigt hätte und wobei die Ordnung und Ruhe gestört worden wäre. Und zudem: hat etwa die sogenannte christliche Religion, so mächtig sie eine lange Zeit hindurch war, für sich allein die Gesetzübertretungen hindern können?

Allen diesen Gründen die da vorgebracht wurden, war endlich nichts Vernünftiges mehr zu entgegnen und das vorgeschlagene Gesetz ward bei der Abstimmung mit einer entschiedenen Mehrheit angenommen.

Das Ergebniss von alledem für die Landschaft war: Das Priesterthum war von da an im Keime unterbunden und getödtet; es konnte — bei der erklärten Geistesfreiheit — keinen nachhaltigen Einfluss auf die Bildung der Jugend mehr ausüben, da demselben die thätigen Freiheitsfreunde — mit ihrem Verweis auf die eigene gesunde Vernunft eines Jeden — den Rang abliefen. Im Druck erschien jetzt ein Schriftwerk der Freiländer, betitelt: „**Freigeist-Predigten für Zweifelnde und Verzweifelte**“, eine klare überzeugende Darlegung des ganzen Wesens der Freigeisterei und der Freiheitsbestrebungen in Form gemeinverständlicher Reden oder Predigten. Nicht nur durch den Druck, sondern auch durch mündlichen Vortrag ward der Inhalt dieser Predigten überall unter den Bildungsfähigen verbreitet.

Folgerichtig war nun all und jede Religionsübung frei zugelassen; nur aber — um eben keiner was vorauszugeben — durfte dies mit keinen öffentlichen Aufzügen, Umgängen u. dgl. einhergehen, welche vielmehr ausschliesslich auf das betreffende Gotteshaus zu beschränken waren.

Jeder konnte in seinem Kreise lehren und predigen, was er wollte, wenn er nur Zuhörer und Gläubige dazu fand und wenn er in nichts gegen die Gesetze verstieß. Jeder konnte seine Kinder, getauft oder ungetauft, beschnitten oder nicht, in der Art erziehen lassen, die ihm die beste und vernünftigste schien.

Ein Strom frischen geistigen Lebens ging durch die ganze Bevölkerung, denn die letzte grosse Schranke der Geistesfreiheit — das Priesterthum — war gefallen.

Nun merkte man es wohl allgemein, dass die Freiheitverbreiter den ganzen bessern und frischern Theil der Bewohner für sich hatten und dass sie für die Zukunft ganz und gar des Erfolges sicher sein konnten.

16.

(Die freie Gemeinde.)

Jetzt war für die Freiheitsfreunde die langersehnte Zeit gekommen, dass sie öffentlich auftretend ihren Geist, ihr Wesen und ihre Weise unter allem Volk ungeschreit verbreiten konnten. Der frei-

sinnige Volks- und Jugendunterricht gelangte auf diese Art zu voller Blüthe. Ueberall gab es für sie etwas zu thun. Hie und da, wo man, das Wort Freiheit in ungehörigem Sinn nehmend, ausschreiten wollte, belehrend und mässigend, dort wo man noch keine Ahnung von der Sache hatte, aufklärend und wo die Alten sich unzufrieden und absprechend zeigten, vertheidigend und vorkämpfend, suchten sie im Ganzen diese Art von Uebergangszeit so ruhig als möglich in ein ordentliches Geleis hinüberzuleiten.

Das war auch die Zeit, in der sie Heinrichs Sammelwerk alles Wissens und Könnens in einem eigens bearbeiteten allgemein brauchbaren Auszuge im Druck herausgaben und es zu billigem Preis allerwärts verbreiteten. Dies Werk — nachdem einmal die alte hebräische Bibel sammt christlichem Anhang ihre Ehrwürdigkeit eingebüsst hatte — sollte von nun an als eine Art „Buch aller Bücher“, als **neue Bibel des Volkes**, dienen und in seiner Dreitheilung alle Geistes-thätigkeit umfassend jedem einfachen Menschen von Jugend an das ganze Leben hindurch ein beständiger Begleiter sein können

Alle menschliche Wissenschaft — vom Einfachsten aufsteigend und nur das Nothwendige berührend — war darin enthalten und Fächer, die sonst in einer so unzugänglichen Sprache behandelt zu werden pflegen, dass der einfache Mensch sich nie zu ihnen hinanwagt, alles das ist in einer so einfach-klaren, allverständlichen Sprache dargelegt, dass es eine Freude ist. Mittels der seither viel vervollkommnten Kunst des vervielfältigenden Bilderdruckes ist dem Werke auch überall die nöthige Bilderzugabe verliehen worden.

Ein weiteres Ergebnis der nunmehr gesetzlich erklärten Meinungs- und Glaubensfreiheit war, dass sich die Freiheitsfreunde auf dem erkaufte Landstrich nunmehr öffentlich als zu Recht bestehende Gesellschaft oder Gemeinschaft, als eine Art freier Gemeinde erklärten. Bald unterstanden sie sich auch, davon öffentlich zu sprechen, dass diese freie Gemeinde den Kern abgeben sollte für die nachmalige Hauptstadt des zu gründenden freien Staates.

Jetzt war auch der geeignete Zeitpunkt gekommen, um den alten Gottmann, den Allkünstler, und die übrigen ein ansehnliches Völklein ausmachenden Freiländer zusammt all ihren Schätzen — mehr werth als alle der übrigen Welt zusammengenommen — von der bedrängten Insel herüberzuholen, damit das Werk durch allgemeines gutgetheiltes Zusammenwirken rasch seinen Fortgang nehme.

Gottmann war der Meister des Lehrgartens, der genau nach seinem langbedachten herrlichen Plane ausgeführt wurde, sein Sohn, der Freund des Fürsten, war der Leiter des Stadtbaues. Von dieser Ringstadt war freilich keineswegs der ganze Umkreis — für viele Hunderttausende von Bewohnern berechnet — sondern vorläufig nur ein verhältnissmässig kleiner Abschnitt derselben eingetheilt und in Angriff genommen.

Man hatte ein allerliebstes Modell von der künftigen Stadt — mit ihrem grossen Lehrgarten in der Mitte — angefertigt, welches, alle Erhabenheiten und Vertiefungen der Landesgestaltung, alle Strassen, Häuser und sonstige Bauten, sowie auch den Pflanzenwuchs in seiner natürlichen Farbe nachahmend, ein recht klares Bild von dem Aussehen der anzulegenden Musterstadt bieten konnte. Nach diesem Modell wurden alle Arbeiten eingetheilt und vollführt.

Nun zogen sich auch fast alle übrigen Ausgesandten sammt ihren zahlreichen Anhängern auf ihr gemeinsam angekauftes und zum Voraus für die künftige Bestimmung eingetheiltes Land, errichteten sich an den bestimmten Baustellen entweder vorläufig blos Hütten und sonstige Nothbauten oder, wenn es thunlich, Gruppe für Gruppe, ein förmliches Haus oder Häuserviereck und lebten, ohne dabei ihre weitverzweigten, gewinnbringenden Unternehmungen ausseracht zu lassen, etwa in der Weise wie auf Freiland ihr einfaches, gar wenig Bedürfnisse kennendes Leben. Die von den Berufsarbeiten übrig bleibende Zeit wurde entweder im Kindergarten zugebracht, zumeist aber zu den Vorarbeiten für den künftigen Lehrgarten verwendet, der sich im Laufe mehrerer Jahre schon recht stattlich entwickelte.

17.

(Die freien Christen.)

Kurze Zeit nach der gesetzlichen Erklärung der Glaubensfreiheit ereignete es sich, dass in ähnlicher Weise, wie die ausgewanderten Freiländer, auch eine Anzahl von Christen, die dabei auch von der Freiheit ein recht gutes Verständnis hatten, einen ähnlichen Verein bildeten und sich sogar in der Nähe von dem Landstrich der Frei-

länder auf ähnliche Weise ansiedelten. Sie nannten sich insgesamt „freie Christen“ oder „Neu-Christianer“ und hatten eine sehr einfache Religion. Sie glaubten vorerst an einen persönlichen Gott — dem sie übrigens keine andere Verehrung widmeten als dass sie an ihn glaubten — und dann an Christus, der aber von ihnen nicht für Gott gehalten wurde, sondern für einen Menschen, für den Besten und Grössten der Menschen, der gelebt hat zum schönen Beispiel für die Uebrigen. Die Hauptsache, um die sich bei ihnen das Leben drehte, war, sich das schöne wirkungsreiche Leben dieses Christus immer gegenwärtig zu halten und demselben ernstlich nachzufolgen. Im Uebrigen glichen sie ganz den Freiländern; sie trieben die Wissenschaften und die Künste gerade wie diese und hatten überdies auch die Einfachheit des leiblichen Lebens mit ihnen gemein. Der Gründer und Leiter dieser freien Christengemeinde war ein geistig hochstehender, thatkräftiger Mann, der früher dem Priesterstande angehörig, sich von diesem und zugleich von dem Kirchenglauben los-sagend, sich ein neues geläutertes Christenthum auf eigne Faust gebildet hatte, welches er nach jener gesetzlich erklärten Glaubensfreiheit — und wohl auch schon vorher — öffentlich lehrte und damit eine Menge Anhänger gewann.

Vorerst schien es, als würde dem Werke der Freiländer dadurch Eintrag gethan, denn alle Diejenigen schlossen sich dem freien Christenthum an, die zwar zu den Gebildeten oder Bildungsfähigen zählend doch aber nicht jene Freiheit oder, wenn man will, Verwegenheit des Geistes hatten, den alten, so lang von allen abend-ländischen Völkern geglaubten Gott bei Seite zu schieben und ausser der Natur nur seiner eignen Geistes- und Willenskraft zu vertrauen, kurz sein eigenes Ich sich zum Mittelpunkt des Lebens und der Welt zu machen. Alle diese, noch nicht kühn genug im Geiste, um auf eignen Füßen in der grossen Welt dazustehen, fielen ihnen als eifrige Anhänger zu, worunter natürlich die grössere Zahl weiblichen Geschlechtes, die ganz besonders durch die schöne von dem Gründer des freien Christenthums nicht nur gelehrt und gepredigte, sondern auch im Leben ausgeübte Menschenliebe unwiderstehlich angezogen waren.

Das Wesen der freien Christen war sehr abweichend von dem der andern sogenannten Christen. Eine Kirche hatten sie nicht, sondern eigenthümlich genug vertrat deren Stelle bei ihnen ein grosses Schau-

spielhaus, wo vor allem das dichterisch verklärte Leben des Josua von Nazara in einer zusammenhängenden Reihe von Bühnenstücken mit liebender Hingabe und allem Aufwand an Kunst öffentlich aufgeführt ward. Diese edelste Art von Volksschauspiel war ihr Gottesdienst.

Die Wirkung, welche diese so mit Liebe und Kunst gegebene Darstellung auf die Gemüther der freien Christen ausüben musste, kann man sich leicht vorstellen. Wundergeschichten kommen in diesen Christus-Schauspielen nicht vor, sondern es geht alles natürlich und menschlich dabei zu. Um so klarer und begreiflicher werden sie dadurch, um so nachhaltiger wirken sie auf die bildungsfähigen Geister. Bei solcher Gelegenheit — bei der Aufführung solcher einfach-rührenden Handlungen — dringt der echte Geist des Christenthums, die reinste Menschenliebe, tief in die Gemüther der Zuhörer und Keiner ist da unter ihnen, der nicht bei solcher Gelegenheit den Entschluss fasste, solchem Beispiele des edlen Christus nachzuleben.

Die allgemeine Menschenliebe, die thätige und nicht bloß mündliche, ist es auch, welche diese freien Christen bei ihrem Betragen sogleich kenntlich macht unter den Uebrigen. Was sie sich untereinander oder für andere Menschen vernünftigerweise nur Liebes und Gutes thun können, das unterlassen sie gewiss nicht. Besonders liebenswürdig sind sie aber in ihrem Umgang mit Kindern, denen sie mit ausharrender Geduld eine musterhafte Erziehung geben.

Eine grosse Aufgabe, die sie sich überdies gesetzt haben und von der sie Alle begeistert sind, ist die, durch ihre reine Lehre und ihr gutes Beispiel dahin zu wirken, dass das entartete und unwahre Christenthum — in Gestalt der verschiedensten über die Erde verbreiteten Kirchen und Sekten — allmählig immer mehr ins Abkommen trete und dafür das freie neue Christenthum sich mehr und mehr unter den Menschen ausbreite, so dass endlich eine über die ganze Erde sich erstreckende „**Vereinigung aller Christen**“ dadurch zu Stande komme. Sie ziehen deshalb wol ebenso wie die bisherigen Missionäre nach allen Richtungen in die Welt hinaus, aber nicht so sehr, um „Bekehrungen“ vorzunehmen, sondern mehr um Diejenigen, dies schon längst aus eigener Ueberzeugung dem freien Christenthum zugethan sind, aufzusuchen und die „Vereinigung“ mit ihnen anzubahnen. Wie diese Vereinigung erst eine gewisse namhafte Zahl erreicht haben wird, wollen sie alsdann offen damit hervortreten.

Gegen die reinen Freigeister betragen sie sich nicht feindlich, sondern im Gegentheile mit einer ausgezeichneten Achtung und Anhänglichkeit und ihr Führer und Prediger empfiehlt ihnen dies Betragen mit den Worten: „Ehret und bewundert die echten Freigeister; denn diese thun das Gute und Edle — ohne dass sie an Gott glauben — aus sich selbst: weil es ihnen so gefällt, weil sie es für das Schöne halten. Ermeest, um wie viel verdienstvoller dies im Grunde ist, als das Gute nur um des Glaubens willen zu thun.“

Die Duldsamkeit überhaupt ward ihnen mit den Worten gelehrt:

„Waren unsere blindgläubigen Vorfahren“ — so spricht ihr Prediger — „derart verblindet gewesen, dass sie die braven Männer, welche zufolge selbständigen Denkens ihre eigene vom Herkömmlichen abweichende Lebens- und Weltanschauung sich errungen hatten, lieblos mit dem Ketzernamen belegten, sie quälten und folterten und — sofern jene Starkgeistigen es ablehnten, Heuchler zu werden — endlich gar lebendig verbrannten, so müssen wir freie Gläubige, zu besserer Einsicht gelangt, jeden durch selbständiges Forschen und Grübeln errungenen Glauben, sobald er uns aufrichtig gutgemeint mitgetheilt wird, insolange duldsam gelten lassen, bis wir ihn nicht etwa durch Vernunftgründe widerlegen können. Jede andere Art, gegen einen fremden Glauben anzukämpfen, ist nur ein Rest jenes berüchtigten Scheiterhaufens der Unduldsamkeit und dem wahren Christenthume durchaus fremd.“

Daher kam es, dass die beiden gleichsam entgegengesetzten Parteien der freien Gläubigen und der Freigeister nicht, wie es im Anfang den Anschein hatte, sich feindlich einander gegenüberstanden; sondern es war bald das glücklichste Einvernehmen unter ihnen angebahnt. Die Freigeister besuchten den Bezirk der freien Christen um des liebenswürdigen Betragens willen, das Diese ihnen angedeihen liessen und, um der Aufführung der anziehenden Christus-Schauspiele oder dem geistreichen Vortrag des Predigers beizuwohnen; die freien Christen wieder besuchten den im Entstehen begriffenen Lehrgarten der Freigeister, um an deren Kunstarbeiten sich zu ergötzen, besonders aber, um den zu voller Blüthe gediehenen Kindergarten und die dort angewendete Erziehung kennen zu lernen.

So kam es, dass sie endlich ganz vertraut mit einander wurden und sich untereinander wol auch ehelich verbanden — zumeist eine

Christin mit einem Freidenker-Mann, mitunter auch umgekehrt — und dass sie auf diese Art endlich ganz zu einem Volke verschmolzen, worin die beiderseitigen guten Eigenschaften aufs Schönste miteinander vertreten und verbunden waren. Ihre Ausgesandten aber, welche die „Vereinigung aller Christen“ sich zur Aufgabe gemacht hatten und deshalb in aller Welt herumreisten, waren durch eben diesen Weltverkehr dahin gekommen, dass sie ihr Glaubensbekenntnis immer weiter und allgemein zugänglicher fassten und dass sie zuletzt anstatt „freie Christen“ nur überhaupt „freie Gläubige“ sich nannten und nunmehr auch alle gleichgesinnten Hebräer, Muhammedaner, Inder u. dgl. in den Kreis ihrer weltumfassenden Gemeinschaft aufnahmen.

18.

(Die Freistadt.)

Während der grosse Lehrgarten wie eine Völkerquelle immer neue und frische für die Freiheit gebildete junge Männer und Mädchen entliess, die sich in dem Bezirk der künftigen Stadt ansiedelten und auch die Zahl der auf sonstige Weise gewonnenen Anhänger immer mehr zunahm, dann durch das Herüberkommen der Freiländer und nach dem Eintreten auch der freien Christen oder freien Gläubigen in den Verein der freien Gemeinde fügte es sich im Laufe der Zeit, dass an der Stelle der Hütten und Nothbauten mehr und mehr grössere Wohnhäuser oder Häuservierecke und dann an der Stelle der einfachen Werkstätten nach und nach förmlich weitausgedehnte Fabriken gebaut werden konnten — je an den vorbehaltenen Stellen — und dass sich so allmähig eine grossartig angelegte zusammenhängende Stadt heranbildete, die man eingedenk ihrer Bestimmung mit dem Namen „Freistadt“ bedachte.

Im Anfang hatte diese „Freistadt“ freilich noch wenig stadtmässiges Aussehen. Die Stelle der Häuser war hie und da noch langhin durch Hütten, Blockhäuser, Baraken u. dgl. vertreten, die eben nur zur Nachtherberge auszureichen brauchten. Erst sowie man sich durch fortgesetzt emsige Thätigkeit einen Schatz an Rohstoff, Vorrath von Werkzeug und von Lebensmitteln und was sonst noch Noth that, erwirtschaftet hatte, konnte man — Gruppe für Gruppe — darangehen, sich grosse, zweckmässig eingerichtete Wohnhäuser

aufzubauen, die dann erst, sowie ihre Zahl mit der Zeit sich wachsend vermehrt hatte, dem Ganzen das rechte stadtmässige Aussehen verliehen.

(Im Gemeinschaftswesen von jeher eingelebt, wurden von ihnen alle Unternehmungen, von der Errichtung der Hütten und der Werkstätten an bis zum Fabriken- und Häuserbau, dem Handel und der Landwirthschaft gemeinschaftsgemäss betrieben.) Sobald ein vorgeschlagenes Unternehmen gewinn- und nutzbringend zu werden versprach, handelte es sich, um selbes in Gang zu bringen, blos mehr um die hinreichende Theilnehmerzahl, um die Ernennung des Leiters und um die Eintheilung der Arbeit. Zum Leiter des Ganzen wurde gewöhnlich über Vorschlag der Fachgenossen der Urheber, d. i. der Hersteller des Planes und Vorschlags, ernannt, sowie die übrigen Leiter der einzelnen Zweige auf gleiche Weise von den Fachgenossen vorgeschlagen und von der gesammten Mitgliederschaft oder betreffenden Zweigabtheilung dazu ernannt wurden.

Die Theilung der Arbeit geschah natürlich in der Art, dass wo möglich Jeder nach seiner Fähigkeit und Neigung dahin gestellt ward, wo er fürs Ganze am erspriesslichsten werden konnte. Dabei zerfielen die arbeitenden Theilnehmer in mehrere Klassen. Sie verschafften sich entweder ihren leiblichen Unterhalt selbst und widmeten nur ihre halbe Zeit dem Unternehmen oder sie bekamen ihren Unterhalt aus dem Unternehmen und widmeten ihre ganze Zeit demselben. Für diese Ganz- oder Vollarbeiter musste es nun eben so viel Theilnehmer geben, die Denselben den Lebensunterhalt lieferten. Diese gleichsam ferneren oder auswärtigen Theilnehmer erarbeiteten sich in der grossen Landwirthschaft oder wo sonst gerade die Gelegenheit war, nicht nur für sich selbst, sondern auch für jene „Vollarbeiter“ den Lebensunterhalt. Berechtigung und Anspruch hatten sie alle drei gleich — die Halb-Arbeiter, die Voll-Arbeiter und die auswärtigen oder blossen Lebensmittelbeschaffer; — denn im Grunde arbeiteten sie ja Alle gleicherweise: das Doppelte vom Gewöhnlichen.

Andere wieder — besonders die älteren Bürger — nahmen am Unternehmen dadurch Theil, dass sie einen Schatz von Münze oder Werthsachen vorstreckten zur Anschaffung von Rohstoffen, Maschinen u. dgl. So kam es manchmal vor, dass etwa die Schauspieler oder die Sänger, wenn sie von einer gewinnreich ausgefallenen Kunstreise

zurückkehrten, mit ihren namhaften Beiträgen ein solches Unternehmen erst recht in Gang brachten. Diese weitere Art der Theilnehmer, welche also den Ertrag einer vorausgegangenen Ueber-Arbeit dem Unternehmen widmeten, genossen nach einem gewissen gerecht gepflogenen Ausmass ebenfalls seinerzeit den Gewinn desselben.

Und so, nachdem nur einmal über Plan und Arbeitstheilung und über die Ernennung der Leiter das Einverständnis besteht, kommt bald alles in geregelter Gang. Jeder leistet willig und vollkommen das ihm zugemessene Stück Arbeit und, sich am allseitigen Vorschreiten des Werkes freudig, wol auch leicht etwas darüber. Die Leiter — nur jeweilig immer den Stand des Ganzen überschauend und ohne Gelegenheit, in ein willkürliches Regiment zu verfallen — vertheilen die Arbeit und pflegen offene gewissenhafte Rechnung, die dann jeder Theilnehmer in den Schriften der Gesellschaft alle Tage lesen und prüfen kann. Keinesfalls — auch nicht bei dem grössten Unternehmen — sind eigene Arbeitsaufseher oder Kontrollen nothwendig, weil die gleichberechtigten Theilnehmer sich alle untereinander selbst unwillkürlich beaufsichtigen und ein lauer, ungeschickter oder unzuverlässiger Arbeiter da wol bald bemerkt und über allgemeines Einverständnis entfernt werden möchte.

Auf diese Art gelang es, dass die nützlichen Unternehmungen der Freistädter jederzeit auf die wirtschaftlichste Weise ausgeführt wurden, also dass man beinahe nie auch nur um einen Deut unfruchtbar zu arbeiten gebraucht hätte.

Der Plan der neuen Stadt war ganz einfach gestaltet. Die Mitte derselben bildet der vereinigte Kindergarten und dreigetheilte Lehrgarten. Um diese Mitte herum liegt nun die eigentliche Stadt, in zwölf verschiedene Viertel zerfallend, wovon jedes für sich wieder eine ansehnliche Stadt bildet. Ein Netz von rechtwinklig sich kreuzenden breiten Strassen, die im Ganzen nach dreimal vier Himmelsgegenden gerichtet sind, durchzieht die Stadt, so dass man dieselbe also nach zwölf strahlenförmig auseinander gehenden Richtungen durchsetzen kann.

Die Strassen sind sehr breit angelegt — rechte „Breitstrassen“ — damit sie seinerzeit mit doppelt laufenden Schienen oder Bahngleisen belegt werden können zur Herstellung einer schnelleren und gesunderen Fortbewegungsart, als es gewöhnliche Wagen und Staubstrassen erlauben würden. An vielen Orten werden mit Bäumen,

Sträuchern und Blumen bepflanzte Rasenplätze und springende Brunnen angebracht, Kanäle werden alle Strassen durchziehen, beständig mit fliessendem Wasser versehen, und gutes Trinkwasser kann in jedes einzelne Haus geleitet werden.

Die grossen Häuservierecke umschliessen einen weitläufigen Hof, dessen Mitte durch ein mächtiges thurmartiges Gebäude ausgefüllt wird. Dasselbe enthält blos in jedem seiner Stockwerke einen grossen Versammlungssaal, der je durch hängende Gänge mit dem gleichen Stockwerke des Hauses nach allen Seiten herum in Verbindung steht. Die Versammlungssäle im Thurme stehen somit allen Bewohnern des betreffenden Stockwerkes zu geeigneter Benützung offen und es sind diese dadurch, vermöge beständiger lebendiger Wechselwirkung unter einander, wie zu einer Art von Wohngemeinde vereinigt. Alle Bewohner des Hauses zusammen bilden dann wieder eine noch grössere Gemeinde und werden deren Versammlungen im grossen Hofe abgehalten.

Die Werkstätten und Fabriken befinden sich alle ausserhalb der eigentlichen Stadt, die ausser den Kauf- und Kosthäusern und den öffentlichen Gebäuden nur Wohnhäuser enthält und von jenen Fabriken übrigens noch durch einen Ring von Gärten getrennt ist.

Das vornehmste öffentliche Gebäude ist natürlich das grosse Versammlungshaus, in dem zu bestimmten Tagen alle, aber auch alle gemeinsamen Angelegenheiten der Bewohner berathen und entschieden werden. Dann folgen: das Bühnengebäude, die Tonhalle, die grosse Vergnügungshalle und die übrigen im Lehrgarten befindlichen Gebäude, welche die Natur- und Kunstsammlungen enthalten.

19.

(Freistädter-Ordnung.)

Im Laufe einiger Jahre war schon ein volles, freies und doch geregeltes Leben in der neuen Stadt in Gang gekommen. Dies Freistädter-Leben, sowie es sich dem Herkommen gemäss entwickelt hatte — gleichsam das Gesetz und die Ordnung dieser Stadtgemeinde — gestaltete sich alsdann folgendermassen:

Jeder Bewohner — wess Geschlechtes und Alters er sei — der aus dem Kinder- und Lehrgarten getreten und im Stande ist, sich selbständig und mit Beobachtung der eingeführten Gesellschaftordnung

seinen Unterhalt zu verschaffen, ist berechtigt, an den gemeinsamen Angelegenheiten mit zu berathen und Stimme zu geben, gleichwie jeder ältere Bürger.

Jeder, der aus dem Kinder- und Lehrgarten tritt, um sich selbständig zu machen, ist bereits mit allen nöthigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten ausgestattet und befähigt, im nöthigen Falle jede der nützlichen oder der schönen Künste zu treiben — ein im vollen Sinn fertiger und reifer Mensch, der in die Welt hinausgeschickt, in jeder Lage des Lebens sich zu helfen weiss. —

Die noch nicht reifen und selbständigen Bewohner finden ihren Lebensunterhalt innerhalb des Lehrgartens, wo in dessen „Schule des Lebens“ eine ähnliche Musterwirthschaft für sie besteht, wie sie auf Freiland die Kunst und Wissenschaft treibenden Erwachsenen sich eingerichtet hatten.

Zur Erziehung der Kinder und zum Unterricht der heranreifenden Jugend — soweit sich nicht die eigenen Eltern damit abgeben — sind eigene Lehrer bestellt, welche ebenfalls bei Gelegenheit der allgemeinen Versammlungen vorgeschlagen und gewählt werden und ihren ausreichenden Lebensunterhalt dafür beziehen.

Es ist in der Freistadt eingeführt, in allen Lebensbedürfnissen beim Einfachsten und Nothwendigsten zu bleiben und also in Kleidern und Wohnungen keinen unnöthigen und nichtssagenden Luxus zu treiben und auch in Speise und Getränk der gesunden Einfachheit zu huldigen. Leib- und Hausgeräth ist alles aus den dauerhaftesten Stoffen gefertigt, hat (unabhängig von der Mode der Welt) die zweckmässig-einfachste Form und behält womöglich die natürliche Farbe an sich. Die Zeit, welche sich die freien Bürger durch diese Einfachheit im leiblichen Leben und durch die allerseits klug durchgeführte Arbeittheilung ersparen, bleibt dann übrig für die nachhaltigen, echt menschlichen Genüsse, nämlich die Beschäftigung mit den Wissenschaften und den schönen Künsten, sowie für die Veranstaltung grosser gesellschaftlicher Vergnügungen im Schönheitsgarten. Durch ihre Vorliebe für die schönen Künste und ihr Geschick im Veranstellen von geselligen Vergnügungen sind die Bewohner der Freistadt — wie in ihrer Art die alten Griechen — ein rechtes Kunstvolk, in allen ihren Werken den reinsten unverdorbenen Geschmack pflegend.

In ihrem kleinen freien Staate haben sie kein eigentliches Oberhaupt, sondern einerseits einen Leiter der Versammlungen und ander-

seits einen Verwalter des öffentlichen Vermögens, welche als die beiden höchsten Beamten gleichwohl keinen Schritt thun können, ohne der gesammten Bewohnerschaft dafür verantwortlich zu sein. So haben auch alle übrigen gemeinsamen Angelegenheiten ihre erwählten verantwortlichen Leiter, Verwalter und Berichterstatter.

Stirbt ein Bewohner, so geht — dem eingeführten Brauche gemäss — seine Verlassenschaft über ins gemeinsame Vermögen der ganzen Gemeinde; von dem Grundsatz ausgehend: in der Gemeinde und vermöge ihrer Einrichtungen hat der nun Verstorbene allein Gelegenheit gehabt, diesen Besitz, dies Vermögen sich zu erwerben. Durch seinen Tod geht es also am gerechtesten und zweckmässigsten in den Gesamtbesitz der Gemeinde über. Liesse man hingegen den Verlass an seine Verwandten vererben, so würden diese dadurch einen Besitz erlangen, den sie nicht selbst sich erarbeitet oder verdient haben, ein erster Anlass, das gesellschaftliche Gleichgewicht zu stören. Dies so weiter fortgesetzt, kann es sich in der Folge wohl auch ereignen, dass Einer durch zufälliges Zusammentreffen der Umstände schier in der Wiege schon zum Millionär wird, während viele Andere dafür unverdienterweise darben müssen, dasselbe unnatürliche Verhältnis, wie es unliebsamen Andenkens in der grossen unfreien Welt besteht. Kein Verwandter hat also ein ausschliessliches Erbrecht auf die Verlassenschaft und nur reine Familien-Andenken etwa werden den Nächstverwandten gegen Entgelt hinausgegeben.

Dafür dass die Gemeinde die Verlassenschaften einzieht, gibt sie den heranreifenden jüngeren Bewohnern einmal durch die Einrichtung des gemeinsamen Kinder- und Lehrgartens eine vollständige Erziehung und dann — wenn jeweilig Einer reif geworden und sich selbständig machen will — bekommt der Betreffende entweder ein gewisses Stück fruchtbaren Landes zu eigen oder er wird, wenn er es so haben will, statt dessen mit einer entsprechenden Geldsumme abgefertigt und ausgestattet. Die freie Gemeinde lässt also im Grunde ihr Erbrecht übergehen auf das gesammte nachwachsende Geschlecht.

Das Stück Land oder die Summe Geldes, was jeder Reifgewordene erhält, ist sein Eigenthum. Er kann damit — unbeschadet der üblichen Gesellschaftsordnung — schalten und walten, wie er will. Er kann in der Gemeinde als gleichberechtigter Bürger sich ansiedeln oder er kann in die Weit hinauswandern. Nur natürlich kann er seinen Antheil, wenn er verbraucht ist, nicht wieder fordern und

wenn er als Angehöriger der Gemeinde stirbt, so verfällt derselben seine Verlassenschaft.

In diesen vornehmlichen Ordnungsgrenzen bewegt sich seit je das bürgerliche Leben der Freistadt.

20.

(Die ständigen Unternehmungen.)

Die wichtigsten der grösseren gemeinnützigen Unternehmungen (ausser den Wohnhäuserbauten), an welchen jeder Freistädter-Bewohner thätigen Antheil nehmen kann, sind folgende:

1. Die grosse oder allgemeine **Landwirthschafts-Unternehmung**. Im Umkreis der Stadt gelegen — noch über die Fabriken hinaus — ist sie in ihrer Art etwas Aehnliches, wie die Musterwirthschaft auf Freiland, dazu von viel grösserer Ausdehnung.

Jeder ursprüngliche Bewohner, sowie jeder aus dem Kinder- und Lehrgarten als selbständig Hervorgehende hat das Recht auf ein gewisses Mass an Land (so viel als genügt, um das nothdürftige Auskommen zu ermöglichen) und kann nun entweder — wenn er keine Lust zur Landwirthschaft hat und sein Auskommen etwa schon durch anderweitige Beschäftigung gesichert ist — sein Landeigenthum verkaufen oder verleihen oder aber — wenn er die Selbstbewirthschaftung beabsichtigt — mit seinem Landantheil und seiner Arbeitskraft der grossen Landwirthschaftsabtheilung beitreten. Mit der abgesonderten Einsiedler- oder Zwergwirthschaft wird er nämlich bei aller Anstrengung nur ein nothdürftiges Auskommen erreichen; jene Landwirthschaftsgemeinschaft bietet ihm aber durch die Vortheile einer grossartigen Arbeits-theilung und Arbeits-zusammenfassung nicht nur ein nothdürftiges, sondern ein hinreichendes und oft sogar reichliches Auskommen.

Ebenso werden diejenigen Ländereien, welche Eigenthum der Gemeinde und noch nicht an Jungbürger vertheilt sind, an ebendiese Landwirthschafts-Unternehmung einstweilen verliehen, damit sie nicht unbenützt daliegen.

Das weitläufige Gelände dieser Unternehmung ist je nach seiner Ertragsfähigkeit für bestimmte Fruchtgattungen in grosse Abtheilungen gebracht und wird nach dem neuesten besten Verfahren — womöglich mittels kraftsparender Maschinen — bestellt und bewirthschaftet, über-

diess — wie bei der freiländischen Musterwirthschaft — womöglich mit dem erwünschten Schutz vor allfälligen Unbilden des Wetters, also mit Bedeckungs- und Bewässerungs-Vorrichtungen versehen, kurz, es ist dieselbe sowie jene freiländische, im vollen Sinne eine grosse, gegliedert in einander greifende 100fältige Frucht tragende Musterwirthschaft, bestimmt, die ganze schon zahlreiche Bevölkerung der Freistadt mit Nahrung zu versehen, dann womöglich noch einen Ueberschuss für einen künftigen Ausfall zurückzulegen oder auch mit Vortheil auszuführen.

Der Franzose Fourier, der wunderliche Zukunftsträumer, wenn er wieder zum Leben auferstehen könnte, würde, diese herrliche Gemeinwirthschaft durchgehend, nichts anderes als eine bestgelungene Ausführung seines erträumten „Falansteriums“ zu erblicken vermeinen.

2. Eine andere derartige Unternehmung in der Stadt ist das grosse allgemeine Kosthaus. Es besteht aus einer grossen Speiseküche in der Mitte und den rundherum und obenüber liegenden Speiseshämmern. Die Lebensmittelzufuhr geschieht in geregelter Weise durch die damit in Geschäftsverbindung stehende Landwirthschafts-Unternehmung. Der Zweck dieses Kosthauses ist, jedem Bewohner, der sich nicht selbst die Plage machen will, sein Mahl zu kochen, eine einfache zuträgliche Kost zu liefern um möglichst billigen Preis. Jeder thätige Theilnehmer des Unternehmens hat sein bestimmtes, ihm vorgeschriebenes Stück Arbeit zu leisten und erhält dafür zur gewissen Zeit den ihm gebührenden Gewinnstheil.

Ein weiteres Unternehmen dieser Art ist

3. Das grosse allgemeine Kaufhaus. Was nur in dieser Stadt an Waren für gewöhnlich gebraucht wird, ist hier in verlässlicher Güte zu billigem Verkaufe vorräthig. Das Kaufhaus besteht aus so vielen Abtheilungen, als es verschiedene Gattungen hier üblicher Waren gibt. Die Warenhallen der einzelnen Abtheilungen bestehen aus weiten luftigen Sälen mit oberer Beleuchtung, an deren Wänden in passenden Behältern alle in diese Abtheilung gehörige Waren zur Besichtigung und zur Auswahl ausgestellt sind. Neben jeder ausgestellten Ware — mit ihrer fortlaufenden Nummer — findet man die Preis- und Werthberechnung, woraus man von aller Arbeit und sonstigen Schwierigkeit, die das Herstellen und Herbeischaffen der Ware zu erfordern pflegt und dazu auch von der wahrscheinlichen Dauer der Ware, der in Gebrauch genommenen, Kenntniss erhält.

Die Waren sind womöglich aus Freistädters Händen hervorgegangen und verlässlich gleichartig und gut gearbeitet, so dass man auf die Güte derselben bauen kann. Auch jene Waren, welche von aussenher bezogen werden, kommen aus vertrauenswürdiger Quelle und sind nicht viel weniger verlässlich gut. So kommt es, dass man aus diesem Kaufhause unter der gewissen Nummer immer dieselbe bestimmte Warenart sicher und um den denkbar billigsten Preis sich verschaffen kann.

Mit diesen drei Unternehmungs-Gemeinschaften hängt wieder eine weitere zusammen; das ist

4. Die die Stadt durchziehende **Schienenbahn**. Sollen Kosthaus und Kaufhaus wirklich allen Bewohnern gemeinschaftlich dienen, besonders auch den in der Landwirthschaft draussen Beschäftigten so muss die Einrichtung getroffen sein, dass man alle Entfernungen im Bereiche der Stadtgemeinde leicht und schnell zurücklegen könne. Das leistet diese eingeführte Schienenbahn oder Strassenbahn. Ein jeder Bewohner der Stadt, die in dieser Zeit schon eine ziemliche Ausdehnung hat, kann damit die nöthigen Ortsbewegungen mit geringster Anstrengung und Zeitverlust vollbringen. Von seinem Wohnort aus oder von seiner Arbeitstätte, sei diese in den die Stadt umgebenden Fabriken oder gar in der Landschaft draussen, oder wo er sonst sich befinden mag, kann er in der kürzesten Zeit nach dem dreigetheilten Lehrgarten oder wo sonst sein Bedürfnis oder Neigung ihm hinführen mag, sich verfügen.

Es hat wenigstens jede zweite Strasse eine solche Schienenbahn. An gewissen Kreuzungsstellen wird ein wenig angehalten, um die Fahrgäste aufzunehmen oder abzugeben. Die Wagen werden durch Thiere gezogen, bis später die Maschinenwagen eingeführt werden sollen.

Bei der wachsenden Einwohnerzahl und dem steigenden Verkehr hat sich dann noch ein weiteres Unternehmen ausgebildet, welches wieder die Schnelligkeit des geistigen Verkehrs bezweckt, d. i.

5. Die Herausgabe der **Freistädter-Zeitung**, des „**Tagblattes**“ wie des grösseren Blattes, das den Titel führt: „**Die Gegenwart**.“

Das Tagblatt enthält vor allem die jeweiligen Vorschläge, Verhandlungen und Entscheidungen über die gemeinsamen Angelegenheiten der freien Stadtgemeinde, dann die sonstigen Tagesereignisse

und besonders die Uebersicht über den jeweiligen Stand aller Arbeiten, Gewerbe und Unternehmungen bezüglich ihrer Erträglichkeit.

Mittels der Arbeitsrechnung und mit Berücksichtigung des Zeitbedürfnisses kann das Tagesblatt allemal genau mittheilen, wie viel die Arbeitstunde, die Arbeitsschicht (zu 4 Stunden) oder der Arbeitstag (zu 8 Stunden, gleichgiltig ob körperlicher, ob geistiger Arbeit) in was immer für einem Geschäfte, Gewerbe, Unternehmen oder Arbeit schlechthin einträgt und ein jeder Bewohner, von Haus aus in allen möglichen Gewerben und Geschäften bewandert und geübt kann sich mittels dieses Tagblattes je immer auswählen, was ihm gerade behagt oder was am meisten Vortheil bringt.

Das grössere Blatt strebt darnach, ein deutsches Weltblatt zu werden, welches in der Anordnung des Sammelwerkes über alle Angelegenheiten des Menschengeschlechtes verlässliche Auskunft ertheilt. Das Unternehmen besitzt seine eigene Buchdruckerei und hält eine Buchhandlung, die sich zumeist mit dem Vertrieb der „neuen Volksbibel“ d. i. des gemeinverständlichen Sammelwerkes befasst.

Ausser diesen angeführten gibt es in der Freistadt noch viele andere, grössere und kleinere, besonders Fabriks-Unternehmungen, die auf ähnliche Art eingerichtet, dem Kaufhaus und Kosthaus die benöthigten Waaren und Zubereitungen liefern, dann Bade-, Reinigungs- und Ausbesserungs-Anstalten u. dgl. m.

Jeder Bewohner kann in ein solches Unternehmen eintreten, sobald das Bedürfnis weiterer Theilnehmer besteht und nachdem er der Gemeinschaft einen gewissen Betrag als Entschädigung für Aufbau und erste Einrichtung des Geschäftshauses entrichtet hat. Durch eine gewisse mindeste Anzahl von täglichen Arbeitstunden wird er dann berechtigt in allen Geschäftsangelegenheiten mit zu berathen, wie jeder andere ordentliche Theilnehmer.

21.

(Die Volksbank.)

Eigenthümlich hat sich's hier gemacht mit der Entwicklung der Geldverhältnisse.

Im Anfang hat man unter einander — wie auf Freiland und bei den Jungens im Garten — vielfach blos Tauschhandel getrieben, d. h. man hat mittels der sehr ausgebildeten Arbeitsrechnung die

zusammengezählte Arbeitszeit, welche das Herbeischaffen und Zubereiten des einen und andern zu tauschenden Gegenstandes gewöhnlich erfordert, gegen einander abgeschätzt und wenn die Uebereinstimmung erreicht war, den Tausch unternommen. Man ward allmählig so geläufig in diesem Gegeneinanderhalten der Arbeitswerthe, dass man das Schwerfällige dieser Handelsart nicht merkte. Erst als durch den Verkehr mit der Welt, durch Ausfuhr, künstlerische Leistungen u. dgl. erworbene Münze in der Freistadt umzulaufen anfang, bediente man sich allmählig dieser Münze zum Ausgleich. Man wollte nun schon, um den Gebrauch der Münze allgemein zu machen, das Ueberkommen treffen, dass alle Einwohner mit einiger Ueberanstrengung vorausarbeiten und besonders an Ausfuhrsgeschäften sich betheiligen möchten, um die zum Verkehr benöthigte Münze in die Stadt hereinzubekommen; aber da machte eine zeitgemässe Einführung des Kosthaus-Unternehmens dies überflüssig. Dieses trat mit der Neuerung hervor, dass es sich zur Vereinfachung des Dienstes in den Speisesälen eigene **Kostkarten** schreiben und später drucken liess und dabei den Gebrauch einführte, dass es seine Lieferer der Nahrungsmittel, also die Landwirthschafter, zum grössten Theile mit diesen **Kostkarten** auszahlte, anstatt wie bisher eine verwickelte Einzel-Aufzeichnung und Gegeneinanderrechnung zu pflegen. Für jede dieser Karten bekam der Ueberbringer aus dem Kosthaus ein bestimmtes Ausmaas an zubereiteter Nahrung. Die Lieferer der Nahrungsmittel gaben nun diejenigen Kostkarten, die sie nicht selbst benöthigten und benützten an Andere weg, von Denen sie z. B. mit Kleidern und andern Erfordernissen versorgt wurden, und so ging es weiter damit.

Die Kostkarten verbreiteten sich auf diese Weise immer mehr und erschienen, eine in der Freistadt geltende Anweisung auf Nahrungsmittel, wie sie waren, als ein so bequemes Ausgleichungsmittel beim alltäglichen Güterverkehr, dass man sich ihrer bald wie einer Münze bediente.

Um in alle Geschäfte die nöthige Genauigkeit und Uebersicht zu bringen, widmeten sich alsbald ein paar geschickte Rechner der Aufgabe, für die ganze Stadt ein einziges gemeinsames Rechn- und Zahlamt — eine **Volksbank** gleichsam — zu gründen und also, während früher beinahe jede einzelne Unternehmung dazu eigene Rechner haben musste, von einem Orte aus jeder grösseren Unternehmung tagtäglich den Rechnungsabschluss zu liefern und alle

Einnahme und Ausgabe durch ihre Hände zu leiten. Als bald hatte man den Vortheil dieser neuen Art Arbeitstheilung und Vereinigung eingeschaut und das Rechen- oder Zahlhaus war dauernd gegründet. Jeden Tag machte dieses zufolge allgemeinen Uebereinkommens im Tagesblatt übersichtlich bekannt, wie viel Nahrungsmittel z. B. das Kosthaus aus der Landwirthschaft übernommen, wie viel es an zubereiteten Speisen ausgegeben und so weiter durch alle Geschäfte und Unternehmungen durch, kurz, wie jeweilig der gesammte Stand ihrer Angelegenheiten beschaffen sei. Auch von jedem Einzelnen konnte die Volksbank jeweilig angeben, wie viel Dessen Schatz (an Vorausbereitung) betrage und konnte man mit einem darauf bezüglichen Bankschein gegen blosser Unterschrift Einkäufe und Geschäfte abmachen.

Nach den Kostkarten und Bankscheinen tauchte der Gebrauch der Antheilscheine auf. Wer in einer Unternehmung wirklicher Theilnehmer war — und also bei der ersten Anlage mitgearbeitet oder sich später mit den Andern darüber abgefunden hatte — konnte von der Unternehmer-Gemeinschaft einen solchen Antheilschein darüber verlangen und es stand ihm frei, wenn er nicht mehr selbst in der Gemeinschaft weiterarbeiten wollte oder wenn er gar die Stadt verliess, diesen Antheilschein zu verleihen oder zu verkaufen. Es ging dies ebenfalls mittels der Unternehmer der Volksbank vor sich, die in der Lage waren, den jeweiligen Werth solcher Antheilscheine schier bis auf einen Deut richtig abzuschätzen und wie gewohnt, das Ergebnis jedesmal im Tagblatt zu veröffentlichen.

Auch diese verschiedenen Bank- und Antheilscheine hatten also Geldeswerth und ersparten den Freiländern die Münze, welche nur für den Aussenverkehr und für Diejenigen nöthig war, welche sich zeitweilig von der Stadt entfernten.

Die Halter der Volksbank gaben sich — bei der zunehmenden Entwicklung ihres gemeinnützigen Unternehmens — auch mit Versicherungsgeschäften ab. Der und Jener, welcher schon sein reichliches Auskommen hatte, gedachte sich für die Zeit allfälliger Krankheit oder des Alters was beiseite zu legen, um alsdann kraft dieses „Vorausgearbeiteten“ nicht hilflos zu sein. Mehrere dieser Gleichdenkenden übergaben schliesslich ihre Beiträge der Volksbank, zu dem Zwecke, dass diese nach den Regeln der gegenseitigen Versicherung damit gebahre und ihnen im Falle des Bedarfes das Entfallende herauszahle. Auch dies — sowie überhaupt alle Gebahrungen der Volksbank —

wurde im Tagblatt veröffentlicht. Es hiess alsdann: Der und Jener „ist ferm geworden“, d. h. er hat nicht nur für jetzt sein genügendes Auskommen, sondern überdies noch so viel zurückgelegt, dass er auch für den Krankheits- oder Altersfall bei der gemeinschaftlichen Bank versichert ist. Er kann nun sorglos dahinleben. Dieses sogenannte „Fermwerden“ ward bald eine Ehre und ein Ziel, nach dem Jeder trachtete.

Hatte wieder im Gegentheil Einer so viele Verpflichtungen übernommen, als er gerade allenfalls ausführen konnte, so hiess es: Der und Jener „ist erschöpft“ und Derselbe konnte also keine neuen Verpflichtungen mehr eingehen.

Würde sich einmal Einer derart benommen haben, dass die Ausweise der Volksbank ihn als „unzuverlässig“ oder gar als „unehrlich“ namhaft machten, ohne dass er sich dagegen vertheidigen könnte, der hätte keines Bleibens mehr in der Freistadt gehabt. Von jeder ständigen wie zeitweiligen Unternehmung, würde ihn der allgemein gegen ihn gerichtete Unwille und das heraufbeschworene Misstrauen sofort ausgeschlossen haben. Uebrigens sind derlei Eigenschaften bei Jedem; der dazu etwa Anlagen hätte, längst im Kindergarten behandelt und ausgerottet worden, und kommen später nicht mehr vor.

Die Freistädter-Bank — mit ihren täglichen Ausweisen, Mittheilungen und Uebersichten — war also ein sicherer Weiser und gleichsam Selbstregler des ganzen freistädtischen Güterlebens. Die Offenheit, Genauigkeit und Redlichkeit ihres ganzen Gebahrens erhielt und befestigte ihr das Vertrauen.

22.

(Freistädter-Wirthschaft.)

Gründet Jemand in der Freistadt eine nützliche Unternehmung, so ist es nicht üblich, dass Dieser die arbeitenden Theilnehmer durch einen möglichst niedrigen Arbeitslohn entschädige, sich selbst aber den Löwenantheil des gemachten Gewinnstes vorbehalte, sondern jeder Theilnehmer — ob er durch geistige oder körperliche Arbeit am Unternehmen mitwirkt — kann in der freien Gemeinde (ausser dem ungleich bemessenen Lohne) keinen andern als den ganz gleichen Antheil mit den Uebrigen vom Gesamtgewinnst ansprechen. Sind

sie ja doch Alle gleich nothwendig und mit gleichem Eifer thätig gewesen beim gemeinsamen Unternehmen!

Wenn das Unternehmen glücklich durchgedrungen und für alle Theilnehmer erträglich geworden ist, so wird dem Gründer in der Regel ein gewisser Theil des Ertrages als Ehrenlohn oder Gründerlohn gewidmet, ein Verfahren, das recht sehr zur Anregung weiterer Unternehmungen beiträgt.

Ein Unterschied besteht zwischen dem arbeitenden Theilnehmer — der bei der ersten Anlage mitgearbeitet oder dieselbe entschädigt hat und also Besitzer eines Anthelscheines ist — und dem blossen Tagelöhner, der nur in dringenden Fällen zeitweise von der Unternehmung aufgenommen wird. Ersterer hat (ausser dem Lohne) seinen gleichen Gewinnstheil mit den übrigen Theilnehmern und das Recht der Mitberathung. Letzterer erhält nur den jeweilig üblichen und übereinkömmlichen Arbeitslohn.

Jedes Geschäft, jede Fabrik oder andere derartige Unternehmung in der Freistadt darstellt also in seinen Theilnehmern gleichsam eine eigene freie Gemeinde im Kleinen.

Jede grössere ständige Unternehmung ist in dieser Zeit in der Freistadt — oder vielmehr in dem derzeit ausgebauten Viertel — nur einmal vertreten; es gibt z. B. nicht mehrere Kaufhäuser gleicher Gattung, sondern nur ein einziges allumfassendes Kaufhaus oder Kaufmannsgesellschaft, welches Unternehmen nur in so viele Abtheilungen zerfällt, als verschiedene Warengattungen verkauft werden; so gibt es nicht mehrere Gast- und Kosthäuser, sondern nur ein einziges, welches nach Bedürfnis nur allmählig erweitert wird, so nur eine einzige allumfassende Landwirthschaft u. s. w.

Das Vereinzeln der ständigen Unternehmungen und Ausschliessen der Mitwerbung wird dadurch erzielt, dass jede einzelne Unternehmung im höchsten wohlverstandenen Vortheil so billige Preise für ihre Erzeugnisse ansetzt, als ihr nur überhaupt möglich ist. Dadurch ist es — wenn die Unternehmung einmal im rechten Gang — keiner zweiten neu sich bildenden möglich emporzukommen, geschweige erst, dass sich zeitverschwendende Zwergunternehmen, die Hausirerei, die Strassenhöckerei u. dgl. entwickeln könnten.

Das hat sein gewisses Gute. Die erste viel Vorausarbeit erfordernde Anlage des Unternehmens, auf breitester Grundlage errichtet und alle verfügbare Arbeitskraft in geregelter Thätigkeit in sich

vercinigend, bringt so den grösstmöglichen Nutzen, weil jene Anlage sich dabei auf möglichst viele ihrer Einzelerzeugnisse vertheilt; die Unternehmung kann also diese grössere erste Anlage bei jedem einzelnen Erzeugnis billiger anrechnen, als wenn sie bei kleinerem Maassstab der ersten Anlage um so viel weniger Erzeugnisse lieferte.

Ausserhalb der Freistadt benutzen die alleinstehenden Grossunternehmer dieses Verhältnis gewöhnlich dazu, um sich einen recht ansehnlichen Gewinn zu machen, indem deren Leiter sich denken: wir sind allein am Platze und können also den Preis machen, der uns gefällig ist. Und wirklich, die Abnehmer müssen den hohen Preis bezahlen. Das dauert aber nicht lang. Der hohe Preis reizt zum Mitbewerb und ein zweites gleichartiges Unternehmen entsteht neben dem ersten, das sich mit geringerem Gewinnst begnügt und den Zulauf bekommt. Da erst setzt das erste — mit dem andern kämpfend — ebenfalls und noch weiter den Preis herunter und so fort, bis das kleiner angelegte Unternehmen unter dem Druck des grösseren zu Grunde geht. List, Fälschung, Betrug und anderes werden oft in dem Wettkampf zweier solcher Unternehmen ins Spiel gebracht und das Aergste, was einer wirthschaftenden Gesellschaft geschehen kann, geschieht, nämlich: eine ganze mit Aufwand so vieler Arbeit geschaffene Anlage muss zuletzt aufgelassen werden, oder was dasselbe bedeutet: es ist ein erkleckliches Stück unfruchtbar oder umsonst gearbeitet worden.

In der Freistadt wirthschaftet man nach ganz andern Grundsätzen. Ein Freiheitsmensch muss schon im vorhinein Abscheu empfinden vor solch gemeinem Jagen nach dem grösseren Gewinn, solch gegenseitigem Uebervortheilen und was sich weiter daraus entwickeln möge. Um in der Freistadt solcherlei nicht einzuführen, haben ihre Grossunternehmungs-Gemeinschaften jene weise Einrichtung angenommen, bei der eine solche verderbenbringende Mitwerbung gar nicht entstehen konnte. Sie pflegen nämlich gleich anfangs die Preise ihrer Erzeugnisse so niedrig anzusetzen, dass gar Niemand Vernünftiger auf den Einfall gerathen kann, neben der ersten solcherart festgegründeten Unternehmung noch eine mitwerbende zweite zu errichten, da er deren Untergang schier vorausberechnen könnte und weil er nicht einen einzigen vernünftigen Theilnehmer dazu fände. Die nach solchen Grundsätzen gegründeten und geleiteten Unternehmungen gedeihen alle herrlich, daher sie, je mehr sich noch vergrössernd, bei

gleichem ausreichendem Gewinn zunehmend billigere Preise stellen können.

Das höchst Kluge der Einrichtung: jede Arbeitskraft der Freistadt wird auf das Gedeihlichste ausgenützt zum Besten Aller und höchst selten wird es geschehen, dass überhaupt unfruchtbar oder umsonst gearbeitet würde. Allgemeiner Wohlstand war die nothwendig voraussichtliche Folge dieser klugen Einrichtung.

Das Schöne weiters dieser Einrichtung: es ist gleichsam ein stillschweigend geschlossener brüderlicher Vertrag Aller mit Allen, sich ihre in der Theilung geleisteten Arbeiten nur einfach gegen einander auszutauschen, ohne Einer vom Andern was nebenbei gewinnen zu wollen ausser dem namhaften Gewinn, den die Arbeitstheilung von selbst mit sich bringt. — Anstatt zu wilden Leidenschaften Veranlassung zu geben wie jene Mitwerberei, ist diese Einrichtung vielmehr dazu angethan, die eingeführte Brüderlichkeit der Bewohner unter einander nur immer mehr zu befestigen.

Die Volksbank — mit ihren genauen täglichen Ausweisen, Mittheilungen und Uebersichten wacht mit hundert Augen für die Aufrechterhaltung dieser echt menschlichen Einrichtung der freistädtischen Gesamt-Wirthschaft.

Gegen aussen hin — nämlich für den Verkehr ausserhalb der Stadt und Gemeinde — treten wol oft andere Preise der Erzeugnisse auf als die innerhalb der Stadt üblichen, was sich aber jeweilig schnell wieder ausgleicht. Hier tritt die Mitwerberschaft ein. Kann eine äussere Unternehmung — bei gleicher Güte — billigere Erzeugnisse liefern als jene in der Freistadt, so hört — indem die betreffenden Antheilscheine an Werth verlieren und die arbeitenden Theilnehmer andern mehr versprechenden Unternehmungen sich zuwenden — die eigene Erzeugung auf und es tritt die Einfuhr an deren Stelle. Das Umgekehrte beim entgegengesetzten Fall. Kann die Freistadt Billigeres liefern als das Aussenland, so wird — bei mässigem Gewinnanspruch — das eigene Erzeugnis ausgeführt und die betreffende Unternehmung — der sich alle verfügbare Arbeit zuwendet und deren Antheilscheine an Werth zunehmen — vergrössert sich.

Um nicht in die Garne einer Schwindelei zu gerathen, werden nach aussen fast nur Bargeschäfte — oder gleichbedeutende Tauschgeschäfte — gemacht. Das dämpft etwas den Verkehr, aber macht ihn sicher.

Die Volksbank spürt auch solche Verhältnisse jeweilig auf, das grosse Kaufhaus vollzieht die betreffenden Tauschgeschäfte und die Bewohner wenden sich jeweilig denjenigen Unternehmen zu, die als zeitgemäss vortheilbringend für sie sind. Der Einfluss der äusseren Mitwerbung geht dabei auch nur so weit, als nicht die Ueberführungskosten zu sehr ins Gewicht fallen und es entgeht den Freistädtern innerhalb dieses Gebietes keine wichtige Aenderung des gesammten Güterlebens.

Das gesammte wirthschaftliche Leben in Freistadt geht so seinen ruhig-geregelten Gang gleich einer mit Selbststeuerung versehenen Maschine.

23.

(Leben des Freistädters.)

Das wirthschaftliche Trachten jedes Einzelnen geht hier — alles in allem — zuvörderst darauf hin, sein „genügendes oder vollständiges Auskommen“ zu haben.

Das „nothdürftige Auskommen“, mit dem meist die Jungbürger zufrieden sein müssen, besteht in folgenden alltäglichen Ansprüchen und Erwerbissen:

1. dem **Wohnungsanspruch**, nämlich der Miethen einer fremden Wohnung, so lang er noch selbst nicht thätiger Theilnehmer eines Hausbaues gewesen ist oder sich einen derlei Antheilschein erwirtschaftet hat;

2. den **Kostkarten** oder dem Nahrungsanspruch für den Tag, da er durch die eigene Mühe des Kochens längst nicht das zu Stande brächte, was ihm das Kosthaus zu liefern pflegt; er benöthiget ferner:

3. die **Fahrkarte** oder den Anspruch auf die unbeschränkte Benützung der Strassenbahn zur leichten Vollführung der Ortsbewegungen;

4. das **Tagblatt** (wenigstens zu lesen), um nach dessen Mittheilung der Wirthschaftsverhältnisse eine kluge Arbeitswahl zu treffen;

5. einen zurückzulegenden **Ueberschuss** zur jeweiligen Nachschaffung der **Bekleidung, Geräthschaft**, zum Behuf der **Reinigung** u. dgl. m.;

6. einen weiteren **Ueberschuss** zur Entrichtung der „**Auflage**“ oder des von jedem Bürger zu entrichtenden Beitrages zur Bestreitung der allgemeinen Auslagen der Stadt und Gemeinde.

Mit alledem — dem nothdürftigen Auskommen — wäre eigentlich nur sein leibliches Leben gesichert. Als besteuernder Bürger hat er zwar dabei einen gerechten Anspruch auf die Benützung der gemeinschaftlichen Einrichtungen, also des grossen Lehrgartens. Er kann sich da in den freien Stunden ergehen und geistige Nahrung daraus schöpfen. Aber da die Künstler und Gelehrten gleichermassen wie die Andern des Unterhaltes bedürfen und ihre Leistungen daher zu entschädigen kommen, so bedarf er

7. der **Eintrittskarten** zu den künstlerischen Darstellungen im Schönheitsgarten (im Theater, in der Tonhalle u. s. w.), zu den Vorträgen im übrigen Lehrgarten u. dgl.

Um ferner die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst in der Gegenwart und im ganzen Umfange der Menschenwelt zu verfolgen, hat er nöthig

8. den **Leseschein** oder Anspruch auf die Benützung der **Bücher und Zeitungen-Leihanstalt** (verbunden mit einer Vorlese-Anstalt), allwo er insbesondere auch die grössere Freistädter-Zeitung „die Gegenwart“ zu lesen oder selbst zu kaufen bekommt.

Kann er sich mit seiner Tagesarbeit all dieses verschaffen und, wenn er in die Ehe getreten ist und Kinder hat, auch

9. den festgesetzten **Erziehungsbeitrag** für die Instandhaltung des Kindergartens und der hohen Schule im Lehrgarten leisten, so hat er bereits sein eben hinreichendes Auskommen. Er kann ganz zufrieden und genussreich damit leben, in der Gegenwart nämlich; noch mangelt ihm aber eines, das ihn erst ganz sorglos leben lässt, d. i.

10. die **Versicherung** auf den Krankheits- und Altersfall. Mit dem Besitz des Versicherungsscheines erst kann er ganz und vollkommen befriedigt sein: er ist alsdann „ferm“ geworden.

Alles was sich Einer noch **über** dieses genügende oder vollständige Auskommen erwirbt, gehört zum Ueberfluss, zum Reichthum oder sogenannt „reichlichen Auskommen“.

Würde sich Einer rein mit körperlicher Arbeit und mit Entbehren der geistigen Genüsse ein „reichliches Auskommen“ erwerben wollen, der wäre nicht klug. Er wäre auf diese Art ein gar unvernünftiger Zusammenraffer von Genussmitteln, ohne dieselben zu benützen. Der Ueberschuss oder das reichliche Einkommen muss sich nur herleiten, aus glücklich unternommener **Geistes-Arbeit** und

dazu dienen, um sich körperlich schonen und dafür neue gemeinnützige und zugleich genussreiche Geistesarbeit, Reisen, Erwerben von Kunstwerken u. dgl. unternehmen zu können. — Das blosse faule Müßigsein ist nämlich durchaus nicht nach dem Geschmack der Freistädter.

Die Allmacht des Geldes — die in der grossen Welt so viel zu bedeuten hatte — hält sich hier in der freien Stadt in gar anständigen Grenzen. Obwol man immer trachtet, einige Münze oder gleichbedeutende Scheine und Karten im Besitz zu haben, oder wie man sich dabei ausdrückt „vorausgearbeitet zu haben, denn jeder Geldeswerth, den man besitzt, ist hier wirklich einer bereits geleisteten Arbeit gleichzustellen), so verfällt doch Keiner darauf; sich über Erforderniss abzuarbeiten, um nur recht viel Geld zu machen und damit über die Andern eine gewisse Macht zu gewinnen — so gemeine Gesinnung trifft man hier nicht an —; sondern jeder Einwohner der Freistadt fühlt das Bedürfnis, die freien Stunden wo möglich in den genussreichen Gefilden des Lehrgartens zuzubringen und sich je nach seiner Neigung entweder in den beiden Abtheilungen der Schule der Natur und des Lebens durch Forschungen, Beobachtungen, Anhören der Vorträge oder belehrendes Gespräch geistig zu beschäftigen oder in der Schule der Kunst durch den Besuch des Schönheitsgartens, der Tonhalle, der Kunstsammlungen oder der Bühne sich zu ergötzen. Da, bei dieser Gelegenheit, genießt Jeder das Leben in vollen Zügen und es kommt auch wol vor, dass Mancher von Denen, die nicht gerade selbst eine schöne Kunst ausschliesslich betreiben, sich eine zeitlang wirklich anstrengt, um dann gleich eine Reihe von Tagen im grossen Garten zubringen zu können.

Die eigentlichen Künstler, die im Stande sind, rein durch die erwählte Kunst sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, weil ihre Arbeiten anerkannten Werth haben, sind freilich dieserhalb noch besser daran: die kommen oft für lange Zeit nicht aus dem Garten heraus.

Es ist was Eigenthümliches mit den gesammten Einrichtungen der Freistadt. Nirgends besteht ein Zwang — den nicht die Natur der Dinge von selbst mit sich bringt — nirgends auch nur ein Schatten von einer herrschenden Gewalt — als die des allgemeinen Uebereinkommens — also ein Maass der Freiheit wie nur irgend

möglich und doch geht alles seinen geordneten und geregelten Gang. Wer ist denn nun der geheime Leiter des Ganzen?

Es ist die jedem Einzelnen eigene **Lebensklugheit**, die ihn jedesmal das Rechte und Erspriessliche — für sich und fürs Allgemeine — erwählen lässt. Niemand beispielsweise ist gezwungen, ins Kosthaus, ins Kaufhaus zu gehen, sondern es steht Jedem frei, sich auf andere Art seine Nahrung, seine Waaren zu verschaffen; aber sie gehen Alle dahin, weil sie es dort am besten und sie mittels der Strassenbahn so leicht dahin gelangen können. Niemand ist gezwungen, seine Kinder in den öffentlichen allgemeinen Kindergarten zu geben und dafür den Erziehungsbeitrag zu leisten, sondern es ist Jedem freigestellt, sie auch zu Hause zu behalten und selbst zu erziehen. Doch thun sie das Letztere nicht — oder wenn's ja Einer versucht, so geht er bald wieder davon ab — weil die Kinder im Vergleich zu dem geringen Beitrag eine derart ausgezeichnete Pflege und Erziehung in der gemeinschaftlichen Anstalt zu gewärtigen haben, dass es unvernünftig erschiene, davon nicht Gebrauch zu machen.

Die Freiheit der Arbeit betreffend, bestehen folgende Verhältnisse. Ein Jeder widmet sich derjenigen Arbeit und Beschäftigung, die ihm am besten gefällt und zusagt. Gewisse Arbeiten, gegen welche fasst Alle eine Abneigung hegen und wobei aber doch die Gemeinde das unabweisliche Bedürfnis gerade dieser Arbeiten hat, steigen in diesem Falle derart im Preise, dass nun Mancher, um des Vortheils willen die Abneigung überwindend, sich denselben unterzieht. Macht Einer recht grosse Ansprüche an das Leben und will sich mit allen Bequemlichkeiten umgeben, gut, so muss er auch um ebensoviel thätiger sein in seiner Wirthschaft, um ein den Ansprüchen genügendes Einkommen zu haben. Ist Einer wieder von Natur aus mehr trägen Wesens, der nicht gerne viel und lebhaft arbeitet, gut so muss er sich mit einem nur eben ausreichenden Einkommen behelfen, ohne Ansprüche auf mehr. Und so fort.

Bei der Gründung von Unternehmungen geht es ebenfalls ganz frei zu. Es steht Jedermann frei, mit dem Vorschlag zu einem neuen vortheilversprechenden Unternehmen hervorzutreten und Theilnehmer dafür zu suchen. Ein Jeder liest diesen Vorschlag im Tagesblatt, prüft die vorgebrachte Begründung, bespricht sich allenfalls mit dem Urheber desselben und — je nach seiner verfügbaren Zeit und der

Neigung zu dem aufkeimenden Unternehmen — schliesst er sich entweder an oder lässt die Gelegenheit vorübergehen.

Hat das Unternehmen gut angeschlagen, so wird jeder Theilnehmer gern gewillt sein, dem Gründer den üblichen Ehrenlohn für die Geistesarbeit mit zu widmen, damit Derselbe zur Fortsetzung der Gründerthätigkeit angeregt und er bald wieder mit einem ähnlichen Vorschlag auftreten möge. Hat das Unternehmen nicht angeschlagen, so hat er freilich ein Stück unfruchtbar gearbeitet; aber sein Eintritt war ja frei und er hat dabei wenigstens an Klugheit gewonnen.

Das wirthschaftliche Leben im Allgemeinen gestaltet sich bei jedem Einzelnen in folgender Entwicklungsform.

Den Anfang zur selbständigen Wirthschaft macht schon der Junge, bald nachdem er die Grenze des Kindergartens überschritten hat. Es giebt in der Stadt eigens für dieses Alter passende Arbeiten die Menge und es macht dem Jungen Freude, ausser der Zeit als er in der innern Musterwirthschaft thätigen Antheil nimmt, auch in der Stadt auf jene für ihn geeignete Arbeiten ein paar Stunden zu verwenden und sich dadurch manche kleine Münze oder wie Geld geschätzte Karten und Scheine zu erwirtschaften. Besonders sind den Jungen vorbehalten: die persönlichen Dienste an Einzelne (wie Fischbedienung, Botendienst, Zimmerbesorgung u. dgl.), womit Erwachsene sich nur höchst ungern befassen würden, während derlei Bedientenschaft den Jungen nicht übel zusagt. Sowie der Junge heranwächst und unterdessen die ihm besonders behagende Beschäftigungsart sich ausgefunden hat, gelangt er unter klugem Zuratheziehen des Erworbenen wol auch damit zum Besitz eines Antheilscheines von einem gemeinsamen Unternehmen.

Zur Theilnehmerschaft an dem grossen Landwirthschafts-Unternehmen — auf welche ein Jeder Anspruch hat — kann er übrigens sobald gelangen, als er nur Körperkraft und Geschicklichkeit genug erlangt hat, um die dabei verrichteten Arbeiten zu leisten; denn er bekommt alsdann von der Gemeinde den ihm gebührenden Landantheil, mit dem er — unterdessen selbständig geworden — nach Gutdünken schalten kann. Hat er keine Lust zur Landarbeit, so kann er seinen Antheilschein bei der Volksbank verleihen oder veräussern und sich andern zusagenderen Arbeiten und Unternehmungen zuwenden.

Während es ihm auf diese Art immer besser geht und wobei seine Lebensklugheit sich entwickelt, genießt er unterdess noch immer in der hohen Schule des grossen Lehrgartens den bildenden Unterricht, bis er eines Tages fähig ist eine förmliche Prüfung über seine allgemeine Geistesbildung — die Bürgersprüfung — abzulegen. Da thut er den grossen Schritt ins öffentliche Leben: er wird — über Vorschlag und Abstimmung in der Gemeinde-Versammlung — zum freien gleichberechtigten **Bürger** erklärt, zum Bürger der Freistadt. Er braucht übrigens auch nicht einmal diese Prüfung abzulegen und kann doch freier Bürger werden; dazu ist aber unerlässlich, dass er sich auf irgend eine Weise die allgemeine Zustimmung zu seinem Bürgerwerden verschafft und dass er von nun an die Abgabe leistet zur Bestreitung der gemeinsamen Auslagen. Als Bürger hat er von da an wie ein jeder Andere Sitz und Stimme im Rath der Gemeinde, als Solcher hat er die Aussicht auf ein öffentliches Amt im Gemeinwesen. ✓

Zur Erlangung einer öffentlichen Anstellung im Gemeinwesen ist es gewöhnlich mit der Ablegung der allgemeinen Bildungsprüfung nicht abgethan. Der nach solcher Anstellung Strebende muss sich noch dazu der betreffenden **Fachprüfung** unterziehen. Hat Einer z. B. Neigung zum Erziehungs- und Unterrichtsfach und möchte gerne Lehrer werden im grossen Lehrgarten, gleich Denjenigen, deren schönes Wirken ihm noch aus der eignen Jugendzeit in angenehmer Erinnerung blieb, so muss er seine Wirthschaft auf das einfache Auskommen einrichten und die freie Zeit im Lehrgarten zubringen mit Zusehen, Lernen, Ueben und Erproben des geliebten Faches, bis er der schwierigen Lehrer- und Erzieherprüfung sich unterziehen kann. Alsdann bei sich ergebender Gelegenheit wird er sofort an die Stelle berufen, die — gleichwie alle übrigen öffentlichen Anstellungen — ein sogenannt „volles oder vollständiges Auskommen“ einträgt.

Aehnlich geht's bei den übrigen Fächern. Erst kommt die Fachprüfung, dann die Berufung oder Ernennung von Seiten der Volksversammlung u. z. zumeist über Vorschlag der Fach- und Amtsgenossen.

Auch die Fachprüfung braucht er nicht förmlich abzulegen, wenn er sich auf andere Art dem Fache gewachsen gezeigt und dadurch die allgemeine Anerkennung hat erlangen können. Indessen, so wie

so, eine Art Prüfung, ein Werben um die allgemeine oder der Fachgenossen Anerkennung bleibt immerhin erforderlich.

Dann also erst, beim Einlangen des gewünschten Amtes oder — bei Denen, die sich einer wirthschaftlichen Aufgabe gewidmet haben — beim Inslebetreten der gegründeten Unternehmung, ist der Betreffende auf der gewünschten Bahn angelangt. Sein Leben hat sich nach seinem Wunsche gestaltet.

Aehnlich geht es Demjenigen, der die Künstlerschaft zu seinem Ziele erwählt. Er muss sich — allenfalls im Besitz seines Landantheils — so lange mit kurzdauernder Arbeit den nothdürftigen oder eben genügenden Unterhalt erwirtschaften und die übrigbleibenden freien Stunden in den Gefilden des Schönheitsgartens zubringen mit Lernen und Ueben, bis er entweder ein Meisterstück zuwege gebracht hat, das über allgemeines Verlangen für die freistädtischen Kunstsammlungen erworben wird oder bis er — Kunstreisen machend und in der Welt berühmt werdend — seinen reichlichen Unterhalt in der Ausübung seiner geliebten Kunst erwirbt.

Da kehrt der Künstler wol zurück in die verehrte freie Mutterstadt und sein ferneres hinreichendes oder reichliches Auskommen mittels des draussen Erworbenen in der Volksbank versichernd, also ohne mehr körperlich zu arbeiten genöthiget, arbeitet er dagegen um so fleissiger in dem reichausgestatteten Schönheitsgarten, die Kunstsammlung mit neuen schönen Werken von seiner Hand zu vermehren. Das „Nachbrotgehen der Kunst“, wie es sonst üblich, hat er nicht mehr nöthig; denn für seinen Unterhalt sorgt die ehrlich-verwaltende Volksbank und er lebt von da an ausschliesslich der Kunst wie auch dem Kunstunterricht.

Ebenso geht es mit Demjenigen, der sich zum Gelehrten heranzubilden will.

Jenen Kreislauf muss schier Jeder durchlaufen. Erwerben des einfachen nothdürftigen Lebensunterhaltes durch vortheilhaftes Tagelöhnern zumeist und nutzbringende Theilnehmerschaft bis zur Vollendung der Bildung und Erlangung der Bürgerschaft, dann Ablegung der Fachprüfung, Erlangung eines öffentlichen Amtes, glückliche Gründung eines Unternehmens — bis hieher im Allgemeinen und Ganzen die Zeit der **Jungbürgerschaft** genannt — dann das Fortschreiten in der eingeschlagenen Richtung — die Zeit der **eigentlichen Bürgerschaft**, schlechthin —, bis man es durch gute Wirthschaft,

ohne unterdess am Lebensgenuss zu darben, endlich zum „Fermwerden“ und zum „reichlichen Auskommen“ bringt. Von da an beginnt die Zeit der **Altbürgerschaft**, in der der Freistädter von aller weiteren Lebenssorge entbunden nur mehr der Ausübung seiner Lieblingsbeschäftigung lebt.

Aus diesen drei Stufen der wirthschaftlichen Thätigkeit — **Jungbürger, Bürger (Mittelbürger)** und **Altbürger** — besteht die **Gesellschaft der Freistadt**. Da diese Stufen naturgemäss entstanden sind und Jedem freisteht oder bevorsteht, sie alle nacheinander durchzumachen, so geht das gesammte gesellschaftliche Leben dabei seinen ruhigen und gemessnen Gang, nie stockend und nie sich überstürzend.

Die eigentliche Macht der Gesellschaft ruht freilich in der **Altbürgerschaft**; aber das ist ganz natürlich und gerecht. Diejenigen, welche durch die abgelegte Probe, dass sie sich selbst klugerweise zu sorglos dahinlebenden Besitzern gemacht, ihre wirthschaftliche Fähigkeit bewiesen haben, werden in der Regel auch in den gemeinsamen Angelegenheiten die klügsten Rathschläge ertheilen und da sie, selbst unabhängig geworden, für sich wenige oder gar keine Wünsche mehr übrig haben, so werden sie sich in der öffentlichen Wirksamkeit auch ganz unbefangen betragen. Dem lebhafteren Geiste, dem besseren Wirthschafter gebührt ja überall und allezeit die **Führerschaft!**

Ist ein Bürger der Freistadt dem natürlichen Tode verfallen, so wendet sich die Gemeinde einfach an die Volksbank — welche von jedem Vermögensverhältnis die genaueste Kunde hat —, damit sie das der Gemeinde verfallene Besitzthum — gewöhnlich aus Anthilscheinen bestehend, wol auch aus rückgelassnen Geistesarbeiten — förmlich und ordnungsgemäss übertrage.

Da warten nicht schönthuende Verwandte wie gierige Hunde auf den Tod des Besitzers, sondern die ihm bezeugte Theilnahme ist echt. Der Besitzer wird nicht die Unklugheit begehen — und es ist dies auch allgemein nicht üblich —, in der Zeit seiner letzten Krankheit etwas von seinem Besitzthum zu verschenken; denn gewöhnlich redet sich Jeder ein, möglicherweise wieder gesund zu werden und so würde er sich nur sein gewohntes Einkommen schmälern. Und wenn er wirklich den sichern Tod vor Augen hätte und gerne seinen Lieben das erwirtschaftete Schärflein vertheilen möchte, so hält ihn

der Gedanke ab: „Wenn ich nun auf diese Weise das vernünftige Gesetz, bei dessen Einsetzung ich selber thätig gewesen, der Erste selbst überträte, würden meine Lieben, die mit Beeinträchtigung der Gemeinschaft meine Verlassenschaft sich aneigneten, alsdann noch Anspruch auf die gemeinsamen Anstalten haben? Würde man sie nicht — erbittert über meine und ihre Gesetzübertretung und zur Vermeidung weiterer derartiger Fälle — aus dem Lehrgarten wie aus der ganzen Gemeinschaft verstossen und verbannen? Das wäre unendlich grösserer Schade für sie als ihnen die Theilung meines Verlasses Nutzen bringen kann. Darum erfülle ich denn lieber das weise Gesetz.“

Es ist aber auch von anderer Seite keine Veranlassung da, eine Gier nach fremdem Besitze spüren zu lassen, weil sich Keiner — und sei er auf der untersten Wirthschaftstufe — unglücklich zu fühlen braucht. Darum, weil eben Jeder Stolz auf die eigene Kraft und die Freiheit gesetzt, so ist das Betteln und Schenken überhaupt nicht üblich geworden.

Nach jedem Todesfall wird durch das übernommene Vermögen, das sich gleichsam auf alle Mitbürger vertheilt, der Beitrag des Einzelnen zu den gemeinsamen Auslagen, insbesondere aber der Erziehungsbeitrag etwas verringert, ja es könnte sich der Fall ereignen — bei sehr grossem Besitze der Verstorbenen —, dass jene Auslagen eine Zeit lang rein aus den übernommenen Erbschaften sich bestreiten liessen und auf so lange hin die Bürgersteuer entfiel. Es besteht also, da jeder Einzelne seinen Vortheil dabei hat, eine gewisse allgemeine Aufmerksamkeit für diese Dinge, damit bei der Uebernahme solcher Erbschaften in das Gemeindevermögen ja kein Fehler und Irrthum begangen werde.

Somit wirkt alles zusammen, um das **Grundgesetz von der gesellschaftlichen Gleichberechtigung** — welche erst durch das **gemeinschaftliche Erbrecht der ganzen Gemeinde** und durch die **Gewähr der gleich vollkommenen Erziehung** mittels der **gemeinschaftlichen Anstalt des Kinder- und des Lehrgartens** zur Wirklichkeit wird — dauernd aufrecht zu erhalten.

Die langersehnte und vergeblich erstrebte „**Freiheit und Gleichheit**“ ist in dieser so entwickelten Freistadt zur Wirklichkeit geworden: hier hat jeder Einwohner oder Bürger die **gleiche Gelegenheit zur naturgemässen Entwicklung** und das ist ja eben jene

berühmte „**Freiheit und Gleichheit!**“ — Es herrscht einzig nur diejenige Ungleichheit, die die Natur selbst mit sich bringt, die Ungleichheit in der Vertheilung der geistigen und sonstigen Anlagen, vermöge deren immer die besser Ausgestatteten ein gewisses — aber gern anerkanntes — Uebergewicht über die minder Ausgestatteten zu erlangen pflegen. Unglücklich indess braucht sich dieserhalb doch Niemand zu fühlen.

24.

(Der Freistädter-Lehrgarten.)

Die grosse Welt nahm Anfangs wenig Notiz von dem Bestehen dieser glücklichen freien Stadt. Erst nach dem Erscheinen des gedruckten Sammelwerkes — in zweierlei Ausgaben erscheinend, in einer grösseren ausführlicheren und in einer kleineren Volksausgabe — das schon seiner grossen Billigkeit wegen überall in Menge gekauft ward und das unter anderem auch umständliche Nachricht enthielt über jene freie Stadtgemeinde und über ihre eigenthümlichen Einrichtungen ward man aufmerksam und bald erschienen viele Fremde, um sich diese vielversprechende „Neuigkeit“ anzusehen und Diese nahmen nun je nach ihrer Empfänglichkeit einen bestimmten Eindruck davon mit nach Hause. Ja, die Sache kam mit der Zeit sogar in die Mode und die Bewohner der freien Stadt, während sie einerseits durch den Zulauf der Fremden recht gute Geschäfte machten, mussten es über sich nehmen, Diese in alle Stätten und Abtheilungen des Lehrgartens einzuführen, sie begleitend und bewachend, damit nur nichts in den herrlichen Sammlungen verdorben oder entführt würde. Für eine Zeit lang war somit das ruhige genussreiche Leben der Freistädter in etwas gestört.

In den Anstalten des Lehrgartens wird von einheimischen wie von fremden Besuchern überall ein geringes Eintrittsgeld gegeben. So auch bei den Vorträgen der Lehrer wie bei den Darstellungen der Künstler. Für die Jungens wird das Lehrgeld von der Gemeinde entrichtet, so lange sie nicht die Herausgabe ihres Landantheils erlangt haben; denn darnach stehen sie ganz auf eigenen Füßen.

Einen herrlichen belehrenden Genuss gewährt dem Naturfreund der Besuch des vereinigten Thier- und Pflanzengartens der Freistadt. Weit über dem beschränkteren freiländischen stehend enthält er in

ausgezeichnet natürlicher Ordnung alles, was in dieser Hinsicht nur möglich war, lebendig und anschaulich darzustellen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten.

Wenig gibt sich die Anstalt mit dem Ausstopfen der Thiere und mit dem Pflanzenpressen ab. Hier muss alles lebendig, im vollen Wuchs, die Thiere in ihrer natürlichen Umgebung und in ihrem Element sich befinden, damit man das natürlich-freie Leben der ausgestellten Wesen beobachten könne. Darüber sind bei den Thieren überall die gewissen schon auf Freiland üblichen Beobachtungsgänge geführt, so eingerichtet, dass die Thiere von den darin befindlichen sie belauschenden Wissbegierigen nicht gestört werden.

Hier findet man — im Unterschied von Freiland und unter den nöthigen Vorsichten — auch die wilden gefährlichen Thiere, den Löwen, Tiger, Bär, Wolf u. s. w. in geeigneten Sondergärten mit möglichst viel Spielraum gehalten, so dass dieselben sich, so viel es eben angeht, natürlich darin gehaben und bewegen können.

Fast alle Thiere, welche in den einzelnen Gärten — meist gruppen- oder familienweise — gehalten werden, kommen im grossen Sammelgarten nochmals vor, wo sie alle zusammen von einer starken hohen Mauer eingeschlossen, die noch dazu durch dichtes Dornwerk und durch abwehrende Stahlspitzen geschützt wird, ihr natürlich-wildes Leben darin führen können. Da kommen alle ihre Vorsichten und Listen, Kämpfe und Ueberwältigungen zu Tage, und die Art der Bepflanzung des Gartens und Vertheilung der darin lebenden Thiere ist derart von vorneher nach Erfahrungen und Proben zweckmässig geregelt, dass die pflanzenfressenden furchtsamen Fliethiere wohl bis zu einem gewissen Grade ihr Gedeihen und Schutz vor den Raubthieren finden, dass aber dabei auch die Raubthiere mittels ihrer List und Stärke zu dem nöthigen Futter gelangen können, kurz dass sich Beide beständig einander das Gleichgewicht halten. Da fehlt denn zu dem Bilde ihrer natürlichen Lebensweise eben gar nichts mehr, als nur die freie Natur selbst; denn in allem Uebrigen ist dasselbe hier im gemessenen Raume sogar viel lehrreicher dafür zubereitet.

Damit man in der kälteren Jahreszeit, wann im Pflanzengarten wenig zu sehen, dennoch über eine brauchbare Pflanzensammlung verfügen könne, ist man auf ein Verfahren verfallen, mittels welchem die Pflanzen wohl getrocknet, aber — entgegen dem gewöhnlichen Verfahren — nicht plattgedrückt, sondern in ihrer natürlichen Form

erhalten werden. Es besteht darin, dass die frischen, nicht feuchten Pflanzen allmählig und mit Sorgfalt in ein feines aber schwerwiegendes Pulver von unten auf eingegraben und dann sammt dem einschliessenden Gefässe der Wärme ausgesetzt werden, damit sie alsbald trocknen und vollends steif geworden wieder herausgenommen werden können. Nachdem die so behandelte Pflanze vom anhängenden Pulver gesäubert ist, kann sie, nach Art eines ausgestopften Thieres auf ein Brettchen gestellt und mit ihrem Namen versehen, in die Sammlung eingereiht werden. Eine solche Sammlung in Beibehalt ihrer natürlichen Form getrockneter Pflanzen haben sich die Freistädter-Pflanzenkundigen angefertigt und sie nach Art der übrigen Naturalien-Sammlungen zur bequemen allzugänglichen Benutzung aufgestellt. Wer sie einmal gesehen, konnte nicht mehr an den sonst üblichen Sammlungen plattgedrückter Pflanzen Gefallen finden.

Eine gleichfalls sehr anziehende und lehrreiche Abtheilung im vereinigten Pflanzen- und Thiergarten ist die der gezähmten Thiere, wo nämlich die schon durch die Zucht veredelten Rassen nun noch durch Abrichtung immer mehr geistig ausgebildet werden, so dass nicht abzusehen ist, wie weit das noch gehen wird. Von Elefanten, Pferden, Hunden, Affen u. dgl. nicht zu reden, zahme Löwen, Tiger, Bären, Wölfe, Orangs, Gorilla's u. dgl. sind hier zu finden und man kann, zur Vorsicht mit dem Stachelpanzer bekleidet, beliebig zu ihnen selbst in die Gärten gehen, sich mit ihnen spielen und unterhalten. Es sind jung eingefangene oder im Garten selbst geborene Thiere, die man durch die geeignete Nahrungs- und Behandlungsweise derart zahm gemacht hat, als man es nur verlangen kann. Insbesondere die höher entwickelten Affen findet man schon so weit gezähmt und vervollkommt, dass sie nicht nur unsere Geberden, sondern auch mitunter Worte und ganze Sätze unserer Sprache zu verstehen scheinen. Das anziehendste Schauspiel derart sieht man natürlich, wenn die betreffenden Freistädter Naturfreunde selbst, die Hüter und Pfleger, die Liebhaber und Abrichter dieser Thiere, in den Garten treten und mit ihnen wie mit Bekannten verkehren.

Im Naturgarten befand sich auch eine geheime Abtheilung, zu der nur ganz Vertraute Zutritt erhielten. Es war dies ein geschlossener Garten, in dem aufgelesene Findlinge — d. i. rücksichtslos von den Eltern weggelegte und dem Verderben preisgegebene Kinder — auf ganz eigenthümliche Weise gehegt und

herangezogen wurden. Man widmete ihnen gerade nur so viel Pflege, dass sie am Leben und bei Gesundheit erhalten blieben; im Uebrigen enthielt man sich absichtlich jeder Einwirkung auf sie, besonders jeder geistig bildenden. Das Ergebnis davon war, dass der abgesonderte Garten mit einer Art von Menschenwesen bevölkert ward, wie sie etwa in der Urzeit einmal bestanden haben mochten. An diesen künstlich geschaffenen Urmenschen oder Menschenthieren gab es für die eifrigen Menschenforscher so vieles die Urgeschichte der Menschheit Betreffendes abzusehen und zu lernen, dass man um dessentwillen das sonst grausam erscheinende Unternehmen entschuldigen und billigen konnte. Vor der grossen Welt natürlich ward solches einstweilen noch geheim gehalten.

In der zweiten Abtheilung des grossen Lehrgartens, der Schule des Lebens, findet sich auch die gewisse vormals in der Hauptstadt bestandene Heilanstalt. Diese wurde, als das Emporkommen der Freistadt gesichert war, hieher verlegt. Da wurde sie wieder vergrössert, während die Zahl der thätigen Theilnehmer beständig zunahm und zuletzt auch eine förmliche ärztliche Schule dabei errichtet ward. Dem grösseren Theile nach kamen der Anstalt die Hilfesuchenden von auswärts, denn die Freistädter waren zu vorsichtig in ihrer Lebensweise, als dass sie sich dem Krankwerden ausgesetzt hätten. Indessen, gefeit waren auch sie dagegen nicht. Gebärhäuser, Kinderkrankenabtheilung und das Siechenhaus für die Gealterten — was wieder mit der Versicherungs-Abtheilung der Volksbank in Verbindung stand — das waren so die hauptsächlich von den Bewohnern der Stadt selbst in Anspruch genommenen Abtheilungen dieser Anstalt.

Der dem ärztlichen Fache sich Widmende hatte hier zuvor seine strenge Vorbereitung und Prüfung zu machen. Wo es immer anging, musste er jeden ärztlichen Eingriff, den er künftighin an Menschen zu unternehmen gedachte, früher schon mehrmals — und mit gutem Erfolg — an Thieren gemacht haben, abgesehen von der Meisterschaft im Krankenuntersuchen und von der Fachkenntnis selbst; sonst ward er nicht anerkannt von seinen Fachgenossen und nicht vertrauensvoll gerufen von den Leidenden.

Die neben der Heilanstalt bestehende Versuchsanstalt für die angehenden Aerzte ist hier ebenfalls wieder erweitert und vervollständigt worden.

In der ganzen hohen Schule des freistädtischen Lehrgartens besteht die möglichste Lehr- und Lernfreiheit. Jeder, der Zuhörer findet, kann lehren, sowie auch jeder Schüler sich nach Belieben demjenigen Lehrer zuwenden kann, der ihm am besten zusagt. Genug, dass jeder junge Mensch, sobald er einmal im verlassenen Kindergarten die Grundlagen eines freien durch nichts Aufgezwungenes umnebelten Geisteslebens erhalten hat, sich nunmehr gerade seiner besonderen Natur entsprechend entwickeln kann, ohne dass er dabei an einen schablonenmässigen Lehrplan gebunden sei, der doch immer nur für Wenige passt. So viel Lebensklugheit, Urtheilsfähigkeit und richtigen Takt bringt nämlich ein Jeder schon vom Kindergarten her mit, dass er allemal das ihm gerade Abgehende, das ihm Angemessene und Vortheilhafte fast triebartig wird treffen müssen.

Und bei all dieser Freiheit macht sich doch gerade die Natur selbst wieder ihre Regel. Wenn man das gesammte Leben und Treiben der Jungens überblickt, so findet sich ein gewisses Uebereinkommen oder Herkommen, an dem Jeder trotz eigener Selbständigkeit beständig sich anlehnt, fasst ohne sich dessen bewusst zu werden. Aber suche einmal Einer gerade dieses Herkommen durch eine Regel festzustellen, wonach sich Alle zu richten hätten; wie werden sie gleich die sonst freiwillig eingehaltene Regel, nachdem sie zum strengen Gesetz geworden, unwillig übertreten und überspringen! —

So thut es ja auch die grosse, unbewusste Natur; um wie viel mehr also der frei erzogene Mensch!

25.

(Die Bücher und Blätter.)

Der **Bücher**, welche die Freistädter Buchhandlung verkauft oder die in der Lesehalle der Leihanstalt benützt werden, sind vornehmlich drei Arten.

Erstens das eigentlich sogenannte **Lehrbuch** oder **Volksbuch**. Es umfasst als Sammelwerk den ganzen Umfang des menschlichen Wissens und Könnens und hat einen anziehend gemeinverständlichen Stil und Vortrag, ganz ungleich den sonst sogenannten Lehr- oder Schulbüchern, die die Jugend oder den sich selbst Unterrichtenden durch ihre abscheuliche Trockenheit und ihre Armuth an wirklich bedeutendem Inhalt auf den ersten Einblick schon verdriessen und

abschrecken. Es hat das grosse Lehrbuch eine solche Einrichtung, dass es irgend ein noch Ungebildeter aber mit gesundem Sinn Begabter leicht und angenehm in ein paar bis zu einigen Jahren so bewältigen kann, dass er einen gediegenen Abriss oder Ueberblick über alles menschliche Wissen und Können dadurch erhält und ohneweiters nun auch einem Andern die Gegenstände desselben erträglich mittheilen könnte. Solcherart ist die Gemeinverständlichkeit und Klarheit der Sprache, die Auswahl und Vertheilung des Stoffes, die Zweckmässigkeit der bildlichen Ausstattung des Werkes. Es ist ein eigens für die Jugend und das Volk zubereiteter Auszug aus dem freiländischen Sammelwerk und wird auch die „neue Volksbibel“ genannt.

Die zweite Art von Büchern haben die Freistädter in dem eigentlichen **Sammelwerk** aller Wissenschaften und Künste, von Heinrich entworfen, von seinen Jüngern weiter ausgeführt und vollendet, nun aber von den Freistädtern durch den Druck allgemein zugänglich gemacht. Nicht für die Jugend und einfaches Volk, sondern für die Wissbegierigen überhaupt berechnet, enthält es alle die wichtigen Gegenstände und Fächer in der Ausdehnung, in der sie ein mit allseitig abgeschlossener Geistesbildung versehener Mensch innehaben sollte und wie es also für jeden Solchen einen Begleiter durchs ganze Leben abgeben mag. Der Stil oder Vortrag ist wohl klar und gemeinverständlich, nur nicht mehr so eigens für die Jugend oder das Volk berechnet. Jeder Gegenstand erscheint in allen seinen wichtigen und allgemein anziehenden Seiten vollständig aufgeführt und in einer so vorsichtig mustergiltigen Weise behandelt, dass der Inhalt wohl auf ein Jahrzehend hinaus von keinem Vernünftigen beanständet oder einem Widerspruch ausgesetzt werden kann.

Die dritte Art der üblichen Bücher sind endlich die eigentlichen **Fachbücher**. Sie gehören zum Gebrauch der betreffenden Fachleute, enthalten je nur ein Fach oder Gegenstand oder Theil eines solchen, schliessen sich aber dennoch im Geiste zu einem noch grösseren Sammelwerk — dem **Gesamt-Schriftschatz** — zusammen, der freilich kaum mehr vom einzelnen Menschen zu bewältigen ist, wie jenes mittlere Sammelwerk. Diese Fachbücher nun enthalten — die Arbeit unter sich theilend — den einzelnen Gegenstand in seinem ganzen Umfange, Wichtiges und Unwichtiges, genug, dass er zum Gegenstand gehört und überhaupt einen gescheidten Menschen anziehen kann. Wie z. B. das Fachbuch von den Geschichtsquellen die

wichtigen derselben genau und wörtlich, so wie sie uns überkommen sind, sammelt und beurtheilt, so enthält hingegen der betreffende Abschnitt jenes mittleren Sammelwerkes dieselben schon in einer zweckmässigen Auswahl und zugleich in einer handsamen und gleichsam genicssbareren Zubereitung. Da, bei diesen Fachbüchern, bringt also wohl manchmal die Absicht, den Gegenstand zu erschöpfen, etwas Trockenes mit sich, das freilich der Fachliebhaber nicht merkt.

Auch der **Zeitblätter** sind drei Arten, welche je mit den drei Arten von Büchern übereinstimmen und gleichsam deren jeweilige Fortsetzung bilden. Sie sind: das „Tagblatt“, das Sammelblatt, genannt „Die Gegenwart“, und die Fachblätter.

Unmittelbar an die Fachbücher sich anschliessend, bestehen die **Fachblätter**, welche das gerade in Bearbeitung getretene Entwicklungsfeld eines jeden Gegenstandes darstellen, während jene das jeweilig darin Abgeschlossene und Feststehende enthalten.

Die hier benutzten Fachbücher und -Blätter sind natürlich nicht lauter in der Freistadt einheimische, sondern auch auswärts gedruckte, sowie es die Eigenthümlichkeit des einzelnen Faches und der Grad seiner Pflege in dieser oder jener Stadt gerade mit sich bringt. In dieser Hinsicht steht die Freistädter-Schriftstellerei mit der übrigen gelehrten Welt in beständigem Zusammenhange und lebendiger Wechselwirkung.

Die beiden Hauptrichtungen der Schriftstellerei — die eine mit ihrem Trachten nach Genauigkeit im Einzelnen, die andere mit ihrem Auswählen und Sammeln des allgemein Anziehenden und Bleibenden zu einem Gesamtbilde — halten sich in ihrer entgegengesetzten Thätigkeit stets einander im Gleichgewicht, so wie es überhaupt bei jeder andern menschlichen Thätigkeit, die der bekannten Theilung und Wiederausfassung fähig ist, ja ebenfalls geschieht.

In einem ähnlichen Verhältnis, wie jene Bücher und Blätter der einzelnen Fächer stehen das mittlere Sammelwerk und das den Titel „Die Gegenwart“ führende Zeitblatt. Dieses überschaut das jeweilige Entwicklungsfeld des ganzen Menschengeschlechtes im Grossen und bringt solches in anziehender Darstellung — gleichsam als jeweilige Fortsetzung des mittleren Sammelwerkes — zur allgemeinen Kenntniss.

Etwas in seiner Art Vortreffliches ist jeweilig die politische und gesellschaftliche Abtheilung dieses Freistädter Zeitblattes. Schon sind

die eingeweihten Mitarbeiter in allen Landen, in allen Ständen verbreitet und sie benutzen diese Gelegenheit, um den Zeitgenossen mit klaren treffenden Worten die Wahrheit zu sagen. Wo irgend in der Welt ein grober Irrthum, eine beispiellose Dummheit, eine empörende Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit oder anwidernde Geschmacklosigkeit im öffentlichen Leben der Gesellschaft begangen wird, da sind die aufmerksamen Beobachter und Berichterstatter der Freistädter-Zeitung gleich hinterdrein, eine solche Ungehörigkeit vor der ganzen gebildeten Welt mit nichtsverzeihender Pflichtschuldigkeit aufzudecken und zu brandmarken. Da man staunen musste, wie nur diese Zeitblattschreiber von allerwärts so genau-verlässliche und umfassende Nachrichten sich zu verschaffen wussten und wie sie so ihrer Richtung unerschütterlich treu blieben, bekam ihr Blatt eine zunehmend immer grössere Verbreitung und — weil man darauf bald anfang, sich vor dessen streng-gerechter Verurtheilung zu fürchten und zu hüten — einen zunehmenden Einfluss wenigstens auf den äusseren Anstand, mit welchem fürderhin weittragende Handlungen und Geschäfte in der grossen Welt abgemacht werden. So wie zum Tadel, wenn er verdient war, bezeigten sich die Schreiber der „Gegenwart“ auch zum Lobe bereit, im Falle irgend in der Welt etwas Grosses, Gescheidtes oder Schönes zuwege gebracht worden war. Nur freilich — wie in der Natur der Sache gelegen — war dazu im Vergleich viel weniger Gelegenheit.

Aehnlich wie das Zeitblatt „Die Gegenwart“ zu dem mittleren Sammelwerk verhält sich das Freistädter „Tagblatt“ zu dem Lehr- oder Volksbuch; es bringt von Tag zu Tag das einem jeden Bewohner der Freistadt Wissenswerthe, insonderheit alles das Leben selbst angehende Nützliche.

Von Zeit zu Zeit, wenn das Bedürfnis eintritt, werden aus den Zeitblättern sowohl die einzelnen Fachbücher als auch das Sammelwerk ergänzt und so neue Auflagen derselben hergestellt. Das grosse Lehrbuch oder Volksbuch hingegen ist in dieser Hinsicht im Voraus schon so eingerichtet, dass es einer solchen Ergänzung und Erneuerung am seltensten bedarf. Als „neue Bibel des Volkes“ wird es mit festem Lettern-guss in grösster Anzahl gedruckt und zu erstaunlich billigem Preis allerwärts verbreitet.

Was plagten sich einst alle Missions- und Bibelgesellschaften, um das alte Buch von den Jehovah- und Christumärchen — die

jüdische und christliche Bibel — allen fremden Völkern gleichsam als unser Erstes und Bestes anzupreisen und aufzudringen? War das wohl werth, in 60 und mehr Sprachen übersetzt zu werden?! — Was werden wol die Besseren unter den Indern, Chinesen und Japanesen — über welche die „Civilisirten von Europa“ denn doch, alles in allem, nicht gar so hoch erhaben standen, als man sich wol einbildete — dadurch für saubere Begriffe bekommen haben von dieser „Civilisation“?! —

Die „neue Bibel des Volkes“, das grosse Lehr- oder Volksbuch der Freistädter, erwies sich zur Bekehrung fremder Völker — freilich nicht zum Juden-Christenthum, sondern zur Freiheit — als unendlich viel gediegener, wirkungs- und segensreicher.

26.

(Gottmanns Alter.)

Gottmann erlangte ein hohes glückliches Alter.

Im Anfange seines Aufenthalts in der Freistadt machte er den Baumeister des grossen Lehgartens, insbesondere der Kunstabtheilung desselben, wobei in ehrfurchtsvoller Schonung alles ferngehalten ward, was ihn je etwa verdriessen oder stören konnte. Weltleute, von denen man voraussetzen konnte, dass sie ihm nicht gefallen würden und die man doch die entstehenden Einrichtungen besichtigen lassen wollte, wurden nur in solchen Stunden eingeführt, wann sie dem alten Meister nicht begegnen konnten, Andere aber, Grössen aus der Gelehrten- und Künstlerwelt, erlangten die beste Aufmunterung, mit dem Allkünstler zu verkehren. Durch Diese auch geschah es, dass Derselbe, obgleich nur durch den Drang der Umstände nach dem alten Europa verschlagen, doch allmählig mit der entfremdeten Welt sich ganz gut zurechtzufinden wusste.

Nach Vollendung der Hauptarbeiten des Lehgartens ging Gottmann an die Verfassung einer Lebensgeschichte seines grossen Vaters und, daran sich schliessend, einer Geschichte Freilands, die natürlich — weit verschieden von der Darstellung jenes eingewanderten Walter — ein vollendetes Kunstwerk ward.

Seither pflegten die Einwohner der Freistadt mit wohlthuender Sehnsucht zurückzublicken auf jene von Gottmann dargestellten glücklichen und schönen Zeiten der Blüthe Freilands und — ganz

mit jener seligen Bewunderung, wie seinerzeit die Völker Europa's auf die entschwundene Herrlichkeit Griechenlands zurückblickten — sich die Vergangenheit Freilands immer wieder zu vergegenwärtigen. Jenes — von Gottmann beschriebene — Leben auf Freiland galt ihnen als für alle Zeiten unumstössliches Musterbild, das nunmehr, in Form der Freistadt nach der Europäischen Welt versetzt, zwar an Grossartigkeit und Vielseitigkeit gewonnen hat, aber jene rein-schöne Menschlichkeit, jene göttliche Ungestörtheit und in sich befriedigte Abgeschlossenheit dafür einbüssen musste. Wohlbedenkend, dass kein menschlich Ding über sein Zeitalter hinaus auf derselben Stufe bleiben mag, fühlte jedoch kein Verehrer Freilands in seinem jetzigen Leben sich deshalb unbefriedigt und unglücklich. Das vergangene freiländische Leben, in seiner unnahbaren Ferne als reine Schönheit angeschaut, gab nun den Anlass zu einem endlosen Kreis von Schönheitsgedanken, zu einer unabsehbaren Reihe von Kunstschöpfungen und zu der beseligenden Vorstellung von der ferneren Zukunft Europa's, wann erst jene Einrichtungen der Freiheit die ganze voranschreitende Menschenwelt durchdrungen haben mögen.

Jene Geschichte Heinrichs und seines Freilands im Vereine mit dem grossen Volksbuch bildete als Grundlage einer neuen glücklicheren Lebens- und Weltanschauung, — ähnlich wie seinerzeit die mit frommen Mähren ausgeschmückte frohe Botschaft vom rettenden Gottessohn — nunmehr die neue frohe Botschaft von der Freiheit, die bald darauf, wie ein Lauffeuer die Runde um die Welt antretend, den Anstoss gab zum Anbrechen eines neuen glücklicheren Zeitalters der Menschheit.

27.

(Freistädtisches Lieben und Leben.)

Die Liebes- und Lebensbündnisse, sonst Heiraten genannt, sind hier in der entwickelten Freistadt sowie alles andere einfach und frei. Das übereingekommene Paar lässt sich, um fernere Bewerbung abzuschneiden, im Tagesblatt als verbunden einrücken und nimmt sich in einem der grossen Häuservierecke eine zweitheilige Wohnung. Jedes setzt übrigens seinen bisherigen Lebenswandel fort: denn Jedes der Beiden ist vom Ändern, was Arbeit und Besitz anbelangt, unabhängig und nur, wenn sie Nachkommen erlangen, hat der Mann und Vater die ihn allein treffende Pflicht, so lang die Pflege des Kindes dauert,

für Beide zugleich zu arbeiten, damit es der im Haus der Mütter untergebrachten Gemalin wie dem Kinde an nichts gebricht. Die Paare schwören sich keine — von selbst verständliche — Liebe und Treue, wohl aber unbedingte gegenseitige Aufrichtigkeit.

Hätte man — was bei den bestehenden freien Verhältnissen selten vorkommen mag — nachträglich erst erkannt, dass man nicht zu einander passt, nun, so ist noch immer dadurch Niemand unglücklich gemacht. Auf vernünftiges reiflich überlegtes Uebereinkommen trennt man sich und die Kinder erhalten nach wie vor im Garten die nöthige Pflege, Erziehung und Unterricht; genug, dass die Getrennten auch ferner jedes für sich, der Anstalt den gering bemessnen Erziehungsbeitrag leisten. Auch, wenn Eines von den Gatten stirbt, so ist weder der überlebende Theil, Witwer oder Witwe, noch die Kinder als Waisen, dadurch völlig unglücklich und hilflos.

Ueberhaupt besteht in Sachen der Liebe nicht die Ueberspanntheit und das hochgeschraubte Wesen, wie man's in Romanen, wie wol auch nicht das hausbackene, filisterhaft-gemeine Wesen, wie man's sonst aus der Wirklichkeit kennen gelernt. Vielmehr ist die Liebe und Ehe hier — aus vernünftiger Ueberlegung, aus gegenseitiger inniger Freundschaft und Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorgegangen — ein zwar nüchternes, dafür dauerhaftes Liebes- und Lebensbündnis, das alle Eigenschaften an sich hat, um zu ruhigem Glück zu führen.

Erhält Jemand bei der übereilten Werbung eine Abweisung, so braucht er darüber nicht zu verzweifeln; denn es besteht nicht jener himmelhohe Unterschied in der Persönlichkeit bei den Einzelnen und nicht allzu schwer wird er etwas Aehnliches, als er geliebt hat, unter den Uebrigen sich ausfinden.

Alles in allem, wahrhaft unglücklich — und wenn wirklich einiger Anlass dazu vorhanden wäre — wird man nicht leicht Jemanden finden hier unter dem lebensklugen Geschlecht. Sich unglücklich fühlen im Leben und damit sich selber quälen, das wäre freilich höchste Unklugkeit und solchen freiwendigen Menschen nicht zuzutrauen. Statt dessen wird der Betreffende sich lieber zur höchsten Anstrengung aufstacheln, um sich aus der Patsche herauszuarbeiten und die Vorbeugung zu treffen, dass ihm Aehnliches nicht wieder begegnen kann.

Der Geist der Klugheit war so recht eingewachsen diesem aus Heinrichs freier Erziehung hervorgegangenen Geschlecht.

Es geschah das etwa so wie bei jenem lehrreichen Beispiel auf der Insel Pitcairn. Es hat sich einmal ereignet, dass meuterische englische Matrosen auf der Felseninsel Pitcairn in der Südsee mit eingebornen Weibern einer andern Südseeinsel eine Ansiedlung gründeten. Sie vertrugen sich aber nicht unter einander, sondern hegten so lange Feindschaft und übten Gewaltthätigkeit unter sich — und zwar besonders aus Eifersucht wegen der Weiber — bis sie sich gegenseitig bis auf den zuletzt übrig bleibenden Adams, den Besten von Allen aufgerieben hatten. Dieser ward dann der geistige Stammvater eines nachwachsenden Geschlechtes, das er im schlichten Christenthum, wie er sich's als einfacher Mensch aus der Bibel herausgelesen, zur Gottesfurcht und Sittlichkeit heranerzogen hatte. Dieses ganze Geschlecht, das nachmals so zahlreich geworden war, dass es theilweise auswandern musste, hatte bis in späte Zeiten gewisse bleibende Eigenthümlichkeiten an sich behalten, nicht nur die Einfalt und Sittenreinheit die ihnen der gute Adams anerbte, sondern merkwürdigerweise auch andere ganz besondere Eigenthümlichkeiten der übrigen Stammväter. Diese hatten als Meuterer in beständiger Sorge und Furcht leben müssen vor Entdeckung und Bestrafung und so geschah es, dass sie viele Jahre lang noch immer Wachen ausstellten. Selbst nun diese Eigenthümlichkeit der beständigen Furcht und Scheu der Meuterer hatte sich der Seele ihrer Nachkommen eingepägt und diese konnten mit ihrer Einfalt und Sittenreinheit, mit ihrer Menschenscheu und inneren Unruhe nicht unter dem übrigen benachbarten Volk bestehen, zu dem man sie der Auswanderung halber hingeschickt hatte.

Ein ähnliches Bewandnis — ein in gewissem Sinn auch wieder entgegengesetztes — hatte es hier in der Freistadt mit dem aus Heinrichs Ansiedlung hervorgegangenem Volk. Die Selbständigkeit, der Freiheitssinn, die Lebensklugheit der einfach gute Geschmack und alle übrigen hervorstechenden Eigenschaften des Gründers Heinrich hatten sich in seiner geistigen Nachkommenschaft eingewurzelt und gleichsam festgewachsen. Kein Weltschmerz eines frühverhätchelten Byron, eines leichterregbaren Lenau, keine weltverachtende Rücksichtslosigkeit eines Schopenhauer, keine Selbstverhöhnung eines Heine, keine grossthuende Lüderlichkeit, keine Verzweiflung und Unglückssucht, wie sie verkommenen grossen Geistern eigen, konnten

hier mehr vorkommen. Jeder grosse Geist, der hier zum Leben gelangt, entwickelt sich regelrecht und unüberstürzt, kurz naturgemäss; er flucht nicht über das ihm gewordene Geschenk der höchsten Anlagen, sondern freut sich derselben und beglückt in der Thätigkeit seines fruchtbaren Geistes auch alle Uebrigen.

Durch alles dies ist auch der allgemeine Geschmack ein anderer geworden. Die grellen Trauerspiele, in denen ein grossangelegter Geist oft nur desshalb so Furchtbares und übers Menschliche Hinausgehendes erduldet, weil er in seinem Leben einmal gegen die Klugheit verstossen hat, diese Spiele wurden immer mehr geläutert oder gar ausgemerzt. Wenn die Spanier einmal so grosse, rohgeartete Freude gehabt an den öffentlichen Kämpfen mit Stieren, die Römer gar an den noch aufregenderen Kämpfen der menschlichen Fechter untereinander, so erschienen den Freistädtern jene grellen Trauerspiele, worin in ähnlicher Art die noch ärgere geistige Folter der Menschen haarklein dargestellt wird, als ein nicht weniger unstatthaftes Vergnügen und ihr nüchterner Geschmack brachte derlei Spiele immer mehr ins Abkommen. Heitere, beglückende Spiele aber kamen immer mehr in Schwung, wurden von den Künstlern mit voller schlichter Naturwahrheit gegeben und von der heiter gestimmten Zuhörerschaft mit freundlichem — nichtlärmendem — Beifall dankend entgegengenommen.

28.

(Besucher der Freistadt.)

Die Einwohnerzahl der Freistadt nahm in ihrer Entwicklungszeit derartig schnell zu, wie nur etwa bei den neu entstehenden Städten der schnell in Ruf kommenden Goldländer. Freilich war hier noch etwas mehr zu bekommen wie Gold, nämlich die Freiheit. Alle die deutschen Männer und Frauen, welche schon längst dem Freiheitsglauben zugethan, doch in unliebsamen Verhältnissen fügsam ausharren mussten, um nur im lieben Frieden mit Welt und Umgebung auszukommen, verliessen, als die sichere Kunde zu ihnen gekommen von der aufblühenden jungen Freistadt, schleunigst ihren Ort, um hier als freie Bürger aufgenommen zu werden, wozu ausser der Bürgerprüfung und einem selbsterworbenen Antheilschein der Landwirthschaftsabtheilung nichts erforderlich war als ein kurzer Probe-

aufenthalt, um sich bei den übrigen Bürgern bekannt und beliebt zu machen.

Gleich im Anfang zählte die Stadt — mitsammt den von Freiland herübergekommenen Tausend und all den zahlreichen in der Hauptstadt und im ganzen Land des Fürstenthums erworbenen Jüngern und den aus dem Kindergarten reif Hervorkommenden, alles in allem ebenfalls ein paar Tausende betragend — also schon drei Tausend erste Einwohner oder Urbürger, die Kinder des Kindergartens gar nicht gezählt —, wozu nun die alljährlich steigende Zahl der von auswärts Herbeikommenden und sich um die Bürgerschaft Bewerbenden und die ebenso steigende Zahl der aus dem Kindergarten Heranreifenden dazukam.

So geschah es, als das zuerst ausgebaute Stadtviertel mit seiner vollen Einwohnerzahl versehen war, dass die nun Folgenden an ein nächstes neuzubauendes Viertel verwiesen wurden, wo sie sich ansiedeln sollten. Auch Diese hatten sich an geeigneter und im Voraus bestimmter Stelle ihr eigenes Kosthaus und die übrigen nothwendigen Anstalten und Unternehmungen einzurichten, soweit dieselben nicht etwa für den ganzen Bereich der Stadt gemeinsam ausreichten, wie das Kaufhaus, die Volksbank, die Strassenbahn, die Zeitungsunternehmung und das Versammlungshaus.

Diese neuen Anstalten des zweiten Stadtviertels waren keine Mit- und Wettwerber gegen die des ersten Viertels, sondern eine jede für den Bereich ihrer Zweckmässigkeit völlig selbständig und der andern gleichlaufend. Jeder Bewohner wendete sich derjenigen zu, die ihm gerade näher und bequemer im Wege lag. Die Preise und die Güte der Waaren und der Zubereitungen waren dieselben.

Jemehr die Einwohnerzahl der freien Stadtgemeinde zunahm, desto geringer wurde für jeden Einzelnen die Abgabe zu den gemeinsamen Auslagen, desto herrlicher gedieh der Lehrgarten mit seinen ihn besorgenden Gelehrten und Künstlern, desto grossartiger ward das freie und doch geordnete Getriebe des Kindergartens, desto lebhafter die Verbindung mit der übrigen Welt, woraus die Blüthe des Handels und Kunstfleisses dieser Stadt.

Dass durch Ehrlichkeit und Verlässlichkeit berühmte Kaufhaus der Freistadt nahm zu an Vertrauen bei aller Welt, die Freistädter Zeitung ward wegen ihrer unbefangenen Freimüthigkeit und der Verlässlichkeit ihrer allumfassenden Nachrichten überall gesucht und zu

Rathe gezogen und die Sammlungen und übrigen Anstalten des Lehrgartens, sowie sie mehr und mehr bekannt geworden, zogen immer mehr wissbegierige Besucher heran.

Zur Aufnahme der Fremden bildeten sich eigene Anstalten, „Gastwohnhäuser“ genannt, wo sie nicht von gierigen Habsüchtigen ausgebeutet wurden, sondern um den denkbar billigsten Preis die nöthige Wohnung, Pflege und Führung erhielten. Wie wohlthuend war ihnen eine solche menschenfreundlich biedere Aufnahme!

Was für Genüsse — billig zu haben — erwarteten den Besucher, wann er sich nun erst etwas umthat, um die Einrichtungen des Lehrgartens zu besichtigen! Welche Sammlungen und Anstalten, welchen herrlichen Geschichtsgarten und Aehnliches bekam er da zu sehen! Welchen grossartig und geschmackvoll angelegten und eingerichteten Schönheitsgarten, der eine Welt voll Schönheit für sich ausmachte!

Was musste der Besucher — etwa vom vereinigten Thier- und Pflanzengarten herüberkommend — lernen und empfinden, wann er den Kindergarten — Menschengarten möchte man sagen — besichtigte, die oben darüber gebauten Beobachtungsgänge benutzend? Er sah da zum ersten Mal das junge Menschenthum in seiner reinen — nicht rohen — ungestörten Natürlichkeit, kurz: in Freiheit!

Die Kinder verlassend gelangte er darauf in jene Abtheilungen des eigentlichen Lehrgartens, wo die heranwachsende Jugend von liebreichen Lehrern — Männern und Frauen — auf eine anziehende und geisterweckende Art unterrichtet wird und weiter, wo die entwickelten Jünglinge und Jungfrauen mit andern Lehrern in bedeutsames Gespräch sich vertiefend ein Bild darbieten, das an den Umgang der grossen griechischen Weisheitsfreunde, eines Sokrates, Platon und Aristoteles mit der sich ihnen anschliessenden Jugend Athens erinnern muss; denn die „Schule“ wird hier gleichfalls in keiner geschlossenen bänkeerfüllten Stube abgehalten, sondern womöglich im Freien, in einem schönen Haine oder einer stillen Laube, in einem der vielen Säulengänge oder in den Prachtgebäuden der Sammlungen.

Im Vorbeigehen sieht der Besucher die „Musterwirthschaft der Jungen“, an der diese nicht nur alle später erforderlichen nützlichen Thätigkeiten und Geschicklichkeiten erlernen, sondern auch in die Formen der gesellschaftlichen Ordnung eingeführt werden, auf dass sie beim Uebergang ins bürgerliche Leben nirgends Anstoss zu

erregen brauchen durch etwaige Nichtbeachtung dieser unerlässlichen Formen.

In die dritte Abtheilung des Lehrgartens übergehend sieht der Besucher in schönen und bestens zum Zwecke stimmenden Gebäuden alle Schätze der freien, bis in die höchsten Schönheitsgedanken hinaufgeführten Kunst, in Werken der ehemaligen Freiländer sowohl als ihrer Nachfolger, er hört ihre — Himmelswonne im Herzen erweckende — Musik, er wohnt ihrem hochentwickelten Schauspiel bei mit seinen einfachen Zubereitungen und der mächtigen lang nachdauernden Wirkung, und sieht nun erst noch das glückliche Leben der Bürger selbst mit den festgefugten und doch zugleich freibeweglichen also gleichsam selbststeuernden Einrichtungen des Freistaates da kann denn die Wirkung nicht ausbleiben. Ein Anderer, als er gekommen, kehrt der Besucher wieder heim und — hat er anders noch Lebensmuth und Unternehmungsgeist — so ruht er nicht, bis er selbst ein Bürger der freien Stadt geworden, oder bis er mit Gleichgesinnten an geeigneter Stelle gar selbst den bescheidenen Anfang einer freien Gemeinde gegründet oder überhaupt sonst etwas für das Verständnis und die Verbreitung des Freiheitsgedankens Erspriessliches gethan hat.

Dies gerade war der wichtige Zeitpunkt, um dasjenige Unternehmen, um dessentwillen die Ausgesandten ja eigentlich nach Deutschland gekommen waren, wieder um einen grossen Schritt vorwärts zu fördern; dadurch, dass man den herzugereisten Fremden bereitwilligst Auskunft und Aufklärung ertheilte in Sachen der Freiheit und dann, dass man Diejenigen darunter, die einen grösseren nachhaltigern Eindruck davon erfahren hatten, in ihre Heimat begleitete und ihnen dort beim Einführen und Neuschaffen freistädtischer Einrichtungen mit Rath und That an die Hand ging.

Das Erste, was man in solchem Falle überall in Angriff nahm, war der Kindergarten, um sich an den übernommenen Waisenkindern in der freien Erziehung einzuüben und einzuleben und um sich für dereinst frische Jünger zu schaffen, und dann, wo es die Regierungs- und sonstigen Verhältnisse des Landes zuliessen und genug geeignete Theilnehmer vorhanden waren, die Gründung der freien Gemeinde. An die Einrichtung eines Lehrgartens konnte nur da gegangen werden, wo besonders günstige Verhältnisse zu Hilfe kamen.

Der Anfang war gemacht, das Verständniß der Freiheit allgemein zu machen und erfreulich war es den Ausgewanderten sammt ihren Jüngern und dem an dem Werke theilnehmenden edlen Fürsten, zu bemerken, mit welcher lauffeuerartigen Schnelligkeit jetzt der Antheil an dem neuen freien Wesen sich zuvörderst in Deutschland verbreitete. Es war dies vorerst freilich nur Modesache — blos keine der gewöhnlichen — und da das Bedürfnis nach neuen freien Einrichtungen durch so lange bereits fühlbar in der Zeit gelegen, so kam es, dass beim Bekanntwerden jener Angelegenheit sogar die Lauen in die allgemeine Theilnahme mitgerissen wurden. Und bekanntermassen, wie eine Sache einmal solche Gewalt auf die Gemüther ausübt, dass sogar die schwerbeweglichen Lauen davon ergriffen werden, so ist ihr Fortgang gesichert. Unaufhaltsam wie die Verbreitung einer neuen allgemeinen Religion schritt die Freiheits-Angelegenheit vorwärts, ja mitunter, wo nicht gleich die Eingeweihten mit gutem Rath und mit ihrer Ordnergabe bei der Hand waren, überstürzte sich die Sache sogar etwas.

29.

(Kriegsspiel und Kriegsübung.)

Im Fürstenthum entstanden bald rund um den Bezirk der Freistadt mehrere neue freie Gemeinden, die sich je einen Kindergarten und ein Versammlungshaus einrichteten, während sie im übrigen, nämlich um der Benutzung des Lehrgartens willen, sich an die mitteninne liegende Freistadt wandten. Durch die überall errichteten Strassenbahnen war dies leicht möglich. Auch die Kinder in den neuerrichteten Gärten sollten, sobald sie auf einen gewissen Grad der ersten Ausbildung gebracht waren, zum Behuf ihrer weitem Erziehung in den Lehrgarten der Freistadt übertreten, der in dieser Voraussicht gleich von Anfang an eine so grossartige Ausdehnung und Einrichtung bekommen hatte, dass er nöthigenfalls die Jugend des ganzen Fürstenthums in sich aufnehmen konnte.

Da das Ländchen des Fürsten denn doch in einer gewissen Abhängigkeit stand von dem an der Spitze stehenden deutschen Grossstaat, und insbesondere die gewisse Anzahl von Soldaten dahin zu stellen hatte, so suchten die Angehörigen der freien Stadtgemeinde — durch Vermittlung des Fürsten — ein entsprechendes Abkommen

zu treffen, damit sie dieses ihnen sehr unliebsamen Soldatenschickens enthoben würden. Man kam endlich dahin überein: die freie Stadtgemeinde dürfe ihre Krieger selbst ausbilden, sie müsse aber dafür, im Falle eines Krieges gegen das deutsche Vaterland, auf einmal einen doppelt oder nöthigenfalls auch dreimal so grossen Heerkörper von eingeübten Kriegern zum deutschen Heere schicken, als es sonst verpflichtet gewesen wäre. Der deutsche Bundes- oder Reichsfeldherr habe sich von der Zuhaltfähigkeit der Freistädter bezüglich dieses Vertrages zu gewissen Zeiten zu überzeugen. Nur unter diesen Bedingungen mögen sie von der regelmässigen Kriegerstellung ausgenommen sein.

Diesen Vertrag zu erfüllen, trieb man so früh als möglich mit den heranwachsenden Jungen das schon von Freiland her den Ausgesandten noch bekannte Kriegspiel. Es gab im grossen Lehrgarten einen eigens dazu tauglich hergerichteten Platz, wo man alle möglichen Formen des kleinen und grossen Krieges, soweit er im Spiele darstellbar war, aufführen konnte. Da wurden die beiden spielweise unterschiedenen feindlichen Parteien je in das betreffende Landstück geführt, das ihr Reich bedeuten und das sie nun vertheidigen oder vergrössern sollten und es gab darin eine solche geeignete Abwechslung von Hügel, Thal und Ebene, dass sich vom Schanzenbau und deren Vertheidigung, dem Bau, der Vertheidigung und Erstürmung kleiner Festungen bis zur Darstellung und Aufführung ganzer kleiner Feldzüge alles mögliche in dieses Fach einschlagende spielweise hier durchmachen liess. Dazu kam dann noch die Verfertigung der zu diesen kriegerischen Spielen nothwendigen Trutz- und Schutz Waffen, der Armbrüste und Panzer, sowie der ungefählichen Wurfmaschinen.

Da die Jungen natürlich keine Ahnung hatten, dass dies noch mehr zu bedeuten habe als ein blosses Spiel und bei einer klugen Leitung doch so wenig als möglich Zwang angewendet wurde, so gewährte ihnen das Kriegspiel immer von Neuem eine unendliche Freude und Lust. Die betreffenden Lehrer erfanden eine den Anlass gebende anziehende Geschichte — wie von einem Kampfe mit den Wilden u. dgl. — und die Jungen mit ihrem ganzen Ernst gingen darauf ein, als wenn es sich um die Wirklichkeit selber handelte. Sie gebrauchten ihren jungen Geist zum Erfinden von allerlei Kriegslist, Angriffs- und Vertheidigungsplanen und da sie nicht nur den

blossen Kampf, sondern den ganzen Krieg mit seinem Ernennungswesen der Führer, mit seinem ganzen Verpflegs- und Ortsversetzungs-, dem Verwundeten- und Gefangenenwesen möglichst treu nach der Wirklichkeit sich darzustellen angeleitet wurden, so erlangten sie für dieses Vertheidigungsfach eine Pffiffigkeit und Findigkeit schon in frühen Jahren, zu welchen kein als Erwachsener erst Eingebübter mehr gelangt.

Wächst der Junge heran und wird zum Jungbürger, so hat er unterdess erst erfahren, welches Bewandnis es mit diesem Kriegspiel hat, nämlich dass es nur eine frühe spielende Vorübung war zu der nun weiter fortzuführenden eigentlichen Kriegsübung. Einsicht nehmend in den abgeschlossenen Vertrag muss er es als das Klügste erkennen, demselben sich redlich zu fügen. Zufrieden damit, dass er wenigstens kein eigentliches Drillsoldatenleben mitzumachen braucht, muss er freilich gewärtig sein, beim ausbrechenden Kriege um so gewisser einzutreten, da ja alsdann das Gesamtvaterland in Gefahr ist.

Für diese Kriegsübung der Erwachsenen, die, obwol schon aus dem Spielerischen herausgetreten, doch keineswegs nach Art einer unliebsam unausweichlichen Obliegenheit betrieben wird, hat die freistädtische Gemeinde ebenfalls ihren eigens hiezu geeigneten Platz bestimmt. Weit ausserhalb der Stadt und der Landwirthschaft ein unfruchtbares Haideland, aus Ebene und aus Hügelland bestehend und hinreichend gross, um da alle möglichen Uebungen lehrhaft durchführen zu können, ist der Schauplatz der Kriegsübungen.

Noch mehr als bei dem Kriegsspielen der Jungen wird hier wo möglich alles getreu nach der Wirklichkeit darzustellen versucht.

Da der Heerkörper der Freistädter für den Fall des Aufrufes die weitere Begünstigung erhalten hat, dass er ungetheilt als solcher beisammen bleiben darf unter den eigenen freigewählten Führern, so wird natürlich auch von Grund auf dieses Führer-Wahlwesen genau durchgeführt.

Wie in allen übrigen Einrichtungen der Freistadt-Bewohner, besteht auch in diesem Bereiche die möglichste Gleichheit und Freiheit. Kein Krieger braucht einem Führer zu gehorchen, der nicht von der Mehrheit seiner Genossen zu diesem Ehrenamt berufen und bestimmt ist. Ueberdies besteht auch kein Unterschied der Unterhalts- und sonstigen Ansprüche vom einfachen Krieger bis zum obersten Führer.

Diese Grundsätze überall folgerichtig durchgeführt, baut sich die ganze Gliederung des Heerkörpers von unten an gleichsam von selbst auf. Die kleinste Einheitsgruppe, die Kriegergemeinde, erwählt frei aus ihrer Mitte ihren Leitmann oder Führer und zugleich (für den Fall, dass Dieser fehlen sollte) die Reihenfolge seiner Ersatzmänner. Eine gewisse Anzahl solcher Heeres-Einheiten bildet eine höhere Einheit, den Schlachthaufen und so weiter bis zum gesammten Heereskörper. Da wählen je die gleichstehenden Führer unter sich Denjenigen aus, dem sie am liebsten folgen möchten — sammt dessen Ersatzmännern im Ausfall — und die Masse der unterstehenden Krieger bestätigt diese Wahl. Auf ähnliche Art wird auch der oberste Befehlshaber des Ganzen, der eigentliche Feldherr, ernannt.

Das Kriegsgesetz lautet vom Augenblicke der Ernennung an — auf Gehorsam gegenüber diesen selbsterwählten Führern, Befehlshabern und Feldherrn. Wo nicht Gefahr im Verzug ist, handelt aber auch der Feldherr nicht eigenmächtig, sondern nach vorheriger Berathung, also im Einverständnis mit der Mehrzahl der unmittelbar Untergebenen.

Es sind eigene Tage im Jahre — gleichsam Feiertage — zu diesen Kriegsübungen bestimmt, welche bald in grösserem bald kleinerem Maasstab vollführt werden und bilden dieselben bei der Lebhaftigkeit, mit der sie betrieben werden, dann wegen der mannigfaltigsten Erlebnisse, von denen sie begleitet und der Belustigungen, mit denen sie beschlossen zu werden pflegen, keine unliebsame Obliegenheit und Anstrengung, sondern gewissermassen eine Art Volksfeste der Freistädter.

Der frischen Abwechslung halber werden fast allemal neue Wahlen gemacht und die je zusammengehörige Partei bietet all ihren Geist der Schlaueit und geordnetes Zusammenwirken auf, um ein recht hübsches Beispiel einer kriegerischen Unternehmung zu liefern.

Nach beendigter Uebung kommt die Rast und dabei die Nachlese des Tages, die Berichterstattung von der Führer-Fähigkeit, von glücklichen Einfällen der Einzelnen und vom Zusammengreifen der Gliederung, kurz die Beurtheilung all des Geleisteten.

Da diese Kriegsdarstellung nicht nur so oberflächlich gemacht wird, sondern immer mit der Voraussetzung, als ob es richtiger und wirklicher Krieg sei und also alle möglichen Wechselfälle und Vorkommnisse so genau als möglich nach der Wirklichkeit gemacht

werden, so kann es nicht fehlen, dass diese Krieger, wenn dann noch die Vaterlandsbegeisterung hinzukäme, unter ihren selbsterwählten Führern sicher kein Geringes leisten würden, wo immer ihnen eine passende Aufgabe gestellt sein möchte.

Gleichwie beim Kriegsspiele Knab' und Mädchen ohne Unterschied daran Theil nehmen, so auch bei der Kriegsübung der Erwachsenen; nur dass man hier die Mädchen und Frauen vornehmlich zu jenen Geschäften des Krieges anstellt und vorbildet, welche nicht unbedingt gerade einen Mann erfordern, also zu dem Verpflegs- und Verwundetenwesen.

Der deutsche Reichsfeldherr pflegte nicht ungern diesen Kriegsübungen der Freistädter beizuwohnen: vielmehr er hielt diese freilebige Truppe für sein Kleinod und versprach sich nicht wenig davon, wenn sie wirklich einmal im Ernste das Gesamtvaterland mit zu schützen berufen sein würde.

30.

(Die freie Landesgemeinde.)

Diese Kriegsübungen kamen zu der Zeit am meisten in Schwung, als der edle Fürst, nachdem durch Bilden und Anschliessen neuer freier Gemeinden an die erste binnen Kurzem das Fürstenthum fast nur mehr aus solchen freien Gemeinden bestand, daraufhin freiwillig sein Recht und seine Titel ablegend, das ganze Land für frei erklärte und dieses so zur Selbständigkeit gelangt war.

Es war durch den Rücktritt des Fürsten nunmehr an der Stelle des Fürstenthums gleichsam eine freie Landesgemeinde entstanden, deren natürlichen Mittelpunkt die Gemeinde der freien Stadt bildete, ohne dass diese aber dabei sich willkürlich irgend ein Vorrecht oder Uebermacht angemasst hätte.

Die Erledigung der fürs ganze Land gemeinsamen Angelegenheiten geschah nun folgendermassen. Da es nicht leicht möglich war, eine allgemeine Volksversammlung des ganzen Landes zu berufen, so musste durch das Mittel der Landeszeitung, die Jedem zugänglich, ein Ersatz gefunden werden. Jede derartige Angelegenheit erschien daher vorerst in der Landeszeitung erklärt und erläutert mit der allgemeinen Aufforderung, begründete Vorschläge dazu einzusenden. Dann, wenn auf diese Weise nichts Neues mehr für die Sache zu

erwarten stand, ward die Angelegenheit in allen einzelnen Gemeinden — die durch allmähliges Verschmelzen immer grösser geworden war — zusammenfassend berathen und endlich in der Hauptstadt durch einen eigens berufnen Leiter dieser Angelegenheit im Verein mit den Abgeordneten aller Landgemeinden die eingelaufenen Entscheidungen verglichen und dem Verlangen der Mehrzahl der Ausschlag gegeben. Die Urheber der angenommenen und also zum Gesetz gewordenen Vorschläge erhielten darauf — ähnlich wie die geistigen Gründer sonstiger nützlicher Unternehmungen — von der Gemeinde eine Art Ehrenlohn oder Entschädigung ihrer gemeinnützigen Geistesarbeit.

Ein freigewählter oberster Leiter der Landesangelegenheiten oder **Staatsleiter**, wie man ihn nennen konnte, war nun an die Stelle des Fürsten getreten, ohne aber irgend eine fürstliche Macht zu besitzen; denn seine Aufgabe beschränkte sich darauf, die jeweiligen Vorschläge in Landesangelegenheiten aufzunehmen, sie sammt Begründung in der Zeitung — welche seitdem Landeszeitung geworden bekannt zu machen, dann die Berathungs-Ergebnisse aller Gemeinden zu sammeln, zu vergleichen und endlich die Willensmeinung der Mehrzahl — ebenfalls wieder in der Landeszeitung — als Gesetz kundzugeben. Ausserdem hatte der jeweilige Staatsleiter das Land gegen aussen hin zu vertreten, gleichfalls mit Ausschliessung irgend einer Willkürlichkeit. Die Stelle trug ausser dem einfachen vollen Lebensunterhalt — der auch allen übrigen öffentlich Angestellten gewährt war — nichts weiter ein, gab daher auch in dieser Hinsicht keinen Anlass zu einem verderblichen Uebergewicht oder zur Habsucht. Es war ein auf allgemeines Vertrauen gegründetes Ehrenamt — nichts weiter.

Auch im übrigen Deutschland — wo die Regierungs- und sonstigen Verhältnisse es zuliessen — wurden mit zunehmendem Eifer freie Gemeinden und späterhin auch freie Städte gegründet, nach dem Muster der ersten.

31.

(Die Eingeweihten.)

Ein Glück war es für das Unternehmen der Ausgesandten, dass der mit ihnen verbündete Fürst mit demjenigen deutschen Erbprinzen, dem in Kurzem die Lenkung der Geschehke ganz Deutschlands

zufallen musste, in einem derart freundlichen Verhältnisse stand, als es in diesem Standesbereiche nur selten vorkommt.

Mit diesem hochstehenden Prinzen — demselben der die Reise nach Freiland mitgemacht und dort so sehr von Gottmann war ausgezeichnet worden — war der edle Fürst schon längst in Geist und Herzen gleichsam verbrüdet. Jener kannte und billigte dessen Freiheitsgründer-Bestrebungen, er gewährte ihm und seinen Anhängern in dem ihm vorbehaltenen Staate allen nur möglichen Vorschub — soweit eben der wirklich regierende alte Fürst dem Erbprinzen einen Einfluss zugestand — ja sie hatten es bereits aufs Genaueste unter sich verabredet, wie, wenn der Erbprinz dereinst der Leiter des Reiches werden sollte, er aus allen Kräften darnach streben wolle, aus ganz Deutschland einen freien Einheitsstaat zu machen.

„Aber nicht auf Deutschland allein,“ pflegten sie sich zu sagen, „müssen wir unsere Bestrebungen richten, sondern theilweise auch auf die übrigen Staaten und Völker unseres Erdtheiles. Niemand kann ein ruhig-glücklicher Bürger sein, wenn es seinem Nachbar nicht gefällt. Auch diese „Nachbarn“ müssen also der Freiheitsbildung theilhaftig werden, damit es allseitig gleichmässig damit vorwärts gehen könne. Wir müssen auch dahin unsere Ausgesandten schicken, damit sie in ihrer klugen erfolgreichen Weise unsere Ansichten und Strebungen auch unter den umwohnenden Völkern verbreiten. Auf diese Weise ist es auch vielleicht möglich, weitere grosse Kriege in der Zukunft uns zu ersparen. Denn sei was immer für heissblütiges Volk unser Nachbar; wenn es im Innern selbst frei geworden, so wird es mit uns schwerlich in einen Krieg gerathen: wir stören einander ja nicht. Unfrei aber, wenn sie bleiben, werden sie leicht als Feinde auf uns gehetzt werden können.“

In diesem Sinne wurden geeignete Freistädter früh schon auch in die benachbarten Länder geschickt und es wurde, als sie erst einige Erfolge erreicht, auch das kleine und grössere Sammelwerk in die betreffenden Sprachen übersetzt, und geeignet bearbeitet den Nachbarvölkern zugänglich gemacht. Ward es von der am Ruder stehenden Herrschaft verboten, desto besser: denn um so mehr ward es gesucht und gelesen.

Die Franzosen hatten der Menschheit zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts ein grossartiges Beispiel gegeben von einer Staatsumwälzung, von der Freiheitsbegeisterung eines ganzen grossen Volkes.

Leider gingen ihnen die Früchte derselben vielfach verloren, weil der ganze Vorgang zu verzweifelt-gewaltsam bewerkstelligt war: die der geringsten Freiheit so lang Entwöhnten konnten doch nicht auf einmal nun geeignet sein, in den Formen des entwickelten Freistaates zu leben. Und so geriethen die Franzosen bald wieder unter die Gewaltherrschaft, erst eines eroberischen Soldaten, zuletzt gar in diejenige des blos schlaun Trägers eines berühmten Namens, bis erlittene Niederlagen mit darauffolgender unglücklicher Selbstzerfleischung ihnen den Uebergang bahnte zu später Selbstregierung.

Die deutsche Staatsumwälzung — ein rund Jahrhundert nach der grossen französischen — verfolgte ganz andere Wege und hatte, aus andern Bedingungen hervorgegangen, einen ganz andern Geist. Sie entwickelte sich langsam aber unaufhaltbar von unten auf. Nicht plötzlich losbrechend und alles überstürzend, sondern klein beginnend und bewusst vorschreitend, zuvor im Geist des ganzen Volkes vorbereitet und dann erst wirklich ins öffentliche Leben tretend, alsdann aber auch auf festen Wurzeln stehend und sich in den vorher bereiteten Gleisen weiter entwickelnd, so trat diese auf: ganz nach dem lehrreichen Beispiel der grossen Mutter Natur. — Zur rechten Zeit und mit den rechten Mitteln ward nun in Europa durch den deutschen freien Geist die Völkerfreiheit gegründet. —

Die zu jenem Behuf in die Nachbarländer Ausgesandten blieben ^{in beständiger Verbindung mit den beiden der Sache ergebenen Fürsten} und mit den Angehörigen der ersten freien Stadtgemeinde. Sie bildeten so eine Art Geheimbund — ohne deren unnöthige Förmlichkeiten, jedoch mit einigen wenigen Erkennungszeichen. Ausserdem bedienten sie sich, wo es nöthig war, der neuen von Gottmann und seinen Angehörigen geschaffenen Kunstsprache, beispielsweise zum geheimen Verkehr untereinander und zu Berichten für die Freistadt oder an die beiden Fürsten. Dann trugen sie im gewöhnlichen Leben meist die gewisse, in der Freistadt übliche, einfach-zweckmässige, keiner Mode unterliegende Kleidung und führten überhaupt ein einfach zweckmässiges Leben. Als Erkennungszeichen diente ein irgendwo an der Kleidung angebrachtes Bändchen mit den sechs Regenbogenfarben — gleichsam um die Weltbürgerschaft anzudeuten, die keiner einzelnen Partei oder Farbe angehört, sondern der Menschheit überhaupt — oder auch das irgendwo angebrachte Sinnbild der Freiheit — Kreuz, Krone und Schwert, und darüber ein Spinnengewebe (der

Vergessenheit) ausgespannt. — Diese Erkennungszeichen wurden nur bei wirklicher Nothwendigkeit und sehr vorsichtig angewendet, also kein leeres Spiel damit getrieben.

32.

(Ein grosser Deutscher.)

Der nunmehrige Leiter der Angelegenheiten Deutschlands, der selbst Herrscher gewordene Prinz, griff die Sache, für die er sich in seiner Jugend begeistert hatte, mit seltener Thatkraft an.

Noch nie, seit einem einzelnen Menschen die Gelegenheit gegeben war, Millionen seiner Mitbrüder zu leiten und zu führen, sind auf Erden grössere Plane zu volkbeglückenden Unternehmungen gefasst und ausgeführt worden, als nachdem nun der Erbprinz des neuen deutschen Gesamtstaates oder Reiches das Zepter erlangt hatte. Längst hatte er sich unter den freiländischen Ausgesandten und deren Anhängern, den glücklichen Bewohnern der Freistadt, die geeigneten Personen erwählt, die ihm in seinem Streben helfen sollten und es war gewissermassen ein heiliger Pakt zwischen ihnen und dem Herrscher deshalb eingegangen worden.

„Ich will,“ pflegte er zu ihnen zu sagen, „der grossen Gelegenheit auch die grosse Ausführung gesellen. Es ist erprobt, dass die Menge nicht sich selbst überlassen werden kann, sondern dass sie einheitlich geleitet werden muss, sei es durch den fähigen Fürsten selbst oder durch einen demselben ergebenen Staatsmann; kurz, der lebendige Staatskörper will auch seinen Kopf haben, Hierin besteht denn meine Aufgabe. Ich werde mich durchaus nicht begnügen, etwa ein gewöhnlicher Dutzendherrscher zu sein, sondern ich will die hohe Stelle, auf die mich das blinde Glück nun einmal gestellt hat, in meiner eigenen Weise vollauf benutzen — etwa wie der Künstler seine Mittel — um etwas Grosses und Ewiges damit zu schaffen. — Kriegerische gewaltsame Eroberungen sind nicht mehr an der Zeit und gefallen mir auch nicht. So will ich also im geistigen Sinne ein grosser Eroberer sein, so eine Art Napoleon, aber freilich: ein Napoleon der Freiheit! Dahin wenigstens gedenke ich es zu bringen, dass die dereinstige Geschichte meinen Namen mit Ehrfurcht aussprechen soll als den eines Wohlthäters der Menschheit!

„Nicht regieren will ich und nicht herrschen, vielmehr nur leiten; aber das in so grossem Maasstab, als es nur überhaupt die Klugheit zulässt, so grossartig, als es noch nie bisher vorgekommen ist. Da einmal schon ein gutes reines Beispiel im Land meines fürstlichen Freundes besteht, nämlich die herrliche Freistadt, so hab' ich's viel leichter als je. Dazu noch bin ich mit euch, den thatkräftigen und umsichtigsten Ausgesandten der Freistadt, aufs innigste verbündet. So kann's nicht fehlen.

„Mein Volk ist leider etwas zu gutmüthig und genügsam. Die Freiheit scheint ihnen ein in weiter Ferne liegender schöner Traum, so dass sie's fürs Beste halten, sich hübsch geduldig in die schale Wirklichkeit zu fügen. Sollen sie also dennoch bald der heraufleuchtenden Freiheit theilhaft werden, so muss ich mich wohl bequemen, von meinem Throne aus die heilsame Umwälzung selber einzuleiten. Sie widersprechen mir zu wenig. Ich muss mir also gleichsam selbst meine Gegnerschaft, meine Widersacher künstlich schaffen und dadurch die Lebensgeister der Freiheitslust in ihnen aufwecken.“

„Ihr meine Mitverbündeten,“ so fuhr er fort, zu ihnen zu reden „meine geheimen Räthe und Ausfühler meiner Plane, müsst treulich zu mir stehen und mir zu alledem behilflich sein. — O gründet mir doch vor allem in meinem Reiche ein recht freisinniges, keckredendes Zeitungsblatt, das in klarer, allverständlich-guter Sprache und unter gediegener, einleuchtender Begründung über alle noch ausstehenden Freiheiten und Menschenrechte bittere Klage erhebt und auf Abhilfe dringt. Lasst diese freisinnige und beinahe aufrührerische Zeitung meinerwegen sogar den anlockenden und bisher fast verpönten Titel „Die Freiheit“ führen und erzieht mir so mein zahmes träumerisches Volk zum Verständnis und zum Begehren seiner Rechte.

Schlagen eure Worte in ihre Herzen ein und erkühnen sich auch Andere neben euch — besonders die Abgeordneten — eine derartige freiheitheischende Sprache zu führen, nun dann trete ich schliesslich in all meiner Gottesgnadenschaft und Landesväterlichkeit wieder einmal in einer Ansprache vor mein Volk und rede zu ihm etwa Folgendes: „Weil Wir bemerkt haben, dass Unser liebgetreues Volk die Einführung dieser oder jener Rechte, dieser und jener Freiheiten geziemend

fördert, so geruhen Wir, die besagten Rechte und Freiheiten hiemit in Unsern Staaten einzuführen.'

„Auf diese Art können wir Pressfreiheit, Glaubensfreiheit, Gemeinde-, Unterrichts- und andere derlei segensreiche Freiheiten einführen und ich bleibe dabei wie vorher der allgeliebte, gütige, „constitutionelle“ Landesvater.

„Während ich von oben aus die Sache der Freiheit auf diese Weise begünstige, müsst ihr und eure Freunde — gleich einer würdige Ziele verfolgenden geheimen Gesellschaft — dieselbe von unten auf ausbauen und mir in allem die nöthigen Nachrichten und Rathschläge zumitteln. Ihr müsst meine geheimen Minister sein, während Diejenigen, welche diesen Namen führen, wol nicht viel mehr als meine Puppen sein werden

„Ueber kurz oder lang — nachdem alles gehörig vorbereitet ist — fordert ihr denn mit kräftigen Worten die Einführung der freien Gemeinden, sammelt euch für diesen Gedanken begeisterte und geschickte Anhänger und ich gebe zuletzt wieder dem schon stärker werdenden Andrängen nach. Unter eurer geschickten Leitung wird nun dieser entscheidende Schritt, um die freie Regierung von unten auf einzurichten, zweckmässig ausgeführt und zugleich durch gemeinverständliche Schriften und Vorträge die rechte Lehre von der Freiheit allerwärts in meinem Reiche bekannt gemacht.

„Unser nächstes Trachten nach diesem ist, an die Einführung einer anderen Wehrordnung zu gehen. Die kriegerischen Mordwerkzeuge werden immer fürchterlicher und **zuletzt wird doch nur Derjenige sein, der das felsenfeste Vertrauen des ganzen wehrhaften Volkes für sich hat.**

„Ihr müsst für die Zeiten der Gefahr — malt sie ihnen schwarz genug — die Einführung der wahren allgemeinen Volksbewaffnung verlangen. Das will sagen: Nicht eine einzige Menschenkraft des ganzen Volkes darf im Kriegsfall verloren gehen. Zugleich aber müsst ihr das Recht der Volksvertretung verlangen, bei der Berathung: ob Krieg, ob nicht, die entscheidende Stimme zu haben. Ihr müsst ihnen begreiflich machen, dass in solchen Fällen, in denen das Volk selbst den Krieg will, — der alsdann gewiss um keine Lappalie geführt wird — aber auch Alles, was nur waffenfähig ist, mithelfen muss, damit er mit ganzer Kraft und glücklich zu Ende geführt werden könne.

„Mit der Einrichtung der freien Städte müssen wir ein eigenes Verfahren einhalten. Ich kann nicht die Städte im Land veröden lassen, um dafür freie Stadtgemeinden zu gründen. Das will einen Mittelweg. Wir müssen vom Bestehenden ausgehen und so vorsichtig und allmählig, wie es eure Art ist, dies Bestehende mit den Einrichtungen der Freiheit zu begaben suchen. Ist doch zur Lehre für Alle das schöne Beispiel — wie der erste fertig gebildete Kristall zum leichteren Bilden und Anschliessen der übrigen — die „Schöpfung aus dem Reinen“ im Fürstenthum meines Freundes bereits gegründet und in Blüthe.

„Wirket, arbeitet, bekehrt, gründet mir in diesem Sinne; es ist euch dazu alle Vollmacht in meinem Lande gegeben!“

In solcher Weise redete der grosse Deutsche zu seinen Mitverbündeten.

33.

(Das Freiheitsunternehmen.)

Die mit solcher Aufgabe Betrauten führten diese auch mit aller erdenklichen Klugheit und Umsicht in Wirklichkeit aus.

Es war, wie wenn ein Netz das ganze Land in Geheim umspinnen hielte, um den Durchbruch des Neuen unaufhaltsam zu bewirken. Es war wie im Frühling, wenn alles keimt und die verborgenen Kräfte zusehends nach Aeusserung drängen, um einen vollblühenden Sommer zu schaffen. So ward jeder Freistädter oder warme Anhänger derselben, der im deutschen Land Reisen unternahm, sogleich für die Aufgabe gewonnen und zur Beihilfe veranlasst, ausserdem dass die Eingeweihten selbst, an den erwählten Orten sich aufhaltend, jede Gelegenheit benutzten, um im Sinne des freiheitstheischen Fürsten zu wirken. An allen Orten und Enden zuckte der Geist der Freiheit, der Stolz der Unabhängigkeit. Die Wechselwirkung der deutschen Besucher in der Freistadt und der Freistädter in Deutschland ward immer lebhafter und inniger, immer mehr Beispiele von Gründungen kleiner freier Gemeinden tauchten auf und mit wachsender Schnelligkeit verbreitete sich durch dies alles das neue Evangelium, die frohe Botschaft von der Freiheit, das endlich auch die bestehenden Städte darangingen, sich mit Einrichtungen in diesem Sinne zu verjüngen, veredeln und verschönern.

Man verlangte — auf Anregung der Eingeweihten — die Aufhebung des Taufzwanges, man verlangte die volle Glaubens- und Meinungsfreiheit, man befreite die Schulkinder vom Erlernen der jüdischen Göttermärchen und vom christlichen Zeremonienwesen, um ihnen nur einfache und wirklich fürs Leben nützliche Dinge aufzugeben, man bestand überdies auf der Erklärung, dass es fürder keine „Landes-Religion“ geben solle, sondern dass die Glaubenssachen jeder Einzelne mit sich selbst ausmachen solle. Man gestattete die freie Ausübung von was immer für Glaubens- und Gottesdienst, wenn er nicht gegen die allgemeinen Gesetze verstieß und wenn er mit keinen öffentlichen Aufzügen, Umgängen u. dgl. verbunden war.

Man ging endlich allerseits an die Errichtung der Kindergärten und auch ganzer Gemeinden nach dem Muster der ersten.

Einige grössere Städte unternahmen es auch, aus ihren Sammlungsschätzen grosse Lehrgärten zu errichten, ebenfalls nach dem Muster des freistädtischen. Hierbei trug die erst vor Kurzem zu ungeahnter Vollkommenheit gediehene Bildervervielfältigung — auch in den grössten Maasstäben und mit der ganzen Frische der Farben — vieles bei zur Einrichtung von wohlgeordneten Bildersammlungen nach dem Muster des Freistädter-Lehrgartens.

Der klug vorbereitete Ruck in der Vorwärtsbewegung zur Freiheit hatte nur einen geringen und ohnmächtigen Rückschlag dagegen zu gewärtigen.

Die niedere Geistlichkeit — soweit sie geistig gebildet und gut gesinnt war — machte den geringsten Widerstand. Sie war schon im Voraus bearbeitet und dessen versichert, dass sie bei dem Umschwung nicht zu verlieren hätte, sondern dass die freisinnige Regierung jedem „Seelenhirten“, der sich verpflichte, seinen Glauben auf eine möglichst vernünftige und zeitgemässe Weise vorzutragen, von Seiten der Gemeinde schier das Doppelte des bisherigen, ziemlich schmalen Einkommens zusichere.

Einen grösseren und möglicherweise gefährlicheren Widerstand machten in den katholischen Ländern Deutschlands die höheren geistlichen „Würdenträger“, die sich „Nachfolger der Sendboten Christi“ nennenden und thatsächlich nur umsonst und unfruchtbar fette-Pfründen-Verzehrer seienden, unnützlichen Drohnen im fleissigen Bienenstaate des Volkes. Diese ahnten und sahen nur zu deutlich, wie sie immer mehr „in ihren innersten und heiligsten Interessen“

(in Machtausübung und Pfründengenuss nämlich) bedroht und angegriffen wären und sie suchten sich mittels ihrer leichterworbenen Reichthümer und ihrer Standesmacht des Angriffs auf ihre Stellung zu erwehren. Aber weder das Volk, das nicht mehr wie ehemals dumme und blindglaubende, noch die durch Selbstdenken vorwärts gekommenen Priester, die geistlichen Lohnarbeiter für die heiligen Nichtsthuer, weder das eine noch die Andern, welche sonst ihre Stütze gewesen waren, rührten sich, um die erbgesessenen Rechte der tyrannischen Kirchenfürsten zu vertheidigen.

Um ihr Unglück vollzumachen, der langgestandene Zauberstuhl St. Peters in Rom ward unsanft berührt, wackelte und fiel. Fiel auf Nimmerwiederaufstehen und die Welt ward nicht — auf solchen Gräuel hin — mit Pech und Schwefel gestraft, sondern erfreute sich der glücklichsten Ruhe. War es doch nicht anders, als ob ein drückender Alp von der Christenwelt hinweggenommen wäre, so leicht lebte sich's nach dieser endlichen Abschaffung eines Popanzes, des schon lange nicht mehr „unfehlbaren“ Römischen Papstes.

Froh mussten jene geistlichen Drohnen sein, wenn sie unter solchen Umständen mit einer angemessenen — oder vielmehr noch immer gnädigst-hochgegriffenen — Versorgungs-Abfertigung in den „wohlverdienten Ruhestand“ versetzt wurden, wenn sie es nicht etwa vorzogen, zu den Spaniern und Mexikanern oder anderem streng-glaubigem Volk auszuwandern.

Neben der Befreiung der Geister vom Glaubenszwang und Kirchendruck betrieb man auch die Befreiung der arbeitenden Klasse von der ausbeutenden Beherrschung durch den Grossbesitz. Dieses Uebel war bereits zur Unerträglichkeit gewachsen. Der Arbeiter mochte sparen und Vereine bilden und gute oder schlechte Saiten aufziehen: es blieb ihm nach emsig oblegenem Tagewerk, wenn es gut ging, gerade nur so viel, um sich mit den Seinigen durchs Leben zu schlagen, nichts weiter, während der glückliche Besitzer weiter keine Plage hatte, als von Zeit zu Zeit seine fällig gewordenen Löwenantheile einzuziehen. Eines hatten die Arbeiter indess bereits erreicht: die Herabsetzung der Arbeitszeit auf ein halbwegs menschliches Maass. ($\frac{1}{3}$ Tag oder 8 Stunden in 24.) Es galt nun noch, ihnen über den blossen Lohn hinaus, der eben kaum für die Lebensfristung genügte, einen (wenn auch vorläufig noch so kleinen) Antheil am Besitzergewinne zu verschaffen und der Zeitpunkt erwies

sich zu diesem Zweck als besonders günstig. Schon war die Volkswirtschaft zu so grossen Maasstäben gediehen, dass bald nicht mehr ein einzelner Reicher mit seinem Vermögen etwas sonderlich Grosses ausrichten konnte. Es mussten sich ihrer Viele zu einer Unternehmer-Gesellschaft vereinigen mit bestimmt bemessenen Antheilen, die ganze Angelegenheit musste verwaltungsmässig betrieben und von Zeit zu Zeit vor der Theilnehmer-Versammlung offene Rechnung gelegt werden. Man begeisterte nun die Arbeiterschaft für den Gedanken, dass ein bestimmtes Maass dem Unternehmen geleisteter Arbeit ebenso, wie eine gewisse demselben gewidmete Geldsumme, zum Genusse eines Gewinnantheiles berechtigen solle und dass also der Arbeiter, welcher das ganze Jahr hindurch seine volle Stundenzahl einhält, ohneweiters als Glied der Unternehmer-Gesellschaft betrachtet werden müsse. Die Eingeweihten wussten diesen Gedanken immer mehr als das einzige Mittel zur Lösung der brennenden Arbeiterfrage darzustellen, so dass einige Unternehmen, die bisher am meisten unter der Unzufriedenheit ihrer Arbeiter zu leiden gehabt hatten, die Sache bei sich einzuführen begannen. Die Geldsumme, welche der Arbeitskraft eines Menschen gleichwerthig sein sollte, ward freilich im Anfang ziemlich gering angenommen (gleich dem Mittleren aus den Gehältern aller bei einem Unternehmen Angestellten); dessenungeachtet konnten nicht nur die Unternehmer sondern auch die Arbeiter mit diesem Abkommen zufrieden sein. Einmal aufgenommen in den Kreis der gewinnempfangenden Theilnehmer waren sie nicht mehr bloss Abgelohnte, denen das Gedeihen des Unternehmens übrigens gleichgiltig sein konnte, sondern sie mussten sich als mit dem Schicksal des Unternehmens aufs Innigste verbundene Antheilnehmer fühlen. Freudig setzten sie ihre ganze Kraft für das Gedeihen des Ganzen ein und achteten streng darauf, dass auch die Uebrigen das Gleiche thaten; denn um so eher konnte es zu Ende des Wirtschaftsjahres einen grossen Gewinn abgeben. Auch eine gewisse richterliche Gewalt ward den Arbeitern von nun an zugestanden; es konnten Geldstrafen und Entlassungen nur mehr zufolge Uebereinkommens aller bei dem Unternehmen beteiligten Gruppen verordnet werden. Ging ein Unternehmen schlecht, so ward es nicht nur von den vermögenden Theilnehmern, sondern auch von den Arbeitern verlassen und diese wandten sich anderen Unternehmen zu, wo sie besseren Erfolg erwarten konnten. Es leitete sich gegen früher eine

viel raschere Ausgleichung der ab- und zuziehenden Arbeiterschaften ein, umsomehr als auch das Reisen unterdess billiger geworden war und aus den Gewinnstheilen leicht ein gemeinsamer Versicherungsschatz gebildet werden konnte, der den weniger glücklichen Arbeitern in einer etwaigen Klemme helfen sollte. So kam es, als derlei Abkommen immer mehr allgemein Eingang fanden und als dann die Arbeiter auch durch ihr Vertretensein bei den Theilnehmer-Versammlungen (durch gewählte Abgesandte) einigen Einfluss zu nehmen begannen, dass die Antheilssumme, für welche jeder Arbeiter seinen Gewinnanspruch haben sollte, allmählig immer höher und höher bemessen ward (mitunter auch anderseits durch Gehaltsverminderung ausgeglichen), bis dieselbe auf ihrem richtigen und wenig mehr hin und her schwankendem Maasstab angelangt war, d. i. auf der Stufe, wo es ziemlich gleichgiltig war, ob man durch die Widmung dieser gewissen (so ziemlich dem mittleren Sklavenpreis entsprechenden) Geldsumme oder durch die Anwendung seiner Arbeitskraft bei einem Unternehmen Gewinn machen wollte. Zu guter Letzt ward das Recht des Arbeiters auf einen Antheil am Gewinnste der ihn ablohnenden Unternehmung auch von der Gesetzgebung gutgeheissen und zur Hintanhaltung von Vorenthaltungen sogar die staatliche Ueberwachung zugesagt. Der dem blossen Arbeiter zufallende Gewinn (den es früher gar nicht gab) hatte sich so mit dem (früher so hoch gestiegenen) Gewinn des blossen Besitzers ins rechte Gleichgewicht gestellt und die Arbeiterfrage war somit gelöst.

Die Aufhebung der Einzel-Erbschaften und anstatt dessen das Erben der gesammten Gemeinde, ward nun ebenfalls durchgesetzt, freilich klugerweise nur allmählig. Man begann auf die Einzelerbschaften nach und nach immer grössere Steuern aufzulegen, bis der Staat endlich schier die Hälfte der Erbschaftsbeträge an sich zu nehmen durchsetzte. Dafür bildete man unterdess aus diesen Erbschaftseinkünften einen eigenen Schatz, der zu nichts anderem als nur zu Erziehungs- und Bildungszwecken verwendet werden durfte, bis es so weit kam, dass der Staat allen seinen Unmündigen die unentgeltliche Gewähr einer vollständigen und für alle Lebenslagen ausreichenden Erziehung versprechen und sicher stellen konnte. Er gewährte auf diese Art, anstatt des anderwärts unbillig verlangten „Rechtes auf Arbeit“ vielmehr das wirkliche Recht auf Erziehung.

Verlangte eine Gemeinde, die gesammten Einrichtungen der ersten freien Mustergemeinde für sich anzunehmen, — die freie Verwaltung und das freie Einzelleben, das Erben der ganzen Gemeinde zu Gunsten des Nachwuchses, dabei das Halten der freien Kinder- wo möglich dazu des Lehrgartens, dann das freie Wehrwesen u. s. w. — wünschte sie, von den Eingeweihten hinreichend dafür vorbereitet, alles dies freiwillig bei sich einzuführen, so ward das gerne gewährt und der Staat liess einer solchen Gemeinde von nun an in allen innern Angelegenheiten die volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Eine einzige früher zu erfüllende Bedingung gab es dabei. Die sich Frei-Erklärenden hatten vorher den sie treffenden Theilbetrag der bestehenden Staatsschulden abzuführen, wogegen sie künftighin einen entsprechend viel geringeren Betrag an allgemeiner Steuer zu zahlen hatten.

Eine derartige Verringerung der Steuer durch Abtragung des den Einzelnen treffenden Staatsschuldenbetrages war auch allen Uebrigen gestattet und es wurde Denselben diesfalls feierlich zugesagt, dass künftige Staatsschulden nur mit Beistimmung des ganzen Volkes (nicht blos der Abgesandten) gemacht werden sollten.

Auf solche Art griff das Bilden der freien Gemeinden und anderes dergleichen — kurz der Umschwung des alten Wesens in das neue — rasch um sich und verbreitete sich unter kluger Leitung der Eingeweihten nach und nach über ganz Deutschland.

Um alle diese Fortschritte machen zu können, hatten sich schon seit Langem Viele der Eingeweihten einzelnen Fächern und Ständen gewidmet und dafür alle Prüfungen, Weihen, Eide u. dgl. abgelegt. So traten Einige darunter in den Stand der Priester und Gottesgelehrten, Andere in den Stand der Rechtsvertreter und Richter, der Beamten, Aerzte, der Lehrer an Volks- und Hochschulen u. s. w. und gebahrten sich darin eine zeitlang, als ob sie weiter keinen Zweck hätten, als ruhig ihre Stelle auszufüllen und gegen die ganze eingerostete Welt der Stillstandsleute eine nachsichtige Duldung ausüben zu wollen. Sie benützten aber diese Zeit, um ihre Amtsgenossen genau kennen zu lernen, die dem vernünftigen Fortschritte Zugänglichen herauszufinden und durch Liebenswürdigkeit im Umgang mit ihnen und durch geistigen Einfluss sie so weit als möglich für die Sache zu gewinnen. War dann der rechte Zeitpunkt gekommen, so begannen sie immer entschiedener aufzutreten, indem sie Abänderung

der verrotteten Formen verlangten und, wenn sie von den Liebhabern des Alten angegriffen wurden, sich so laut und öffentlich als möglich auf eine ganz entschiedene und vernünftige Weise zu vertheidigen. Es war dann schon halb gewonnen; denn sie hatten die Vernunft für sich, während die erschreckten Gegner die Führung ihrer Sache gewöhnlich durch zorniges Schimpfen, durch Schreien nach der Gewalthilfe und überhaupt durch Leidenschaftlichkeit selbst lächerlich und verdächtig machten und weil die Eingeweihten es nicht früher auf den Austrag ankommen liessen, bevor sie nicht die geistig überwiegende Hälfte ihrer Amtsgenossen und überhaupt die Vernünftigen für sich gewonnen hatten.

Es ist eine eigene Sache mit dem Bekehren. Ein grosser und neuer Gedanke leuchtet nicht gleich aufs erste Mal völlig ein; aber in einer klaren unverfänglichen Art ausgesprochen, hat er die Eigenthümlichkeit und Macht, die selbstdenkende Gattung der Geister anzuregen und gleichsam für solange gefangen zu nehmen, bis sie mit ihm ins Reine gekommen sind. Auf solche Art werden Diese bekehrt. Die übrigen Geister, die denkfaulen, die noch ein erklecklich Theil ursprünglicher Affennatur an sich haben, werden schon gar nicht durch das blosses Auftreten eines neuen grossen Gedankens bekehrt, ja nicht einmal derart angeregt und angezogen, auf dass sie dann durch eigene geistige Arbeit in sich umgewandelt und bekehrt würden. Derlei grosse neue Gedanken werden eher von ihnen abgewiesen und verpönt. Sie wollen, in die alten Geleise bequem eingefahren, durchaus nichts Neues über sich hereinbrechen sehen. Diese also sind durch nichts zu bekehren als durchs Beispiel. Merken sie, dass eine gewisse namhafte Anzahl der Uebrigen, darunter besonders ihre verehrten „Leithammel“, den einschränkenden Zaun überspringen, neue Wege einschlagen und davon ihren Vorthail haben, so thun sie's ihnen im guten Glauben endlich nach. So werden diese „Armen am Geiste“ bekehrt. Diese natürliche Eigenthümlichkeit der besseren und der niedern Gattung der Geister nahmen die „Eingeweihten“ bei ihren Bekehrungen und Einführungen wolweislich in Acht. Durch diese Art des Vorgehens geschah es auch, dass sie bei all ihren Umwälzungsarbeiten, die sonst gern in blinden allgemeinen Kampf auszuarten pflegen, an dem nicht Klugheit noch Freiheit Antheil haben, fortwährend Glück hatten.

Nach solch einem gleichsam schon im Voraus entschiedenen

Meinungskämpfe im Bereiche der Fachmannschaft ward dann die Sache immer mehr zur öffentlichen und allgemein wichtigen Angelegenheit gestempelt und nicht früher nachgegeben, bis das entsprechende, den Fortschritt heiligende Gesetz entworfen und von dem die ganze Angelegenheit von oben aus überblickenden Fürsten gutgeheissen und eingeführt war.

Bei der Ausbreitung der freien Gemeinden mit ihrem ausgebildeten Arbeiter-Genossenschaftswesen kam es allmählig dahin, dass nicht mehr wie früher die Arbeiter dem Besitzer sich anzubieten hatten, sondern dass der Besitzer den Arbeiter-Vereinen sich anbietet, um ein Unternehmen mit ihnen zu gründen und dass der erzielte Gewinn nun nicht mehr ausschliesslich auf der Besitzseite hängen bleibt, sondern an alle Mitwirkenden vertheilt wird. So stand also das ganze Arbeitwesen auf dem Punkte, wieder um eine Stufe der Entwicklung emporzukommen. Einmal arbeitete man mit Sklaven und mit Leibeigenen, einmal auch arbeitete der Staat — oder vielmehr dessen Regent — mit seinen Beamten und Untergebenen, dann der Grossunternehmer-Geldbesitzer — einzeln oder in Gesellschaft — mit seinen Tagelöhner-Arbeitern; zuletzt arbeitet jetzt die selbständig gewordene Arbeiter-Gemeinschaft auf eigene Faust, auf gleichmässigerer Theilung und zwar am allerwirthschaftlichsten, sichersten und glücklichsten.

Diese Arbeitweise hatte zusehends die Zukunft für sich. Dort, wo auch das gemeinschaftliche Erben der ganzen freien Gemeinde und das gemeinschaftliche Erziehungswesen mittels der Kinder- und Lehrgärten angenommen ist, da greift natürlich alles aufs Schönste zusammen. Es ist dafür gesorgt, dass keiner zum Bettler, zum Unglücklichen wird; freilich aber ist auch gesorgt, dass anderseits Keiner zum arbeitbeherrschenden Geldprotz, zum allbeneideten Millionenbesitzer werden kann.

34.

(Die Gleichmacher.)

Als die Sache der Gesellschaftsverbesserung gerade am Besten stand, um sich in der erwähnten Weise zu gestalten, drohte ein dazwischenkommendes Ereignis alles Errungene wieder zu verderben. Es hatte sich vorlängst unter thatkräftigen Freunden der Freiheit,

die jedoch nicht den freiländischen Ausgesandten angehörten, ein weitreichender Bund oder Verein gebildet, der bei einem edlen und grossen Ziele, das er verfolgte, gleichwol durch verfehlte Mittel und gewaltsame Ausführungsart der guten Sache nur schaden konnte. Die Angehörigen des Bundes hiessen die „Gleichmacher“ und hatten es sich zur Aufgabe gemacht, auf alle nur mögliche Weise, offen und heimlich, mit Glimpf und mit Gewalt, die Einführung der rechtlichen Gleichheit in der Gesellschaft zu betreiben. Da ergab es sich sehr bald, dass bei der Ausführung die schlechteren Mittel vor den besseren, die schleichende Heimlichkeit und die kurzgebundene Gewaltthätigkeit vor der Offenheit und Glimpflichkeit, — mit der z. B. die Freistädter bei ihren Bekehrungen vorgingen — das Uebergewicht erlangten. Zuletzt gab es hierin fast keine Grenzen mehr. Wer der Aufforderung der „Gleichmacher“ nicht nachkam, ward räuberisch überfallen, geplündert, gebrandschatzt oder gar getödtet. Obzwar diese Feindseligkeiten und Gewaltthätigkeiten nur gegen Diejenigen gerichtet waren, die sich beharrlich dem Aufschwung der Freiheitsanbahnung widersetzen, so war doch auch dem Nichtbetheiligten bei solchem Verfahren nicht recht heimlich zu Muthe, umso mehr, nachdem einige Male von eifrigen „Gleichmachern“ auch Missgriffe begangen worden waren. Die gute Sache der Freiheit gerieth hiedurch beinahe in Verruf und wer im Gespräch etwa die ganz vernünftige Ansicht merken liess, dass es nöthig sei, zur Abschaffung der gesellschaftlichen Ungleichheit beizutragen, der gerieth dadurch leicht in den unangenehmen Verdacht, ein Genosse der Gleichmacher zu sein.

Was war nun zu thun? Wie sollte gegen die gewalthätigen Gleichmacher verfahren werden? — Griff man sie mit Gewalt an, so machte man sie, die für eine edle Sache Begeisterten, nur noch erbitterter und die Gutgesinnten wüssten denn schliesslich nicht mehr zu unterscheiden, welche von beiden Parteien eigentlich die Sache der Befreiung vertrete, die Gleichmacher oder deren Unterdrücker? Man musste dem geheimen Bunde also, um des edlen Zweckes willen, den er verfolgte, geneigt bleiben und ihrem Verfehl in Wahl der Mittel und Ausführung in glimpflicherer Weise zu steuern suchen. Einige Freistädter liessen sich zu dem Zwecke selbst in den Bund der Gleichmacher aufnehmen und suchten da in ihrer Weise für die Wendung zum Besseren zu wirken und auch der deutsche Herrscher selbst setzte alle Hebel in Bewegung, um die Gleichmacher zur

Mässigung und Glimpflichkeit zu bekehren. „Wer soll euch für Freunde der Freiheit halten“, wurde ihnen gesagt, „wenn ihr selbst die Andern vergewaltiget? Ihr werdet sagen: Wir greifen nur Diejenigen an, die überlebte und der ganzen Gesellschaft schädliche Vorrechte beibehalten wollen! Bedenket jedoch: Diese Vorrechte galten ja bislang noch als gesetzlich und wenn ein Vorrecht sich überlebt hat, d. h. von der Mehrheit als Unrecht empfunden wird, so gibt es ein ganz anderes und zwar einfaches und unschädliches Mittel: man schafft es im Weg der Gesetzgebung ab und das gesellschaftliche Leben geht wieder, nach wie vor, seinen ruhigen Gang fort. Wollt ihr durch Einschüchterung und durch Schrecken der Sache der Freiheit auf die Beine helfen? Bedenkt, welchen Widerspruch zwischen Zweck und Mitteln ihr da begeht! — Wollt ihr, Ungeduldige, denn das Trübe klären durch Umrühren, wollt ihr durch Aufregung beruhigen, durch Gesetzesübertretung Gesetzlichkeit anbahnen? Wenn aber das Gesetz nicht mehr geachtet wird, selbst nicht von den Edlen, wo soll die Gesellschaft noch ihren Angel- und Stützpunkt finden? — Ihr werdet auch sagen: Wir nehmen List und Gewalt zu unsern Mitteln, um damit Zeit zu ersparen; die ruhige Entwicklung geht uns zu langsam vorwärts. Wir wollen den Vorschrift zur Freiheit beschleunigen, indem wir klüglich hie und da mit der Gewalt eingreifen.“ Nun müsst ihr jedoch einsehen, dass diese Verkürzung und Beschleunigung, wie ihr sie von euren Mitteln erhofft, sich nicht bewährt hat und dass in jedem Falle die glimpflichen Mittel, die Niemandem Schaden bringen und keine Erbitterung im Gefolge haben, weitaus den gewaltsamen vorzuziehen seien.“

Es ward den Gleichmachern um ihres edlen Zweckes willen in Aussicht gestellt, dass der deutsche Herrscher selbst sich mit ihnen auf guten Fuss stellen und sozusagen ihrem Bund beitreten wolle, wenn sie künftighin sich aller unbilligen Gewaltthätigkeiten enthalten und nur innerhalb des vom Gesetz vorgezeichneten Weges ihren edlen Zweck verfolgen wollten. Diese Aussicht und Aufmunterung gab schliesslich den Ausschlag. Man hörte auf einmal nichts mehr von Brandlegungen, von gefährlicher Aufreizung des gemeinen Volkes, von Ueberfall und Mordthaten des geheimen Bundes und es dauerte nicht lange, so waren die gefürchteten Gleichmacher von den heiteren, aller Welt freundlichen und mit ihnen die gleichen Zwecke verfolgenden Freistädtern beinahe nicht mehr zu unterscheiden.

35.

(Deutsche Freiheit)

Die fortgesetzten und immer weiter sich erstreckenden Bestrebungen der Freistädter und ihrer Anhänger, geleitet durch den deutschen Herrscher, den grossen Staatsmann, der alle Fäden der Angelegenheit wie in einem Brennpunkt in seiner Hand vereinigt hielt, mussten endlich auch zu einem grossen Erfolge führen.

Der erste grosse Schritt, der nun gethan wurde, war die Freierklärung des ganzen deutschen Landes. Sobald einmal die überwiegende Mehrzahl der Gemeinden die Freiheitseinrichtungen bei sich eingeführt hatten, und sie alsdann untereinander in die entsprechende Gliederung getreten waren, so dass sich aus freien Gemeinden der freie Bezirk oder Gau, aus diesen das betreffende Land und aus diesen wieder das Reich stufenweise aufbaute und zusammensetzte, als dieser Zeitpunkt eingetreten war, trat der deutsche Herrscher in einer öffentlichen Kundgebung vor sein gesamtes untergebenes Volk und erklärte, dass er nun im freien Vaterland kein Herrscher mehr sein wolle von „Glückes“ wegen und daher von seiner Stelle zurücktrete, um dem freigewordenen ~~Volke~~ die Gelegenheit zu geben, sich ihren künftigen Staatsleiter selbst zu erwählen und wie sonst ein freies Volk die Schlichtung der eigenen Angelegenheiten nunmehr ganz in die eigene Hand zu nehmen. Und sieh, das aufgeweckte und zur Freiheit erzogene Volk war nicht undankbar. Es ward dem grossen allbeliebten Fürsten eine Ehre zutheil, wie sich deren seit Menschengedenken noch Niemand rühmen konnte: **er ward durch die freie Wahl seines ganzen Volkes zur Leiterschaft des grossen deutschen Vereinstaates berufen** und blieb ihm diese Würde, von Frist zu Frist bestätigt, so lange erhalten, als er selbst das Verlangen trug, sie ferner einzunehmen.

Durch diese seine Stellung als freianerkannter Leiter des grossen Staates im Herzen Europa's, dann durch seinen fortdauernden Einfluss bei dem allverbreiteten thatkräftigen Geschlecht der Freiländer und durch sein weltweit anerkanntes und erprobtes Geschick in der Leitung grosser Angelegenheiten brachte der deutsche Mann es schliesslich dahin, dass er in Wahrheit für den mächtigsten oder einflussreichsten Menschen unseres ganzen Erdkreises gelten konnte.

Die erste deutsche Freistadt — ihrer schönen Einrichtungen halber auch die Glückstadt genannt — hatte sich indess derart rasch entwickelt, dass sie zur Zeit als vollgeschlossener Ring dastand. Durch glückliches Zusammentreffen der Umstände, besonders durch ihr reges wirkungsreiches Geistesleben veranlasst, fügte es sich, dass sie in dieser Zeit förmlich zur Hauptstadt des ganzen freigewordenen Reiches erklärt ward, was sie im Geheimen eigentlich schon längst gewesen war. In ihrem Wappen oder Wahrzeichen trug sie von nun an die vielverheissenden zwei Worte: „Allen alles!“

36.

(Weltfriede.)

Den grossen Staatsleiter erwarteten nun nach der Freimachung des eigenen Vaterlandes bald noch viel grössere Aufgaben.

Die Jünger Heinrichs waren dazumal ja nicht blos nach Deutschland ausgezogen; ein Theil von ihnen hatte sich vielmehr zu den Deutschen Amerika's und in weiterer Abzweigung auch nach England gewendet, um dort überall, wo so viel schon für die staatliche Freiheit bereits gethan war, die Bildung und den Geist der Freiländer zu verpflanzen. Deren Erfolge waren im Ganzen nicht geringer als diejenigen der nach Deutschland Ausgesandten.

In gleicher Weise wie Diese begannen sie mit der Befreiung der Einzelnen, sodann mit der Schaffung einzelner Muster von freien Gemeinden, worauf dann die Befreiung ganzer Gaue, Bezirke, Landschaften und Länder erfolgte. Sowie sie einmal auf dem Punkte angelangt waren, Einfluss zu erlangen auf das Gesamtleben des ganzen betreffenden Staates, begannen sie auszuschaun auf die Erfolge auch der jenseitigen Ausgesandten und sich mit ihnen zur Fortführung ihrer Aufgabe in grösserem Masstabe zu verbinden.

So geschah es, dass der deutsche Staatsleiter, der grosse, edle Mann, welcher als geistiger Mittelpunkt und Leiter der gesammten deutschen Fortschrittsvereine die weitverzweigteste Wirksamkeit in Europa ausübte, bald auch bei den jenseitigen Ausgesandten und deren Anhängern Einfluss bekam und so durch ihn die Macht der gesunden Vernunft, in deren Namen und mit deren Mitteln Dieser von jeher zu handeln pflegte, auf dem ganzen Erdkreis verbreitet wurde.

✓ Nichts Grosses kann im Bereiche der Menschenwelt durchgeführt werden, wenn die Angelegenheit nicht von oben aus durch einen fähigen Leiter betrieben, und nicht von untenher durch verständnissinnig entgegenkommende Ausführer thätig ins Leben gesetzt wird; trifft jedoch dies beides glücklich zusammen und trägt die Aufgabe überhaupt die Weihe der gesunden Vernunft an sich, so gibt es keine Macht der Erde, die sich deren Verwirklichung mit Erfolg entgegenstemmen könnte.) So ging es auch hier. Von einer Stufe zur andern bedächtig vorwärts schreitend, brachte man es dahin, alle die besseren Völker und Staaten auf die Bahn ruhiger glücklicher Selbstentwicklung zu bringen. Die entgegretenden Hindernisse überwand und umging man mit so wohlberechneter Schlauheit, dass die im Namen der guten Sache Ueberwundenen dieser schliesslich selbst die Achtung nicht versagen konnten.

Man war so auf dem Punkte angelangt, dass in Wahrheit alle gebildeten Völker ihr Thun und Lassen aus eigener Macht zu bestimmen fähig waren. Die allgemeine Abstimmung der Bürger, der kundgegebene Wille der Mehrzahl, wurde überall zum heiligen Lösungswort. Nur mit diesem konnte man weitreichende Wirkungen erzielen. Womit erlangten nun die wenigen Leitenden den Einfluss auf die Willen der so zahlreichen Abstimmenden? Durch die Macht der Vernunft. Was sie im Stande waren, jedem einfachen Volksmann in klaren schlichten Worten als das einzig Richtige, als das Vernünftige und gleichsam Selbstverständliche darzustellen, das — aber auch nur das — konnten sie, mittels der Abstimmung zum Volkswillen gestempelt, ins Leben zu führen wagen.

Das war für den einzelnen rasch vorwärtsstrebenden Geist der Leiter freilich ein Hemmschuh; es versicherte aber die Goleiteten vor unbedachtsamen Versuchen und vor misslingenden Proben zu rasch Anstrebender und gab dem wirklich Eingeführten, eben weil es fast Allen selbst als einfach vernünftig eingeleuchtet, Festigkeit und Dauer.

Man hatte das Zeitalter der Freiheit sich nicht so naheliegend vorgestellt. Jetzt kann man wieder nicht gut begreifen, wie man auch nur ein andersgestaltiges öffentliches Leben ertragen sollte; wie man etwa von den wenigen Regierenden Sachen einführen lassen sollte, die man nicht deutlich als nützlich begreift, ja von denen man unschwer einsehen kann, dass sie dem Gemeinwesen schaden werden,

oder wie man mörderische Kriege mit einander führen könnte, wenn die streitige Sache so leicht und so gut durch ein unparteiisches Schiedsgericht erledigt werden kann oder überhaupt wie man offenkundige Bevorrechtungen, Unredlichkeiten und Verstösse der Leitenden und Verwaltenden geschehen lassen könnte, nur deshalb, um sich nicht als schutzloser Einzelner in weitentlegene Angelegenheiten zu mischen und etwa der Missgunst und Rache der Betroffenen anheimzufallen.

Es war wirklich, als ob die Menschheit von einem bösen Alp, der auf ihr gelastet, sich auf einmal befreit fühlte. Man hatte die Zeiten, in denen die Gewalt- und List- und Glückes-Herrschaft aufhören sollte, sich erst in fernster Zukunft einmal möglich vorgestellt und siehe, nun war sie, nach verhältnissmässig geringen Wehen, auf einmal da. Natürlich, dass Alles freudig zugriff. Selbst Diejenigen, die durch den Wechsel an ihrer Macht eingebüsst hatten, machten nun gute Miene, als sie sahen, wie das so gar nicht revolutionsmässig, d. i. mit Bürgerkampf und mit Hinrichtungen, zuzuging und schliesslich hielten sie das neue Ding, die geordnete Freiheit, dessen Entwicklung sie auf keine Weise verhindern konnten, sogar in Ehren.

Das Aergste, was Einem geschehen konnte, der hartnäckig dem allgemeinen Volkswillen sich widersetzen wollte, war gewöhnlich, dass er überall, wie ein dünkelfaßter Unkluger, ausgelacht wurde und nur, wo es wirklich nothwendig, trat Verbannung ein oder Uebergabe an die Besserungsanstalt.

Manchmal nur, bei gemischter Bevölkerung, hatte die Bildung der freien Gemeinden einige Schwierigkeiten im Gefolge; indess, mittels der ungezwungenen Willenskundgebung bei der allgemeinen Volks-Abstimmung wurde der eigentliche Wunsch und Wille der Mehrzahl bald ans Licht gebracht und anstandslos durchgeführt, wobei es der überstimmtten Minderzahl freistand, entweder in andere Gemeinden überzusiedeln oder sich klugerweise zu fügen.

Durch das Abkommen von Luxus und Schwelgerei und das allseitige Zurückgehen auf das einfach-natürliche und Nothwendige wurden überall eine Menge Arbeitskräfte erspart und die Gesamtwirtschaft des Menschenreiches gestaltete sich zu einer gleichmässig segensreichen und glücklichen.

Die freien Staaten — nach der vollbrachten Bildung der freien Gemeinden, Gaue oder Bezirke und Landesgemeinden — gestaltete

sich in der Regel auf die Art, dass man aus der Sprachenkarte leicht auch die Staatenkarte des Erdtheiles herstellen konnte: so stimmte fast überall die gleiche Sprache überein mit dem Gefühl und Wunsch der staatlichen Zusammengehörigkeit.

Bei den Völkern des Südens und Ostens, den sogenannten Morgenländern, war einstweilen noch kein rechtes freies Staatswesen zu gründen möglich. Da musste vorerst noch längere Zeit mittels Ansiedlung, Landbau, Hebung der Volksbildung u. dgl. der Grund dazu gelegt werden. An Russland rührte man einstweilen gar nicht. Das mochte sich zur geeigneten Zeit von selbst befreien. Der geschaffenen Völkerverbrüderung konnte es — sowie die Dinge jetzt standen — wenigstens nicht schaden. Jemehr freier Geist auch hier unaufhaltsam sich einschlich und Bahn brach in kleinen und zunehmend immer grösseren Kreisen, desto weniger war zu befürchten, dass der „Koloss“ einmal hunnen- und mongolenmässig auf den vorgeschrittenen Westen sich stürzen und da alles niedertreten würde. Als selbst der Befreiung entgegengehend war das Russenvolk einer solchen ihm zugemutheten Gräueltat nicht mehr fähig. Jene Schreckensgeschichte vom russischen Koloss war eben eine der vielen profezeienden Sagen, die schliesslich nicht erfüllt werden.

Man hatte einmal auch profezzeit, dass, sobald der mächtige deutsche Völkerstamm seine Aufgabe werde erfüllt haben — wie früher der romanische, noch früher der lateinische, griechische, egyptische u. s. w., — nunmehr auch der zahlreiche slavische Völkerstamm, der bisher so wenig Eigenes noch gethan hatte in der Welt, zu gleicher Thatenlust auferwachen und nun seinerseits den Uebrigen sein eigenes Gepräge aufdrücken werde. Wie wäre das jedoch mehr möglich gewesen, nachdem schon die Deutschen fast all ihr Grosses, das sie in jüngster Zeit vollbracht, nicht im Sinne eines für sich abgeschlossenen Deutschthums, sondern im Namen des weltumfassenden allgemeinen Menschenthums gethan hatten? Ein rechter Deutscher sein, hiess, sich nichts aus der zufälligen Stammesangehörigkeit machen, sondern ein rechter Allerweltsmensch und allgemeiner Menschenfreund sein. Jedes Pochen auf die besondere Stammesangehörigkeit, sei es die deutsche oder die slavische oder was immer für welche, wäre denn ein offenbarer Rückschritt zu früheren längstüberwundenen Stufen hin und viel mehr zu beklagen als zu wünschen.

Man hat
für die
Medien

So können die Slaven nur Grosses und Dauerndes vollbringen im Hinblick auf ein allgemeines oder reines Menschenthum und nicht als sondergestaltiges, mit dem Uebrigen sich in Gegensatz stellendes Slaventhum.

37.

(Schluss)

Von der Zeit an, als die Verbrüderung aller gebildeten Völker des Erdkreises und damit der Weltfriede erreicht war, von da an erst ist die Menschheit sozusagen mündig geworden. Herrenzeit und Priesterzeit waren vorbei und man befand sich also nun inmitten der **Völkerzeit**, um sich für die nächstkommende, die **Weltzeit**, vorzubereiten.

Zwar in einigen weniger zugänglichen Erdtheilen gab es noch immerhin Unfreie aller Gattungen, selbst bis zu den Halbwilden herab, aber der ausschlaggebende Theil der Menschheit war von innen und von aussen frei geworden, frei in der Erziehung, frei in der Gemeinde, im Staate und Staatenverein. Keine menschliche Einrichtung hat mehr ihren Schwerpunkt in der Willkür einer einzelnen Person oder einzelnen Genossenschaft, sondern es geht derselbe frei und naturgemäss vom Einen zum Andern über, je nachdem Jemand gerade durch Begabung und Gelegenheit berufen ist, der geistige Leiter einer Weltangelegenheit zu werden.

„Auf eine Zeit lang Leiter der ganzen Menschheit zu sein durch wirkungsreiche Verbreitung eines grossen Gedankens, ist nach wie vor das hohe Ziel eines jeden grossen Geistes.“ Nun es die ganze Menschheit einmal so weit gebracht hat, ist schon lange keine Klage der besseren Geister mehr: „Ach, wäre ich in spätern Jahrhunderten geboren! Das meine ist für mein Ideal nicht reif.“ Denn Keiner geht mit seinen Entwürfen und Bestrebungen über die Klugheit hinaus Keiner thut mehr den Fehler, die freiwendige Dichtung und die gebundene Wirklichkeit willkürlich mit einander zusammenzuwerfen und zu verwechseln.

Grosser Menschen würdige Aufgaben gibt es in jedem Zeitalter die Menge; denn die allgemeine Befreiungsaufgabe der Menschheit hat kein absehbares Ende. Befindet sich der Hervorragende in einer rascher voranschreitenden Zeit, so braucht er blos ihren grossen

Gedanken aufzufassen und ihn — sei es in der Dichtung, in der Kunst oder im Leben — zum Schönen zu gestalten. Lebt er in einer rückwärts gebliebenen Zeit oder vielmehr, ist sein Geist so weit vorausgeeilt, dass er sich mit seiner Gegenwart nicht befreunden kann, so mag er die faulen Stellen des Welttreibens mit den Nadeln des witzigen Spottes treffen oder mit den Keulenschlägen des strafenden Zornes aufrütteln und ausrotten und sodann auf dem reingemachten Grunde das Neue, das Zukunthabende mit Geschmack aufbauen, wo möglich nicht nur im Gedicht sondern auch im Leben.

Das ist der ~~Kreislauf der Geister~~. Auf den Profeten und Bahnbrecher folgt in der Reihe der Ausbauer und Vollender und so fort. So mag sich denn Jeder in seinem Zeitalter das ihm anstehende Theil der zukunthabenden Geistesarbeit auswählen. Ist dabei seine Bildung eine allseitig abgerundete, d. h. stimmen alle drei Hauptstücke derselben, **Kenntnis**, **Klugheit** und **Geschmack** gut miteinander zusammen, so gelangt der hervorragende Mensch auch allemal zum höchsten Lebensgenuss, zum Lebensglück.

Mit Immer wird und muss es — auch in den höchst entwickelten Zeitaltern — eine Masse der Gewöhnlichen, der Mittelmässigen, und eine Minderzahl der Auserlesenen unter den Geistern geben. Diese Masse zu bewegen durch die geeigneten Mittel, ist eben die Aufgabe der Erlesenen. Ihr, der ebenso berechtigten Masse, aber vor den Kopf zu stossen mit Stolz und Ueberhebung ist allezeit höchst unweise.

Nicht zum Klagen und Jammern und Verzweifeln, sondern zu Muth und Thatenlust gibt dies Verhältnis dem Hervorragenden Anlass; denn wäre es nicht so, so hätte er nicht die Ehre der Auserlesenheit, wäre Grosses thun und Kunstwerke schaffen was Leichtes, was Gewöhnliches, so wär' es nicht der Rede, geschweige der Bewunderung werth, wäre jene Ungleichheit nicht, so hätte der Gewöhnliche keinen Gegenstand der Verehrung mehr und Jeden müsste die ewige Seinesgleichenheit um ihn her geradezu eklig werden.

Nun war's auch Allen erkennbar, worauf die gesammte Wirksamkeit der grossen Natur eigentlich hinausläuft: auf die allgemeine Ordnung und Klarheit. Mit einem regellosen Alldurcheinander, dem sogenannten Chaos, hat die Geschichte begonnen. Ruhig konnte

nichts bleiben. So — man weiss nicht aus welcher Ursache — bewegte sich's. (War die Ur-Bewegung rein sinnlos, unzweckmässig, keiner dauerbaren Ordnung entsprechend, so hatte sie kein weiteres Ergebnis, sondern verlor und erschöpfte sich wieder. War die Bewegung aber irgendwo in dieser Ur-Welt einmal von der Art, dass sie einer dauerbaren Ordnung und In sichübereinstimmung entsprach, so erhielt sich diese Art Bewegung auch fernerhin und bildete den anregenden Mittelpunkt für allen im Bereich befindlichen bewegsamem Stoff, den Ansatz zu den nachmaligen Weltkörpern. Dieses Spiel der vergänglichlichen und der bleibenden Bewegung, so fortgesetzt und zu immer neuen Ordnungen und Gestaltungen Anlass gebend, fortgesetzt seit undenklichen Zeiten her, hat eben die Welt aufgebaut. Aus dem Alldurcheinander, aus der äussersten Ordnungslosigkeit hat sich allmählig die Ordnung, die Klarheit, die Freiheit, Gesundheit und Schönheit eingestellt. So ging's auch bei der Entstehung und Entwicklung der Menschheit zu, so auch bei der jedes Einzelmenschen. Aus dem unklaren Durcheinander zur Ordnung, zur Klarheit, Gesundheit und Schönheit bis zur höchsten denkbaren Vollendung (Selbstgenuss, Gottheit, Himmel) geht die Geschichte jedes Einzeldings, geht die All-Geschichte der ganzen grossen Natur. Der Kreis, in dem die einzelnen Daseinsformen gleichsam verwandtschaftsmässig aneinander sich schliessen, er wird dabei immer weiter und grösser, bis er wol einst das ganze Weltall umfasst.

So ward auch, in Folge der Freiheitverbreitung, der Kreis der bildungsfähigen und gebildeten Menschheit rasch zunehmend immer grösser. Bis an die äusserste Thule hin — getragen von grossen Flugwerken — zogen unternehmungs- und abenteuerlustige Vorkämpfer und Wegbahner der Bildung — die neue Bibel, die für diesen Zweck zubereitete und wol auch in allverständlicher Bildershaft gedruckte, zur Hand — um in ganz anderer Art als seinerzeit die christlichen Missionen, die geistige Eroberung der zurückgebliebenen Völkerschaften zu unternehmen. Klug, wie sie's anstellten, hatten sie überall bald Erfolge, geradeso wie seinerzeit die jüngeren Freiländer sich das Volk des nahen Festlandes leicht zahm gemacht und herangebildet hatten. Andere wieder richteten ihre Unternehmungen nicht so weitschichtig ein, sondern suchten sich ein mehr naheliegendes Feld der freiheitverbreitenden Thätigkeit in ihrem eigenen Erdtheil auf.

Die Freiheit hat — man merkte das bald überall — ein volk-beglückendes und ein befruchtendes Wesen an sich. Früher war der natürliche Verkehr der beiden Geschlechter durch die gedrückten Gesellschafts-Verhältnisse so vielfach gestört und verhindert gewesen, dass der erwachsene Mann erst spät zur Gründung eines eigenen Hauswesens kam, das Weib oft zeitlebens nicht zur Erfüllung der angemessenen natürlichen Bestimmung gelangte. Durch die geordnete Freiheit aber hatte jeder erwachsene Mann und jedes entwickelte Weib Gelegenheit, zur geeigneten Zeit ein frisches und freudevolltes Zusammenleben sich einzurichten, aus dem dann auch eine frische und gesunde Nachkommenschaft entspross. *) Diese genoss dann in den überall verbreiteten Kindergärten der freien, nichts verderbenden Erziehung und behielt so den frischen, lebendigen Geist, mit seiner allumfassenden Kenntnis, seiner nicht in Verlegenheit zu bringenden Klugheit und dem reinen Sinn und Geschmack für alles Vollkommene und Schöne.

Die Bevölkerungszahl in den mit Freiheits-Einrichtungen versehenen Staaten und Ländern hob sich bald so rasch, dass allerwärts die Auswanderung in Gang kam. Sie nahm ihren Zug vorerst in die nahegelegenen wenig bevölkerten aber fruchtbaren Gefilde Ungarns und der Donaufürstenthümer, dann immer weiter hinab bis in die eigentlich türkischen, wie die griechischen und egyptischen Gelände, welche alle in alten Zeiten bereits einer hohen Ausbildung theilhaftig, nun aber grossentheils in trauriger Kahlheit und Verkommenheit dringend zu neuer geordneter Bebauung und Besiedlung auforderten.

In der weitvorgesrittenen Völkerzeit der Menschheit mit ihren entwickelten Verkehrsmitteln ist nun schon sehr ausgeprägt das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen Völkerschaften zur gesammten Menschheit. Es ist dies der langvorbereitete Uebergang zur Weltzeit. Schon hat man sich der freiländischen Kunstsprache, der indess noch weiter entwickelten, bedient, um ein bequemes

*) Nicht etwa mehr Geburten als früher, gab es, sondern eher weniger, weil die Weiber endlich so klug geworden waren, keine blossen, unermüdlichen Gebär-Maschinen — von 10, 12 bis 14 Kindern! — aus sich machen zu lassen, aber dafür, vermöge besserer Gesundheit und Pflege, weniger Kinderode gab es alsdann.

allgemeines Verständigungsmittel, eine Weltsprache, an ihr zu haben und wenn es so fortgeht, werden endlich alle übrigen Einzelsprachen in dieser einen, die Vorzüge aller übrigen in sich vereinigenden, zusammen aufgehen; aber auch die Sitten der einzelnen Völker, soweit sie nicht durch die Landeslage bedingt sind, werden immer mehr und mehr übereinstimmend: man wird nicht bloß das Mitglied seiner Gemeinde, der Bürger des Staates sein wollen, in dem man lebt, man wird ein rechter Allerwelt-Bürger sein, ein Vertreter des Menschenthums schlechthin.

Die Menschen werden immer zahlreicher; werden ihrer schliesslich nicht zu viel sein, dass sie alsdann einander im Wege stehen und dabei schreckliche Noth erleiden? — Unnöthige Besorgnis! Abgesehen davon, dass ein so fernes Zukunftselend uns nichts angehe: gewiss ist, dass bei solcher Gelegenheit der entwickelte Klugheitsgeist der Menschheit, durch solche Bedrängnis angespornt, entsprechende Hilfe erlangen wird und wenn diese Menschen auch dereinst ihre Lebensmittel auf wer weiss wie künstliche Weise sich verschaffen und zubereiten und wenn dann etwa auch die sonst natürlich erfolgte Zuchtwahl (Auswahl der besser Gearteten zum Fortleben, der schlechter Gearteten zum Zugrundegehen) einmal (nach alter spartanischer Art) von den Menschen selbst — u. z. steigend immer strenger — ins Werk gesetzt werden müsste! — Keine Sorge! Der höhergebildete Mensch der Zukunft wird sich jeweilig schon zu helfen wissen! — Hat dann die Noth ein Ende, so werden abwechselnd wieder die Wissenschaften und Künste der Muse an die Stelle derer der Noth und des Nutzens treten und das gesicherte Leben klären und verschönern. So wird — was auch kommen mag — immer bald das rechte Gleichgewicht in den Angelegenheiten des Menschengeschlechtes auf Erden wiederhergestellt sein.

Wann endlich auch alle Steppen und Wüsten des Erdballs werden bewohnbar, alle Stoffe, Steine, Pflanzen und Thiere und alle Kräfte der Natur dem klugen Geschlechte der freien Menschen werden dienstbar gemacht sein, die ganze Menschheit allgemein in den Stand der höchsten Selbständigkeit und Mündigkeit hinaufgerückt sein wird und wenn der grosse Geist „der wenigen Auserwählten unter den vielen Berufenen“ also auf Erden sich durchaus keine Aufgaben mehr finden sollte, so wird derselbe dennoch nicht ruhen und „müssig“ bleiben. Er wird endlich — wie es auch kommen mag — wol Mittel

und Wege finden, um von dem errungenen Standpunkt immer noch weiter zu gelangen, nämlich dahin, um die Menschheit, die bisher auf den Erdball festgebannte, auch einmal mit dem äussern Weltall in wirksame Verbindung zu setzen, es wird der Mensch also — von der Weltzeit übergehend in die nächsthöhere Stufe der Entwicklung — schliesslich noch zur genaueren Erforschung der Sterne und zum lebendigen Wechselverkehr mit deren Bewohnern gelangen. —

Und so weiter. -- — —



Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Einleitung	V
I. Buch: Der Freiheitgründer.	
1. Eingang	3
2. Heinrichs Jugend	3
3. Die Lehrjahre	4
4. Freigeisterei	6
5. Zweifel und Trost	7
6. Der Wendepunkt	9
7. Der Lebensplan	13
8. Die Vorbereitung	15
9. Bekanntwerden mit Agnes	16
10. Die Vorträge	18
11. Wirkung auf Agnes	19
12. Der Liebesbund	20
13. Das Kindersuchen	22
14. Der Kindergarten	24
15. Ein Lehrstück vom Eigenthum	27
16. Die beiden Erziehungsarten	29
17. Arbeiten der Kinder	32
18. Erste Forschungen	33
19. Die Götterlehre	35
20. Erzählung der alten Geschichte	37
21. Die drei Hauptsünden	38
22. Das Glaubensbekenntnis	39
23. Die Glaubenswuth	41
24. Reise ins ruhige Land	42
<hr/>	
25. Die Ansiedler	44
26. Liebeszeit der Freiheitsjünger	46
27. Gedanken an die Zukunft	47
28. Der Plan vom Lehrgarten	49

	Seite
29. Die Weltreise	52
30. Die Zurückgekehrten	54
31. Gestaltung des Kindergartens	55
32. Gewinnung neuer Mitarbeiter	56
33. Vorarbeiten zum Lehrgarten	57
34. Der Ausbau desselben	58
35. Freiländer-Geschmack	59

II. Buch: Der Besuch auf Freiland.

1. Eingang	65
2. Karls Vorleben	65
3. Die Rettung	66
4. Die Landung	68
5. Ankunft beim Kriegspiel	69
6. Empfang in Heinrichs Hause	71
7. Karls Trübsinn	73
8. Tröstung durch Heinrichs Tochter	75
9. Leben und Ende des Grossonkels	76
10. Die Bücherhalle	77
11. Das Haus der Mütter	79
12. Der Tummelplatz der Kleinen	82
13. Kinderleben	88
14. Leben der Knaben und Mädchen	92
15. Der Werkplatz	96
16. Die Musterwirtschaft	99
17. Die Liebesverhältnisse	102
18. Die Schönheitvolle	104
19. Heinrichs Häuslichkeit	107
20. Gesundheit auf Freiland	108
21. Der Jungen Rechte und Rechtsgeschichten	110
22. Das grosse Kriegspiel	113
23. Baumstark und der böse Schalk	117
24. Häuslichkeiten	120
25. Am Badensee	120
26. Gruppen am Seestrand	123
27. Karl im Säulensaal	125
28. Die Naturschule	126
29. Der Pflanzen- und Thiergarten	128
30. Weitere Sammlungen	130
31. Das Mädchen vorm Spiegel	131
32. Menschenschule und Gesichtsgarten	132
33. Der junge Gottesläugner	133
34. Die Geschichtserzählerin	137

	Seite
35. Ein Abend mit den Jungen	141
36. Der Schönheitsgarten	144
37. Das Gemäldehaus	147
38. Der Spielmann und die Tonhalle	149
39. Das Geberden- und Singspiel	153
40. Eine Bühnenaufführung	156
41. Nach der Aufführung	157
42. Kindergarten-Besuche	158
43. Gottmann, Heinrich Sohn	161
44. Gottmanns Liebesgeschichte	165
45. Der Sternentraum	170
46. Auskunft des Bühnenleiters	176
47. Im Thal der Liebenden	177
48. Rückfall in die Schwermuth	181
49. Karls Liebe und Leben	183
50. Eine Festzeit	185
51. Das Vorhaben des jüngern Geschlechts	195
52. Die Aussendung und Heinrichs Ende	202
53. Schluss zum zweiten Buch	204

III. Buch: Die Ausgesandten.

Einleitung zum dritten Buch	207
1. Das erwählte Ländchen	208
2. Der Gesellschaftszustand	209
3. Die Aufgabe	212
4. Ein Beispiel	216
5. Lebensordnung	218
6. Das Erziehungs-Unternehmen	219
7. Anderweitige Unternehmen	221
8. Bekanntschaft mit dem Fürsten	226
9. Versammlungshaus und Kindergarten	229
10. Freiländische Begebenheiten	232
11. Gottmanns Klage	234
12. Der glückliche Ausweg	241
13. Errungenschaften	246
14. Die Versammlung der Freiheitsfreunde	249
15. Einführung der Meinungsfreiheit	260
16. Die freie Gemeinde	264
17. Die freien Christen	266
18. Die Freistadt	270
19. Freistädter Ordnung	273
20. Die ständigen Unternehmungen	276
21. Die Volksbank	279

	Seite
22. Freistädter Wirtschaft	282
23. Leben des Freistädters	286
24. Der Freistädter Lehrgarten	295
25. Die Bücher und Blätter	299
26. Gottmanns Alter	303
27. Liebe und Leben	304
28. Besucher der Freistadt	307
29. Kriegspiel und Kriegsübung	311
30. Die freie Landesgemeinde	315
31. Die Eingeweihten	316
32. Ein grosser Deutscher	319
33. Das Freiheitsunternehmen	322
34. Die Gleichmacher	329
35. Deutsche Freiheit	332
36. Weltfriede	333
37. Schluss	337

Berichtigungen.

- | | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------|
| S. 3, Z. 11 v. u. den — das muss. | S. 241, Z. 12 v. u. aufzuweisen, das auch |
| S. 15, Z. 2 v. u. Kam Jemandem dieser vertrauliche mit Kindern befremdend vor, so sagte er: | S. 244, Z. 6 v. u. und wir können dies mit des Fürsten vielleicht thun —, |
| S. 19, Z. 12 v. u. und er eröffnete in | S. 260, Z. 16 v. o. überall gehörig bebaut war. |
| S. 26, Z. 2 v. u. und geschniegelt zu sein. | S. 269, Z. 8 v. o. am besten haben und sie |
| S. 83, Z. 18, v. u. aufzurichten, das, wenn es | S. 290, Z. 17 v. u. Tischbedienung, |
| S. 101, Z. 5 v. u. über die Zählbarkeit und | S. 291, Z. 11 v. o. irgend eine andere Weise die |
| S. 128, Z. 17 v. u. Die Lurche d. s. Frösche, Kröten, Salamander u. dgl., die Schleicher (Schildkröten, Eidechsen, Schlangen u. dgl.) und die Vögel | S. 292, Z. 3 v. o. erst, beim Erlangen des |
| S. 128, Z. 6 v. u. dieser Beobachtungsgänge führt. | S. 294, Z. 15 v. o. Jeder stolz auf die |
| S. 132, Z. 14 v. o. über dem Antheil | S. 305, Z. 4 v. o. Treue, wol aber |
| S. 132, Z. 10 v. u. ansprechender Reihenfolge | S. 308, Z. 4 v. u. Das durch Ehrlichkeit |
| S. 134, Z. 11 v. u. Wesen, das nicht | S. 314, Z. 7 v. u. der Führer Fähigkeit |
| S. 163, Z. 18 v. o. schon von selbst über | S. 315, Z. 14 v. o. Ernste das Gesamtvaterland |
| S. 164, Z. 18 v. o. gedacht, Einer der | S. 315, Z. 13 v. u. Fürsten nunmehr |
| S. 171, Z. 6 v. u. ihm darüber weghelfen. | S. 320, Z. 13 v. o. wol bequemen, von meinem Throne aus |
| S. 229, Z. 5 v. o. und wälte darin | S. 321, Z. 13 v. u. Derjenige der Sieger sein, |
| S. 235, Z. 15 v. u. Gespräches, das sie | S. 325, Z. 16 v. o. so dass einige |
| S. 238, Z. 9 v. o. wieder die Geschniegelsten | S. 334, Z. 6 v. u. rasch Anstrebender und |
| | S. 335, Z. 13 v. o. verhältnismässig |
| | S. 336, Z. 4 v. u. Jedes Pochen auf |

Im Commissions-Verlage der Actiengesellschaft
Leykam-Josefsthal in Graz erschien früher:

Populäre Philosophie

oder

gemeinverständliche Weisheits- und Wissenschaftslehre.

Für alle Bildungsfähige

verfasst von

Ferdinand Amersin,
Schiffsarzt.

In drei Büchern.

Erstes Buch:

Einleitung und Schule der Natur.

Preis 1 fl. Ö. W. = 20 Sgr.

Zweites und drittes Buch:

Schule des Lebens, Schule der Kunst,

zwei Beilagen und Inhaltsübersicht.

Preis 1 fl. 75 kr. Ö. W. = 1 Thlr. 5 Sgr.







3 2044 010 152 437

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED
MAY 19 1994

